Der
Pächter Martin
und
Sein Vater.

Erster Band.

Leipzig 1792.
Bey Georg Joachim Göschen.

[illegible]

[illegible]

Vorrede.

„Martin, warum schreibst du?“ — Aus Ehrgeiz? — Das wäre wohl einer meiner närrischsten Einfälle der närrischsten. Nein; nicht aus Ehrgeiz. Auch nicht um ein Paar Thaler Geld zu verdienen; denn ich habe, Gott sey Dank, mein ehrliches Brod, und zwei gesunde Hände zur Arbeit. Auch kann

ich nicht sagen, daß mich meine Freunde darum gebeten hätten. Ich will's euch aufrichtig gestehen, wie ich auf den Einfall gekommen bin.

Ich hatte einen Vater, von dem ich füglich behaupten darf: es war ein ganzer Mann! Sein Herz — es giebt viele gute, sehr gute Menschenherzen, aber unter allen, die ich noch kennen lernte (so weit man so was kennen lernen kann) unter allen, das meinige nicht ausgenommen, fand ich noch keins, das durchaus so gut war, wie das Herz meines Vaters. Und sein Kopf — machte seinem Herzen keine Schande.

Ihr meint, das klinge wie Selbstlob, weil der Gelobte mein Vater sey. Das meine ich nicht; und bey Gelegenheit will ich euch sagen, warum ich in dem Stücke andrer Meinung bin.

Jetzt bleiben wir hübsch bey der Hauptsache. — Nun da dachte ich: es möchte manchem frommen, wenn ich ihm erzählte, was mein Vater gesagt und gethan habe. Ich will's also erzählen, so gut ich's kann; und es sollte mich baß freuen, wenn es jemanden frommte.

Ich war erst Willens, seine ganze Lebensgeschichte, von der Geburt an bis zum Grabe, in seiner Ordnung aufzuschreiben;

habe aber den Versuch aufgegeben: denn ich überlegte, daß ich nur ein Abendstündchen — nach vollbrachter Arbeit — auf's Schreiben verwenden könne, und daß mir dann wohl nicht immer zu rechter Zeit einfallen möchte, was der Ordnung nach eben folgen müßte. Demnach will ich auf die feine Ordnung, so sehr ich sie sonst liebe, dermalen Verzicht thun, und lieber jeden Abend das schreiben, was mir eben am Tage eingefallen ist. Nun könnt's aber kommen, daß mir manchmal auch ein guter Gedanke einfiele, den ich selbst gedacht hätte: und da seh' ich nicht ein, warum ich ihn nicht auch aufschreiben sollte. Gern würde ich zwar in dem Falle dabey

sagen, daß *es mein Gedanke* wäre: ich merke aber schon zum voraus, daß mir das viel Kopfbrechen kosten würde. Es ist mir schon oft so gegangen, daß ich zuversichtlich glaubte, ich hätte dieß oder jenes selbst erdacht, und am Ende fand ich doch, daß mir's mein Vater vorgedacht, oder mir doch auf die Spur geholfen hatte. Was zu thun? Ich schreibe, was mir *wahr* und *gut scheint*, und was es wirklich *ist*, das gehört ganz oder doch zum größern Theile meinem Vater.

Was gefehlt ist, hat Martin gefehlt. — Doch will ich das, was *ganz* gewiß und *wörtlich* von meinem Vater

kömmt, mit ein Paar Doppelhäkchen (ich glaube man nennt's Anführungszeichen) kenntlich machen. *)

*) Ein Theil von Pächter Martins und seines Vaters Erzählungen, Launen, Einfällen, Philosophie für's Haus ꝛc. wurde zum erstenmale im Deutschen Merkur gedruckt. (S. das 6, 10 u. 12te St. 1791.)

A. d. H.

Verzeichniß

der in diesem ersten Bande enthaltenen Nummern, nach Aufschrift und Seitenzahl.

Seite.

I.

Ueber Namen und Titel. . 1

II.

Der Mann, der mir beneidungswürdig schien. 5

III.

Ich sehe gern Licht. . 9

IV.

Das Sonntagskleid. . 12

Seite.

V.

Eine Erfahrung aus dem heiligen Ehestande. 13

VI.

Ueber Kleidertrauer und Begräbniß. 18

VII.

Fragment aus einem alten Kochbuche. 23

VIII.

Die großen und kleinen Zahlen. . 38

IX.

Noch eine Vorrede. . 45

X.

Hulderich. . . 49

XI.

Mein Vater. . 68

XII.

Der Minister. . . 93

Seite.

XIII.

Die Bildergallerie. . 100

XIV.

Etwas über Menschenkenntniß. 111

XV.

Vom Zutrauen. . . 121

XVI.

Von seidenen, wollenen und hanfenen Nerven. . . 125

XVII.

Ein kleiner Beytrag zur Beantwortung der großen Frage: wie man Leidende trösten müsse. . . 127

XVIII.

Die Fesinacht im Mondscheine. 141

XIX.

Die Priesterin der Juno. . 149

Seite.

XX.

Meine Ordnung. . . 153

XXI.

Meine Wünsche. . . 161

XXII.

Bringe keine schlimme Botschaft; bekömmst sonst schlimmes Trinkgeld. 163

XXIII.

Ueber Selbstprüfung. . . 166

XXIV.

Das Sonntagsbuch. . . 175

XXV.

Ueber Hypochondrie und frohe Gesichter. 192

XXVI.

Ueber Unschuld. . . 201

XXVII.

Geschichte der unglücklichen Luise L**. 215

Seite.

XXVIII.

An Mädchen und Jünglinge. 234

XXIX.

Die Schreibetafel. . 239

XXX.

An Mädchen, welche glückliche Weiber werden wollen. . 248

XXXI.

Ein Abendlied. . . 252

XXXII.

Ein Morgenlied. . 255

XXXIII.

Lied auf Bergen zu singen. 258

XXXIV.

Warum ich vorstehende drey Lieder habe drukken lassen. . 260

XXXV.

Ein Beytrag zum Kochbuche. N. VII. 263

Seite.

XXXVI.

Der letzte Tag im Jahre. . 269

XXXVII.

Gedanken und Empfindungen am Vorabend des Neujahrs. Eine Vorlesung. 274

I.

Ueber Namen und Titel.

Martin — ja, wie ich noch ein kleiner Bube war, so hätte ich was drum gegeben, wenn mich mein Vater hätte anders nennen lassen, so fatal war mir der Name. Weiß selbst nicht warum, aber — er war mir fatal. Ich glaube aber doch, es kam daher, weil mich einmal der Verwalter dummer Martin schimpfte, und da sprach er das Martin so vertrackt aus, als wenn sich's schon an sich verstünde, daß Martin so viel als ein Dummkopf hieße, wenn man auch das dumm nicht dazu setzte. Nun wie dem auch sey, genug ich hätte lieber Caspar, oder Nico-

lans, oder wie ihr wollt geheißen, nur nicht Martin. Da erzählte aber einmal mein Vater von Doktor Luthern, daß der ein Mann wie ein Daus gewesen wäre, und der hätte auch Martin geheißen. Juch he! da sprang ich vor Freude wie ein Böckchen, und sagte es alt und jung, und ich glaube gar, auch unserm alten Spitz, daß Doktor Luther auch Martin geheißen hätte. Von der Zeit an klang mir der Name Martin wie Glock zwölfe zu Mittage, wenn's zur Schüssel geht. Glaubt deshalb ja nicht, als sey ich so abscheulich Martin-Lutherisch, daß ich irgend einen andern hassen oder nur minder lieben könnte, der Luthers Katechismus nicht gelernt hat. Gott behüte! Aber Respekt, recht viel Respekt habe ich vor dem seligen Luther. Es war ein Ehrenmann. Ich würde die Mütze vor ihm abziehen, und wenn ich der heilige Vater von Rom selbst wäre. — Zwar der heilige Vater von Rom trägt keine Mütze. Ey nu, es ist so um's Mützenabziehen ein sehr zwey-

deutig Ding; das fühl' ich, so oft ich die Mütze vor unserm gnädigen Herrn abziehe. Aber Respekt. recht viel Respekt habe ich vor dem seligen Luther.

Also, wie gesagt, ich war stolz auf den Namen Martin, und mochte es wohl damit übertreiben. Siehe, da kam einmal mein Vater mit ernstem Gesicht zu mir, und sagte: „An dem Paul Martin ist doch kein gutes Haar!“

An wem? an welchem Martin?

„An unserm Kleinknecht.“

Hm! Der heißt ja Paul.

„Ja Paul Martin.“

Das ärgert mich, daß er Martin heißt; so hieß ja Doktor Luther.

„Paulus war eben so brav wie Luther. Der Kerl hat beyder Namen und taugt doch nichts. Es ist mit den Namen wie mit den

Titeln. Eigentlich ehren können sie nicht, wohl aber den, der des Namens und des Titels nicht werth ist, desto mehr schänden. Unser Spitz ist ein gutes Thier seiner Art, und niemand tadelt ihn, daß er nicht mehr ist; aber man lacht über unsers Nachbars Spitz, weil er Löwe heißt, und doch nur ein Spitz ist!“

Von der Zeit an war ich mit meinem Namen eben nicht unzufrieden, aber auch nicht stolz darauf.

II.

Der Mann, der mir beneidungswürdig schien.

War je einmal ein Mensch, den ich um sein Glück beneidet habe, so war es ein gewisser Rath eines Fürsten, der noch lebt, den ich aber nicht nennen will, um ihm seine Freude nicht zu verderben. So ganz genau genommen war es wohl eben kein Neid; denn ich gönnte ihm sein Glück gar herzlich, aber ich hätte alles drum gegeben, wenn ich hätte eben so glücklich seyn können, wie er war. Ihr könnt leicht denken, daß ich ihn nicht beneidete, weil er ein Fürstenrath ist und ich nur der Pächter Martin bin. Pächter Martin kennt mehrere Fürsten- und Königsräthe, und Fürsten und Könige selbst, die er nicht einen Augenblick beneiden könnte, und mit denen er nicht tauschen würde, wenn er auch nicht

Pächter Märten, sondern nur Pächter Märtens Kleinknecht, oder sein Gänsehirte wäre. Aber mit dem da, den ich nicht nennen wollte, um ihm seine Freude nicht zu verderben, war's ganz eine andere Sache. Der hatte euch seinen Fürsten, der ein Leichtfuß war, (wie es deren mehr geben soll) so ganz allmählich umgestimmt, daß er wurde, was alle Fürsten seyn sollten, aber nicht immer sind — allen seinen Unterthanen ein lieber guter Vater. Da kamen Dinge zu Stande, die ihr euch im Schlafe nicht schöner hättet träumen können. In Zeit von sechs Jahren blühte das Land wie ein Paradies, und die Menschen waren so froh darinnen, wie Adam und Eva, ehe sie den verwünschten Apfel gegessen hatten. Und das alles war das Werk des guten Rathes; und der Fürst wußte es selbst nicht, und, außer mir wußte es nur noch ein einziger Mann auf dem Erdboden. Wie er das angefangen habe, daß es der Fürst selbst nicht wußte, das kann ich euch so genau nicht sagen.

Aber wenn er so was gedacht hatte, das gut wäre, wenn der Fürst darnach thäte, so wußte er es dem Fürsten so unmerklich in's Herz zu schieben, daß der Fürst geschworen hätte, es wäre ihm nicht hinein geschoben, sondern wäre da auf eignem Grund und Boden gewachsen. Daher kam's denn, daß der Fürst seinen Rath zwar lieb hatte, weil er wußte, daß er ein ehrlicher Mann sey, dergleichen bey Hofe nicht viel gedeihen sollen — weil die Gluth der Fürstengunst alle gute Pflanzen ausdorrt: — aber daß sein Rath durch ihn denke und handle, daß er nur so ein Ding, wie ein Clavier, und sein Rath der Spieler sey, das ließ er sich nicht einfallen. Und gut für ihn und sein Land, daß es ihm nicht einfiel, er würde sonst seinen treuen Diener weniger geliebt, und weniger Gutes gethan haben. So aber that er viel Gutes, und seine Unterthanen liebten ihn, wie die guten Kinder ihren guten Vater, und dankten ihm, daß er's ihnen so wohl seyn ließe. Und

das thaten sie einmal so festlich schön und rührend, daß männiglich, und dem Fürsten selbst, die heißen hellen Thränen über die Backen herab liefen. Da stand nun sein Rath neben ihm, als bloßer Zuschauer, und sein Angesicht glänzte wie das Angesicht eines Engels. Bey dem einzigen Gott! ich glaube, daß in der Stunde kein Engel im Himmel seliger war als — der Mann, der da als bloßer Zuschauer neben dem Fürsten stand!

Schöner, meint ihr, wär's aber doch gewesen, wenn der Fürst nun seine Hand ergriffen, ihn vor den Augen des ganzen Volks umarmt, und laut gesagt hätte: Das ist der edle Mann, dem ihr alle das Gute, das ich euch that, zu verdanken habe! —

So? meint ihr das? — Nun habe ich nichts weiter mit euch davon zu reden.

III.

Ich sehe gern Licht.

Wenn ich zuweilen in der Dämmerstunde — oft kommt's nicht, aber doch zuweilen — düster wie der herannahende Abend vor mich hinstarre, und meine liebe Marie bringt das Licht in die Stube, so ist mir's oft, als wenn's mit einemmale, nicht bloß in der Stube, sondern auch in meiner Seele heller lichter Tag würde. Als mein Heinrich — der gute Heinrich! — gestorben war, saß ich eines Abends in meiner dunkeln Kammer, unaussprechlich traurig. Es war als wenn mir's die Brust zusammenschnüren wollte. — Ich hätte so gern geweint, und konnte nicht weinen. Mit einemmale geht die Thür auf, und — es war eben meines Wilhelms Geburtstag, woran ich nicht gedacht hatte — meine Marie brachte den Geburtstagskuchen mit Lich-

tern beschaft. Da war's als wenn mir ein großer Stein vom Herzen fiele, und ich konnte herzlich weinen.

Es gab mir einmal ein gelehrter Mann einen sehr gelehrten Grund an von dieser Erscheinung, wie er's, glaube ich, nannte; der aber, bei aller seiner Gelehrsamkeit, auf den einfältigen Martin nicht recht passen wollte — vielleicht eben deswegen weil er so gelehrt war. Die Ursache, die ich mir denke, ist sehr einfältig, ich wollte aber wohl darauf wetten, daß sie, trotz ihrer Einfalt, doch die wahre wäre. Als kleiner Bube freute ich mich auf kein Fest im ganzen Jahre mehr, als auf's Christfest. Da wurde in die Mette gegangen, wo viele hundert Lichter brannten, und wo ich zu den Hunderten auch mein Lichtchen anzündete. Nach der Mette wurde beschert, und beim Bescheren brannten wieder ein halb Schock Lichter; das war eine Herzensfreude!

Man denkt der alte Martin freilich in dem Augenblick, wo die Lichter seine Seele aufhellen, an seine Mutter und Christbescherung; aber er denkt auch, wenn zu Mitternacht des Wächters Ruf ihn traurig macht, nicht immer an den Tod seiner Mutter, und ist doch überzeugt, daß kein Nachtwächter ihn, mit seinem heisern Rufe, traurig machen könnte, wenn er nicht in seinem fünften Jahre am Grabe seiner Mutter, durch den, der da so tönend, so schaurig sang, so gewaltig wäre erschüttert worden.

„Starke Eindrücke in der Kindheit empfangen, kann keine Zeit vertilgen! — Nimm da ein liebes, frohes, freundliches Wort, und, wo möglich, auch ein freundliches Kindermädchen; sonst wird dein Kindlein auch ein Martinhof werden."*

IV.
Das Sonntagsfest.

Meinetwegen möget ihr immer noch einige Festtage abschaffen; denn die Menge von Festtagen macht Bettler, Landstreicher und Lumpen reichlich. Aber den Sonntag haltet mir in Ehren! Ich weiß nicht, ob die Vornehmen und Gelehrten eben so gut oder schlecht, als sie ohnehin sind, bleiben würden, wenn kein Sonntag wäre; aber das weiß ich, daß der gemeine Bürger und Landmann kaum halb so gut seyn würde, als sie sind, wenn kein Sonntag wäre. Der Lehre und des Unterrichts gar nicht zu gedenken, so ist schon das eine große Wohlthat, nach sechs arbeitsvollen Tagen einen Ruhetag zu haben.

„Den könnte sich aber jeder selbst machen."

Glaube das nicht! Die reichen Fabrikanten würden gewiß ihren Arbeitern keinen Ruhetag

[illegible]

[illegible]

X.

Eine Erfahrung aus dem heiligen Ehestande.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. — [illegible] — [illegible] — — —

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

VIII.

Fragment aus einem alten Tagebuche.

Ihr habt mir gewiß den Vorwurf nicht mit Recht machen, daß ich ein empfindsamer Schwärmer wäre; doch danke ich der lieben Mutter Natur, daß sie mich nicht zum starren Kopfe gemacht, sondern mir auch ein Herz gegeben hat. Erhalte mir's, liebe Mutter!

Ich weiß, daß ich noch lange nicht so gut bin als ich sein könnte; aber ich weiß auch, daß ich nicht einmal so gut sein möchte, als ich bin, wenn ich nicht dieß Herz hätte, daß sich mit den Fröhlichen freuen und mit den Weinenden weinen kann.

„Aber das viele Weinen kommt nicht von Männlichkeit!"

Das glaube ich selbst, und es ist mir in Wahrheit noch nicht eingefallen, daß ich mit

und meinem lieblichen Gärtchen ein Denkmahl machen wollte, weil ich's wirklich aus Liebe Neigung that, weil mir's gar entsetzlich große Freude machte, wenn ich einmal was gestiftet hatte, wenn ich so in Einfalt meines Herzens glaubte, daß es gut gethan sey, und weil ich den Gegenstand mit mir selbst nicht einig war, wenn ich was that, wovon ich wünschte, daß ich's nicht gethan haben möchte. Ach, lieben Leute, es ist einem gar sehr übel, wenn man mit sich selbst nicht eins ist. Glaubt ihr aber den Trost, daß ich mehr Denkmahl kannte haben, so ich mich nicht bewähren konnte, wenn mir einmal ein gut Erlöserchen Arbeit gelungen ist? oder wenn mir der Teufel allemal die Sporen in die Seite setzen wollte, wenn ich einmal Gutes thun soll?

Meine Hauswirthin Rind schalt mich heilige, wenn er mir einmal zu Danke machen kann. Mein Bruder Christel thut am Ende auch, was ich gethan haben will, wenn er weiß, daß

er's thun muß, machte aber ein Gesicht dazu, als wenn's zur Hochzeit ginge. Natürlich that der Karl zehnmal mehr als der Christel, und freute sich daß er's that; darnach hatte aber doch wohl der Christel mehr Verdienst, weil er das Gute wider Neigung that, ohne sich bös zu stellen. Ha! mehr Gutes thun und gern thun, ist minder Verdienst, als weniger Gutes ungern thun! —

Meinem Karl schmeckte sein Morgenbrod nicht, wenn ein armer Knabe neben ihm stand, der wohl auch ein Morgenbrod essen möchte, wenn er eins hätte. Karl theilte dann mit ihm, und nun schmeckte ihm die andere Hälfte noch einmal so gut, und gedeihte besser. Kam noch ein Dritter, der mit hungrigem Auge nach der zweiten Hälfte schielte, so gäbe er ihm die zweite Hälfte auch. Nur ein einzigesmal habe ich etwas ähnliches vom Christel gesehen; es fand sich aber, daß er einen bessern Hunger hatte. Sage, ob ihr

meinen Carl nicht lieber hören als seinen Bruder?

„Wünsche nur doch den Compositionen gut bleiben mag sein Lehrling!“

Danke schön für den Wunsch. Aber warum zweifeln Sie, ob er's bleiben werde?

„Ey nu, die Compositionen pflegen in der Regel sehr launige Dichter zu seyn. Solche Compositionen ohne Grundsätze bleibt immer sehr mangelhaft. Doch — —“

Halt ein wenig! Zu viel auf einmal ist unverdaulich. Wenn man erstlich die Grundsätze anerkennte, so ist doch das schon recht so viel heißen, als: gut seyn, weil man weiß, daß und wie man's seyn muß. Kann mein Karl deshalb, weil er ein gutes Herz hat, nicht auch wissen, aber, was er noch nicht weiß, lernen, daß und wie er gut seyn muß?

Grundsätze ohne alle: Herz ohne Kopf ist ein Schiff ohne Steuermann, und es ist Glücks-

soll, wenn ein solches Schiff, von günstigen Winden getrieben, an Ort und Stelle kommt, wo es hin soll. Gebt aber dem geschicktesten Steuermann statt eines guten Schiffs einen plumpen Kasten ohne Segel, so hat er auch seine liebe Noth; wirft am Ende ungeduldig das Steuerruder in's Wasser, oder läßt es ermattet fallen. —

Ihr werdet mir doch ein eingestehen: daß ein gutes Schiff nothwendig einen schlimmen Steuermann haben müßte? — Laßt beydes vereinigt seyn, so geht's (wenn es anders der Wind nicht gar zu arg macht) daß es eine Lust ist.

Was nun die Launen betrifft, so ist das eine Krankheit, wogegen auch ein gutes Herz sorglich nicht schützt; die aber dennoch nicht so wohl aus dem Herzen als aus dem Kopfe entspringt, und am meisten aus dem Magen und den Eingeweiden. Darum harte Arbeit, freye Luft, kaltes Bad und ähnliche Correctiv-

cantia, nebst gesunder Nahrung! In Ansehung des letztern kömmt's nun freylich quoad quantitatem et qualitatem, wie mein Schulmeister sagte, auf eure Verdauungskräfte an, und läßt sich daher kein allgemeines Recept verschreiben: indeß könnt ihr doch das als Regel annehmen, daß allzu viel überall ungesund sey, und Hausmannskost am besten bekomme. Und beydes gilt vom Kopfe, wie vom Magen. Wir haben den Fall mehrmals erlebt, daß die besten Köpfe durch böse Speise, nach Hautgout und sublimer Kochkunst zubereitet, gar jämmerlich zerrüttet wurden, und die böse Laune spukte darin wie ein Kobold: haben es aber auch zuweilen erlebt, daß durch ein kräftiges Reinigungsmittel, gute Diät und Hausmannskost, der böse Geist ausgetrieben, und der Kranke wieder hergestellt wurde. Und wir können daher nicht umhin, ein abgerissenes Stückchen aus einem uralten Kochbuche mitzutheilen, wobey sich, laut beygefügten Nachricht, der Besitzer gesund

und wohl befand, und alt wurde bey guten Tagen.

„Die Erde ist kein Himmel, aber noch weniger ein Jammerthal; die Menschen sind keine Engel aber eben auch keine Teufel! Und laß dir das lieb seyn, denn du stehst gerade auf *dieser* Erde unter *diesen* Menschen auf deinem rechten Platze. Du würdest im reinen Aether des Himmels ersticken; und was wolltest du unter lauter Engeln? Könntest kaum Nachtwächter oder Thürmer werden; und was dann, wenn die lieben Engel keinen Nachtwächter oder Thürmer brauchten?"

„Es fließen viele Thränen unterm Monde; aber nicht alle presset der Schmerz aus, und selbst diese sind dem, der sie weint, oft wohlthuend, wie dem dürren Lande ein fruchtbarer Regen. Scheint nicht die Sonne nach dem Ungewitter am lieblichsten? Und wie viel hat der Mai seinen ältern Brüdern zu verdanken? Würde er wohl so gefallen, wenn

alle seine Brüder den Einfall hätten, sein Gewand anzuziehen, und sein freundliches Gesicht anzunehmen? — Schön ist es auch, daß du manche Thräne von dem Auge deines Bruders abtrocknen, und dann dich seines Lächelns zwiefach freuen kannst!"

„Es ist dir gewiß lieb, daß du, gleich deinen Brüdern, froh seyn kannst; murre nicht ungerecht, wenn du zuweilen gleich ihnen trauern mußt. Vergiß dann nicht, daß du öfter trauertest und hinterher immer wieder froh wurdest, und wohl noch einmal so froh als du vorher warst. Noch war kein Winter, auf welchen nicht ein Frühling gefolgt wäre. Es stürmte schrecklich, doch endlich hörte es auf zu stürmen; labend war die Ruhe nach dem Sturme, und ohne ihn wäre die Luft verpestet worden. — Immer froh seyn, wenn's auch möglich wäre, würde uns doch nicht frommen. Was würde bey ewig heiterm Himmel und hellem Sonnenschein aus unserer armen

Erde werden? — Es gefiel den kleinen Buben, daß die liebe Mutter ihn mit Zuckerbrod fütterte, und jedes rauhe Lüftchen von ihm abhielt: doch siehe, welch ein armer Wicht ist aus ihm geworden! — Die bitterste Arzney ist oft die wohlthätigste. Wolltest du Kind seyn, und den Arzt schmähen, daß er dir bittere Arzney, und nicht süßen Wein reichte, da du doch wüßtest, daß der süße Wein dich kränker, die bittre Arzney aber gesund machen könnte? —"

„Wie glücklich ich sonst war! — das sagen Hundert, ehe Einer einmal sagte (und das, was er sagt, länger als auf einige Stunden für wahr hält), wie glücklich ich bin! Hattet ihr wirklich sonst mehr Ursache froh zu seyn als jetzt? oder habt ihr jetzt gar nichts mehr, dessen ihr euch freuen könntet? — Seyd ihr's zufrieden, mit Rückgabe alles dessen, was ihr jetzt habt und seyd, wieder zu werden was ihr waret? —

Ueberdenkt aber das — „mit Rückgabe alles dessen, was ihr jetzt habt und seyd“ — ein wenig, ehe ihr euch zur Wahl entschließt! Dieß Amt z. B. hattest du damals noch nicht; also — zurück gegeben! — Diese Freunde, diese Kinder — Wie? Du erblassest, gute Mutter? — Warum? Du sollst ja durch dieses Opfer wieder glücklich werden. —“

„Ja, ich gebe alles zurück. Nur —“

„Keine Ausnahme! Du mußt alles zurück geben, was du damals nicht hattest. Dafür empfängst du alle das Gute wieder, was du damals hattest; freylich aber auch alle das Unangenehme mit, was du damals wegwünschtest. — Nun! ihr wollt nicht? — Das Jetzt muß also doch so gar traurig nicht seyn, da ihr es mit dem glücklichen Sonst nicht ganz ohne Vorbehalt vertauschen wollt! — Und wenn ihr euch zurück erinnert, so werdet ihr finden: daß ihr damals, als ihr so glücklich waret, auch nicht sagtet: wir

sind's!

sind's! sondern erst hinterher: wir waren's! — Lieben Leute, ihr hattet sonst Ursache froh zu seyn, und habt's jetzt nicht minder. Bey allem Unangenehmen, das sich sonst in eure Freude einmischte, hattet ihr doch auch Freude, und mehr Freude, als ihr damals erkanntet, und manches Gute, das ihr noch besser hättet benutzen und genießen können, als ihr's benutzt und genossen habt. Und, wahrlich, so ist's noch jetzt. Lernt das Gute, das ihr heute habt, erkennen und genießen, so werdet ihr auf gestern mit Zufriedenheit, auf morgen mit Hoffnung sehen, und also heute, wie ihr leicht berechnen könnt, dreyfach genießen!"

„Wie mein Nachbar so glücklich ist! — Und wie noch glücklicher er seyn könnte, wenn er das Gute, das er hat, recht erkennen und genießen wollte!"

„Das letztere kannst du mit Wahrheit von ihm sagen, mit eben so viel Wahrheit als —

von dir selbst! — Ob auch das erstere? Frage ihn, vielleicht spricht er nein dazu; oder spricht er ja, so widerspricht vielleicht sein Kopfküssen."

„Doch, er sey so glücklich als du glaubst! Ich wette aber, wenn du dich in seine Stelle versetzen, ganz dich und deine Lage mit ihm und seiner Lage vertauschen solltest, du schlügst den Tausch aus. Das heißt doch also: Ich bin glücklicher als er, oder ich könnte es doch seyn, wenn ich mich so recht auf mich und meine Lage, und aufs glücklich seyn verstünde. Was klagst du also, wenn du glücklicher bist als er? Und bist du nicht ein Thor, wenn du glücklicher seyn könntest, durch dich es seyn könntest, und es nicht bist?" — — —

„Angenommen: dein Nachbar rechter Hand ist glücklicher als du; aber dein Nachbar linker Hand, oder der an der Ecke, ist wieder nicht so glücklich als du."

„Warum wurde ich nicht der Glücklichere, der dieser ist?“

„Warum aber der Glückliche, der du bist, und warum nicht der Unglücklichere, der jener ist? Hört deine Glückseligkeit auf Glückseligkeit zu seyn, weil es eine noch größere Glückseligkeit giebt?“

„Dein Nachbar rechter Hand ist glücklicher als du; Tausende sind es mehr als er; mehr als die Tausende ist's der Seraph, oder wie sonst unsers Herrn Gottes Leibengel heißen mag; und mehr als der Seraph ist's der, der ihn schuf. Sind nun alle diese, von dir an bis zum Seraph, unglückselig, weil's einen Höchstseligen giebt?“ — —

„Du hast einen Rock, der dich deckt und wärmt, dich nicht übel kleidet, mit Einem Worte: mit dem du zufrieden bist. Nun aber siehst du, daß dein Nachbar einen noch bessern Rock hat als du — wärst doch ein

Thor, wann du deshalb mit deinem Rocke unzufrieden seyn wolltest! Noch ist's die Frage: ob deines Nachbars Rock wirklich besser ist als der deinige, oder ob dir's nur so scheint? denn du siehst nur seine Außenseite. Er hat vielleicht eine schönere Farbe, die aber bald verschießt. Er fühlt sich weicher an; wird er deshalb länger halten? Wer weiß wie manchen Ritz, Loch und Fleck des Schneiders Nadel, und die geschickte Art, mit der ihn sein Besitzer zu tragen weiß, verbergen? Es ist vielleicht gar ein abgetragener Kittel, den der Schneider umwenden, und mit Mühe und Noth aus den alten Lappen ein Modenkleid zusammenstückeln mußte. — Indeß, er sey besser als der deinige; immer noch ist's die Frage: ob er dich so gut kleiden würde wie deinen Nachbar? nur so gut kleiden würde wie dein Rock? Und wäre auch das: wird dein Rock schlechter, weil deines Nachbars Rock besser ist? Vielleicht hat er nicht so gute Beinkleider wie du. Und hätte er auch die —

ey nun, die deinigen sind ja auch nicht zu verachten! — Da kömmt eben dein Nachbar linker Hand gegangen. Lieber Gott, was der arme Mann für Lumpen auf dem Leibe tragen muß, kann kaum seine Blöße damit bedecken! Was der sich freuen würde, wenn er so einen guten Rock hätte wie du! — Doch so viel wünscht er kaum. Gieb ihm deinen alten Flaus; er dünkt sich ein König damit. Und wie behaglich du dann in deinem Rocke einher gehen wirst, Mann, der du Könige machen kannst!"

So weit mein Kochbuch, das vielleicht manchen bloß deswegen nicht gefallen wird, weil es von gar zu gemeinen gar zu bekannten Gerichten handelt. Ja, das ist ein Unglück, daß ihr die guten Kräuter, die in eurem eignen Garten wachsen, nicht achtet, und nach fremden Gewächsen lüstert, die ihr mit Mühe und Unkosten herbeyschafft, um — euch den Magen zu verderben. —

VIII.

Die großen und kleinen Zahlen.

Fällt mir da eben, da ich die Römische Achte hinschreibe, ein: Warum ich nun Römische Zahlen und keine Deutschen schreibe? Weiß zwar nicht genau, ob die kleinen Zahlen 1, 2, 3, u. s. f. eigentlich Deutsche Zahlen sind; doch das thut nichts zur Sache. Ich liebe aber sonst die kleinen Zahlen mehr als die großen. Man kann eben so viel damit ausdrücken, und doch nehmen sie nicht viel Raum ein, und machen kein groß Aufsehen. Und viel mit wenigem, und ohne Gepränge, sagen, das liebe ich wo ich's finde, wenn ich's auch nicht immer selbst kann. Aber sie standen nun einmal da, die großen Römer, und ich merkte es erst bey Nummer Achte, daß sie da standen. Und weil sie denn doch an ihrer Stelle thun,

was sie thun sollen, wenigstens eben so gut als die kleinen gethan haben würden: so mögen sie stehen bleiben, und um der guten Ordnung und Uebereinstimmung willen, mögen die andern ihrer Art nachfolgen — besonders da mir bey der Gelegenheit ein paar Sprüchelchen von meinem lieben Alten in's Gedächtniß kommen.

„„Man kann auch, aus Vorliebe für die Kleinen, ungerecht gegen die Großen seyn; obgleich der umgekehrte Fall weit öfter vorkömmt!

Es giebt eben sowohl einen bürgerlichen Stolz, der mit Verachtung auf den Adel, als einen adlichen Stolz, der mit Verachtung auf den Bürgerstand blickt — und die eine Thorheit ist so lang und breit als die andere. Der Mensch, als Mensch, wiegt um keinen Gran mehr, wenn er seine Ahnentafel, seinen Stern, sein Ordenskreuz und dergleichen neben sich

auf die Wagschale legt; aber ich sehe auch nicht ein, warum er mit diesen Dinge weniger wiegen sollte als ohne sie. Zwar gebe ich zu, daß ein Mann in der Folge mit jenen Anhängseln weniger wiegen kann, als er ohne sie gewogen haben würde, wenn er Narr genug wäre, die Zunahmen an innerm Menschengehalt, der hier alleine wiegt, zu vernachlässigen, im eiteln Wahne, daß sein Pergament, und das Metall, woraus die Sternchen und Kreuzchen gemacht werden, das fehlende Gewicht ersetzen würden: aber das Metall und Pergament waren doch an dem eiteln Wahne unschuldig!

Im schlichten Fracke steckt oft eben so viel und zuweilen noch mehr Eitelkeit als im Hofkleide! Der Mann, der unter allen Alten die schönsten Lustschlösser baute, antwortete dem pudelnärrischen Kerl, der am lichten hellen Tage mit der Laterne Menschen suchte, da er ihm seine schönen Tapeten zertrat, und dabey

sagte: ich trete deinen Stolz mit Füßen! — „Ja; nur mit einer andern Art von Stolz!“ und er mochte wohl Recht haben. Der aus Samos verbat sich den Titel eines Weisen, wollte nur Liebhaber der Weisheit seyn, und war dabey vielleicht eben so eitel, wie die Liebhaber gewöhnlich zu seyn pflegen. So verbat sich Cromwell den Königstitel, um seine Unterthanen desto königlicher scheren zu können.

Klug ist's mit seinem schlichten Fracke zufrieden zu seyn, und kein Tressenkleid zu vermissen; gesetzt aber, daß alle um und neben dir Tressenkleider trügen, und du solltest Standes wegen auch eins tragen, bliebst aber aus bloßem Eigensinn bey deinem Fracke — das wäre schon weniger klug; und wolltest du gar die, welche Tressenkleider trügen, deswegen verachten, das wäre mehr als unklug!““

Wie in aller Welt passen aber die Sprüchelchen zu Nummer VIII? So ganz genau nun eben nicht; doch immer besser als manche Predigt zum Texte — wiewohl ich damit den Herren Pastören, welche über vorgeschriebene Texte predigen müssen, nichts zum Vorwurf gesagt haben will; denn ich würde es eben so machen. Gesetzt mein Text handelte von nichts als von göttlichem Zorn, Hölle und Verdammniß — ich aber wäre eben so recht warm von dem Gedanken: daß Gott — die Liebe ist; so läse ich meinen Text her, und suchte mir einen Uebergang zu Gottes Liebe, so gut ich ihn finden könnte; und könnte ich keinen finden, so predigte ich von dem, wovon mein Herz voll wäre, ohne Uebergang.

Seht, beym Ueberlesen finde ich, daß ich da meinen lieben Alten was sagen ließ, was er wohl nicht so gesagt haben mag: „um seine Unterthanen desto königlicher scheren zu können." Man sieht freylich wohl,

was das königlich hier heißen soll: nur konnte es mein Vater hier in dem Zusammenhange unmöglich sagen, weil er sonst seiner eignen Lehre widersprochen hätte, was er so leicht nicht zu thun pflegte. Habe gehört, daß das bey manchen Gelehrten anders seyn soll, und daß sie's mit einem Widerspruche mehr oder weniger so genau nicht nehmen. Da las ich eben ein Buch von der Einsamkeit, worin viel Schönes stand, wo's aber auch von Widersprüchen wimmelte, und wo einer unter ihnen so grob war, daß ich nicht übel Lust gehabt hätte, dem Verfasser sein Buch an den Kopf zu werfen. Schimpft der Mann nicht gegen Pharisäerey, Hofsinn, Gleißnerey und Unredlichkeit wie ein Rohrsperling! und erzählt uns doch nachher selbst, daß er gegen einen andern, der bey vielen Eigenheiten doch ein ehrlicher Mann war, wie ein S — Pfuy! bald hätte ich selbst geschimpft — gehandelt habe.

Auch muß ich noch erinnern: daß der „pudelnärrische Kerl," von dem Manne im Fasse gesagt — hieß er nicht Diogenes von Sinope? — so schlimm nicht gemeint sey; denn seit mein Vater ein kleines gar fürtreffliches Büchlein las, das von dem Manne handelte, pflegte er sein immer in Ehren zu gedenken.

IX.
Noch eine Vorrede.

„„Es wär' doch besser, wenn du deinen Lesern deine und deines Vaters Lebensbeschreibung wenigstens in nuce gibest, ehe du fortführest seine Sprüche und deine Einfälle aufzutischen.

Es darf dir nicht gleichgültig seyn, ob der Leser urtheilt: daß das Büchlein wirklich von einem Pächter Martin geschrieben sey, oder doch so geschrieben seyn könne, oder nicht. Unsere meisten Bücherschreiber schreiben aus neun und neunzig Büchern das hundertste, und können nur dann hoffen, Leser zu finden — solche Leser, wie sie sich ein rechtlicher Mann wünschen wird, wenn sie das, was sie sagen, schöner und besser als andere vor ihnen ge-

gen. Du bist gewiß nicht eitel genug, zu wähnen: du schriebest so schön, daß man, auch bey der Voraussetzung, du seyst ein Buchmacher, oder wollest es wenigstens seyn, dich dennoch mit Vergnügen lesen werde. Aber hält man dich für den, der du bist, und für den du dich ausgiebst, für den ehrlichen Pächter Martin, der das, was er sagt, selbst gedacht, selbst erfahren, selbst empfunden, oder doch von Männern gehört hat, die mit Ehren sprechen durften, und selbst aus Erfahrung und aus dem Herzen sprachen: so darfst du dein Büchlein gar füglich in die Welt schicken. Es wird sich, bey allen seinen Mängeln, dennoch manchem Biedermanne empfehlen, und hier und da ausrichten, wozu du es gesendet hast.

Soll ich eine schöne Gegend gemalt mit Vergnügen sehen, so muß sie sehr schön gemalt seyn: in der Natur sehe

dich eine minder schöne Gegend mit Wohlgefallen.

Darum freue, daß du Glauben findest. Nun aber hast du zuweilen ein Wort über Dinge gesagt, die außer dem Felde des Mädchens liegen. Auch sprechen, genau genommen, mehr als zwey Personen. Freylich konnte das schon deswegen nicht ganz vermieden werden, weil dein Vater durch dich spricht; wo sich also, auch wider deine Absicht, mancher fremde Zusatz einmischen mußte. Aber auch selbst die eigene Rede deines Vaters konnte, bey der Verschiedenheit seiner äußern Lage, sich wenigstens in Ansehung des Ausdrucks nicht ganz gleich bleiben. Wie soll nun aber das der Leser errathen, wenn du ihn nicht in den gehörigen Standpunkt stellest, aus welchem er dich und deinen Vater richtiger beurtheilen kann? Also —“

Nun gebe ich dem Leser meines Vaters Lebensgeschichte zu lesen.

Da muß ich ihn aber vorher mit ein Paar Männern bekannt machen, deren Bekanntschaft ihm hoffentlich nicht unlieb seyn wird: mit dem Pächter Halderich, und dessen Gutsherrn und Lebensbeschreiber, dem Major von Ewald.

„Der Edelmann, und noch dazu ein Herr Major, seines Pächters Lebensbeschreiber?"

Das klingt freylich etwas sonderbar, ist aber buchstäblich so, wie ich's gesagt habe. Es ist ein Freundschaftsverhältniß, das ich meinen Lesern ächt und unverfälscht mittheile.

X. Hal-

X.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible] — [illegible]?“

[illegible]

[illegible]

[illegible] — [illegible] —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

weil, und riethen ihm, in die kleine Stadt G** zu ziehen, wo er jetzt wieder ein wohlhabender Kaufmann ist.

Nur noch eine gleich edle That will ich euch von anderen Freunden erzählen, und ihr werdet dann hoffentlich nicht wieder fragen: warum [illegible] das Volk dieser Nation so thätig [illegible] ist?

Kürzlich bemerkte in L**, wo er durch den Gesang der Chorschüler [illegible], daß einer von ihnen, ein Jüngling, [illegible] auf's [illegible] hatte, von den andern mit [illegible] behandelt wurde. Sie entfernten sich von ihm, und einige [illegible] ihn mit [illegible] Reden, so daß der Jüngling [illegible] das Chor verließ. Er erkundigte sich um die Ursache, und er[illegible], daß er einige [illegible] aus der Chor[illegible] [illegible] hätte, und wahrscheinlich [illegible]

[illegible] aus dem Thore und [illegible] gar aus der Schule gewiesen werden möchte. „Er ist Schuld an dem Verlieren, sagte ein Anderer, denn er hat viel Kopf haben, und hat sich [illegible] recht gut betragen. Und thut die Armuth nichts? Sein Vater, der ein [illegible] Posten gar arm, ist gestorben, und seine Mutter ernährt sich vom Nähen und Spinnen; soll aber seit einigen Wochen krank sein.“

„Wo wohnt seine Mutter?“

„Dort in dem Häuschen am Thore wohnt sie zur Miethe.“

Heinrich ging nach dem angewiesenen Häuschen, welches eben aufsuchte, als ihm der Jüngling, den er aufsuchte, laut aufschreiend entgegen stürzte: O Julius! hilf mir, meine Mutter ist todt, und ich bin ihr Mörder!

[illegible] er [illegible] sein Freund [illegible] Auge, [illegible] sie [illegible] der Ohnmacht [illegible]

ben zurück rufen, weil die außerordentlichsten Begebenheiten [illegible].

Der Jüngling bekannte nun: „daß er aus dringender Noth, um seiner kranken Mutter Speise zu verschaffen, einen halben Gulden aus der Opferbüchse genommen hätte, mit dem heiligsten Versprechen: daß er die Büchse zu [illegible] habe, wenn das Chorgeld ausgetheilt würde, ihn wieder zu ersetzen. Er habe es seiner kranken Mutter bisher verschwiegen, dann aber hätten ihn die Mißhandlungen seiner Mitschüler so tief gekränkt, daß er seiner Mutter alles gestanden, und durch dieß Geständniß — vielleicht ihren Tod beschleunigt hätte."

Gottfried tröstete die Mutter, versprach ihr, sich ihres Sohnes anzunehmen, sorgte für ihre beste Verpflegung, und ging dann zum Rector, dem er erzählte, die Sache des armen Schülers so gut als möglich darzustellen. „[illegible] [illegible] des Rectors, weil ich das ihm!

das wird es schwer sein. [illegible] alle [illegible] [illegible] seiner [illegible] zu schonen, weil die Sache einmal zu bekannt ist." [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

„[illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] auf die [illegible] [illegible] [illegible]?"

„[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] andern; aber wer kann sich da erhalten?"

[illegible] [illegible] war [illegible]; [illegible] [illegible] er [illegible] den Jüngling auf die [illegible] [illegible]. Er [illegible] nach einigen Tagen [illegible] [illegible] Dame, aber [illegible] über das Schicksal ihres Sohnes, der sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

„Höre ich, mein Sohn, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an, ich brauche so eine Art von [illegible] über mein Gesinde, der aber im [illegible]

selbst ein Bißchen mit Hand anlegen muß. Was meint er, will er bey mir in Dienste treten?" Das plötzlich gewählte: in Dienst zu treten, frappirte den jungen Menschen; doch faßte er sich bald wieder, und nahm das Anerbieten mit Dank an, wenn er nur im Stande wäre, seiner armen Mutter einige Unterstützung zu reichen.

„Das kann er, wenn er will. Ich gebe ihm, wenn er treu und fleißig ist, wöchentlich einen Gulden."

Heinrich, so hieß der Jüngling mit dem Vornamen, schlug freudig die Hand ein, und versprach, alles, auch die niedrigsten Dienste, gern und willig zu thun. Er hielt Wort. Nach einer Probewoche schickte Hellbrich [illegible] den Pflegesohn, den er nun eben so wie sein eigenes Kind liebte, auf die Universität, ließ ihn studieren, und verlangte durch künftig keine [illegible]. Heinrich ward, nach Verlauf seiner

glückseligen Jahre, seinen Wohlthäter auf dem Sterbebette. „Lieber Sohn, redete ihn der Sterbende an, ich habe für dich gesorgt. Glaubst du mir einen Dank schuldig zu seyn, so verweise ich dich mit dieser Schuld nach meinem Tode an die Armen, an die Leidenden unter deinen Mitbrüdern, denen du helfen, denen du wohlthun kannst!"

So starb der edelste Mann, den ich je nach dem Leben kennen gelernt habe. Sein Heinrich ist jetzt Amtmann, und sucht als ein ehrlicher Mann seine Schuld zu bezahlen. Schon manche schöne That bezeichnet sein Leben. Man erkennt Hallerichs Sohn in ihm — den Sohn seines Geistes und Herzens!

Fritz. Der gute Hallerich!

Eleonore. Schön, schön!

Christel. O brav! brav! Das nenn' ich mit einem Manne! Der Mann war eine

Krone

Krone werth. (Die Rechte empor gestreckt:) Er soll leben!

Joh. Ja, meine Kinder, sein Gedächtniß lebe in eurem Herzen, wie es unsterblich in dem meinigen lebt! O er war ein guter, edler Mann! Dafür war es ihm aber auch in seinem Leben recht wohl; denn wer so, wie er, andern Gutes thut, empfängt immer mehr als er giebt. Wie wahr ist es: daß Geben seliger als Nehmen sey! — Wenn es alle so recht wüßten, was es um's Wohlthun für eine herrliche Sache sey, so würde jeder die Gelegenheit wohlzuthun suchen, wie man Freude sucht. Die Freudenthräne im Auge des Unglücklichen, dem wir Gutes thaten, lockt auch aus unserm Auge eine gleiche Thräne hervor, und dabey wird's uns so wohl um's Herz, wie es den Seligen Gottes seyn mag. Da freut man sich seines Lebens zwiefach. Und kömmt Freund Hain, wie ihn der liebe Claudius nennt, so

erscheint er uns im Bilde des geretteten Unglücklichen mit der Freudenthräne, und da sieht er gar freundlich aus. —

Lieben Kinder, seyd gut und fleißig, damit ihr einst recht vielen Menschen wohlthun könnt! Beym Wohlthun und Gutseyn lebt und stirbt sich's noch einmal so schön! Und dort — dort finden wir die wieder, denen wir hier Gutes thaten! — Lieben Kinder, seyd fleißig und gut, auf daß ihr einst vielen Menschen wohlthun könnt!

Eleonore (öffnete das Klavier, spielte und sang, und Vater und Bruder stimmten ein:)

O Wunsch des Menschenfreundes, werde
Erfüllung! Menschen glücklich sehn —
Selbst glücklich machen! — Schöne Erde,
Dann wirst du noch einmal so schön!
Denn eine süß're schön're Pflicht,
Als Menschenliebe, giebt es nicht.

(Beym Schluß des Gesanges reichte Eleonore dem Vater die Hand mit dem Gelübde:)

Ich will gut und fleißig seyn!

Fritz. Will einst ein braver Mann werden!

Christel. Und wohlthun so viel ich kann!

Im Gefühl voll Seligkeit umarmte ich sie: „Gott gebe euch Kraft dazu! — segne euch, meine Kinder!"

(Major Ewald an seine Kinder und Enkel.)

XI.
Mein Vater.

Der arme Jüngling — den die Jünger der Weisheit in den Staub traten, und ihre Meister hülflos liegen ließen — der in einer ansehnlichen Stadt des heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, wo zehn Prediger die Religion der Menschenliebe verkündigten, und eben so viel Schullehrer die Künste und Wissenschaften lehrten, die uns menschlicher machen; wo aus zwey Buchläden und drey Lesebibliotheken die Aufklärung in hellen lichten Sonnenstrahlen hervorquoll — dennoch im Staube wäre zetreten worden, wenn nicht ein Pilger vom Lande ihn aufgehoben, und sein gepflegt hätte — glaubte nun ein paar Gründe mehr als andere zu haben, alle seine Kräfte anzustrengen, um ein ganzer Mann zu werden; denn er wollte einen Jugendfehler

wieder gut, und seinem Wohlthäter Freude machen. Er arbeitete redlich, hatte Kraft zur Arbeit, und fand einen Mann, der ihm sagte, was nicht jedem Jünglinge gesagt wird: wie er auf die beste Art arbeiten müßte.

So sammelte er auf dem gelehrten Jahrmarkt einen großen Schatz ein, mit dem er gleichwohl hätte verhungern können, wenn er nicht durch Glück einen Gönner, und durch den Gönner, ohne Rücksicht auf seinen Schatz, eine gute Versorgung erhalten hätte. Er wurde Amtmann, nahm eine Frau Amtmännin, und in Zeit von fünf Jahren waren drey schmucke Jungen da, von denen der älteste Martin hieß — derselbe Martin, der jetzt die Ehre hat, seines Vaters Lebensbeschreiber, oder — denn das klingt hübscher — sein Biograph zu seyn.

Vielleicht vermuthet ihr, daß ich nun — am Ende doch aus bloßer lieber Eitelkeit! —

eine lange Entschuldigungsrede über obgedachten Jugendfehler halten würde, da der Fehlende mein Vater war; habt euch aber geirrt, wenn ihr das vermuthetet. Ich habe zwey Cypressen auf sein Grab gepflanzt; werft ihr, die ihr reiner seyd als er, Steine darauf, ob mich gleich ein solcher Steinregen, zwar nur auf ein Grab — aber auf das Grab eines Biedermannes und meines Vaters geworfen, mehr schmerzen würde, als wenn er mich selbst träfe! Seht, ich bin offenherzig genug, auch wohl einen ungleich größern Fehler von meinem Vater zu entdecken, und bin dennoch sicher dabey, daß kein Stein auf sein Grab fallen werde; — Zufall, oder die Hand eines Buben, oder eines Pharisäers — das letzte oder war wohl überflüssig? — möchte ihn denn hinwerfen. — Jenes war nur eine Brausche, die der Knabe sich gefallen hatte, und die ohne Arzt und Wundbalsam wieder zuheilen konnte: dieß aber war wirkliche Krankheit, an welcher dem klügsten Arzte neun und

neunzig Patienten hinsterben, wenn er kaum den Hundertsten auskurirt — Ehrgeitz.

Ehrgeitz, so nannte er die Krankheit selbst, an welcher er ein Dutzend Jahre laborirte, ehe er ganz ausgeheilt ward; ob sie gleich Männer, die ihn näher kannten, mit gelindern Namen belegen wollten: weil das Uebel doch seine edeln Theile nicht angegriffen hatte, da es sonst, wenn es sich zum eigentlichen Ehrgeitz qualifizirt, krebsartig um sich fressen, und alle gesunde Säfte verderben soll. — „Als schuldloser Jüngling — die kleine Brausche abgerechnet, welche in kurzer Zeit gut geheilt und fast vernarbt war — Kopf und Herz auf dem rechten Flecke; reich an Kenntnissen, und diese Kenntnisse alle in guter Ordnung, daß er sie zu Mitternacht ohne Licht finden, und immer, wo er wollte, Gebrauch davon machen konnte; dabey im Stande, im großen Buche der Natur so fertig, wie in seinem gedruckten Compendio zu

lesen, und tausend Dinge da zu finden, wovon weder im Compendio noch in seines Präzeptors Heften ein Wort stand: so verließ mein Vater die Universität, und ging als Führer des Grafen Sch** auf Reisen, um Menschen, Staatsverfassungen, Sitten und dergleichen kennen zu lernen. Da fand er nun gar vieles weit schlechter als er sich's gedacht hatte, und fing an stolzer von sich selbst zu denken. Mit voller Zuversicht konnte er von sich selbst sagen: Mir ist unmöglich, wissentlich schlecht zu handeln! und das konnten ihm nur wenige nachsagen. Die schönsten Menschenthaten, die er erfuhr, sah oder hörte er mit Herzenswärme an, aber ohne zu staunen; denn er fühlte, daß er fähig wäre, eben so zu handeln. Bis hieher war er bescheiden, und fast demüthig geblieben, weil er fühlte, wie viel ihm noch fehle, um das zu seyn, was der Mensch, dessen Bild er überall mit sich herum trug, seyn könnte: nun aber suchte er unter den gepriesenen bessern

Menschen vergeblich den Mann, der seinem Bilde gliche, fand die mehresten unter ihnen dem Bilde noch unähnlicher als sich selbst; da litt seine Bescheidenheit Schiffbruch. Er fühlte sich über ganze Tausende erhaben, und glaubte ein natürliches Recht zu haben, über diese Tausende gestellt zu werden. Sich seiner Kraft und seines guten Willens bewußt, hoffte er, daß diese Tausende sich ungleich besser befinden würden, als sie sich jetzt befänden, wenn sie ihn zum Führer annähmen; und in dieser Hoffnung fand er die stärkste Aufforderung ihr Führer werden zu wollen. Kein Wunder, daß er rastlos empor zu streben suchte, und daß er voll bittern Unwillens die Buben haßte, die ihm durch Schleichwege den Rang abliefen, und die Menschenfratzen verachtete, die diesen Buben ihre Schleichwege ebneten: aber Ehre für sein Herz, daß er nicht, gleich ihnen, empor kriechen, nie sich selbst entwürdigen wollte, um eine Ehrenstelle zu erhaschen!“

So urtheilte ein Mann über meinen Vater, der über ihn urtheilen durfte. Und nun sollt ihr diesen Mann aus seinem eignen Geschäftsbuche, wovon ich euch, in Betreff seiner Lebensgeschichte, einen Auszug mittheile, näher kennen lernen.

Der Amtmann.

Vier Jahre lebte mein Vater als Amtmann froh und wohlgemuth; was er theils seiner lieben Frau, theils seiner Arbeit zu verdanken hatte. Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, seine Bauern so wohlhabend und glücklich zu machen, als sie's nur werden könnten; und da fand er beyde Hände voll zu thun, um das zwanzigste Theilchen von dem, was er wollte, zu Stande zu bringen, weil seine Bauern sich's eben so fest in die Köpfe gesetzt hatten:

bym Ahlen zu bleiben (beym Alten zu bleiben.) So lag, zum Beyspiele, an der äußersten Gränze ihres Tarretoriums, wie sie's nannten, ein Stück Gemeinland, von mehr als dreyhundert Aeckern, ganz unbenutzt, öde und wüste wie vor der Schöpfung — oben kahler Berg und unten Sumpf. Vergebens suchte er sie zu bereden, an dem Berge Holzungen anzulegen, und im Thale das Sumpfwasser durch Gräben abzuleiten. Herre dat geht nit! das war und blieb ihre Antwort.

„So verpachtet's!“ Ja, meinten sie, wenn man dem Pächter jährlich funfzehn Gulden zugäbe, so möchte sich wohl einer finden, der Hafer in's Wasser säen wollte.

„Gebt mir's in Erbpacht, und ich gebe euch jährlich nicht funfzehn sondern funfzig Gulden Pacht.“

Erbpacht? — Der Amtmann mußte ihnen erklären: wat dat Ding's heißen solle?

Und nun rissen sie Augen und Mäuler auf, und trieben was sie treiben konnten, daß der Kuntrakt noch heute Schwarz auf Weiß käme, damit der Amtmann nicht wieder auf die Hinterfüße träte. Weniger aus Gewinnsucht, als um ihnen die Güte seiner Vorschläge recht handgreiflich zu machen, übernahm mein Vater den Pacht, kaufte eine in der Nähe liegende Meierey, setzte einen gescheuten Pächter hin, ordnete alles selbst an; und siehe! in Zeit von drey Jahren grünte der Berg, und im Thale reiften Früchte aller Art, lieblich anzuschauen, und baß zu genießen.

Mein Vater hatte, wie gesagt, von dem Handel keinen großen Gewinn erwartet; aber der Gewinn kam unerwartet nach, und wurde von Jahre zu Jahre beträchtlicher. Er konnt' es brauchen: weil die Einkünfte seines Amts um vieles waren verringert worden, da das ansehnliche Accidenz an Strafgeldern und Gerichtssporteln wegfiel; denn er strafte

nicht leicht einen Bauer um Geld, und schlichtete ihre Streitigkeiten gewöhnlich ohne förmlichen Prozeß, und ohne Advokaten. Es brauchte freylich Mühe und Kunst, um sein prozeßsüchtiges Völklein zu überzeugen, daß sie mit ihren Prozessen nur Richter und Advokaten mästeten, und selbst dabey dürre würden, wie Pharao's magre Kühe: allein eben die Schwierigkeit war ihm der stärkste Sporn, seinen Plan durchzusetzen. Es gelang ihm einigemal, die struppigsten Streitköpfe, die seine Entscheidung in der Güte verworfen hatten, durch den Erfolg zu überzeugen, daß sie sich selbst dadurch geschadet hätten; er geißelte sie dann öffentlich vor aller Augen mit Skorpionen, und goß hinterher in geheim unter vier Augen heilenden Balsam auf die geschlagenen Wunden. Auch beredete er seinen Pastor — ein Schaf am Geist, zum Glück aber auch ein Schaf am Herzen — seine vorgeschriebenen Warnungen vor Prozessen in seine Predigten als eigene

Arbeit einzuflechten; und so gelang es ihm endlich, die Bauern dahin zu bringen, daß sie ihm als Richter keinen Pfennig zu verdienen gaben.

Doch eben der Umstand, wodurch er seinen Bauern Friede schaffte, brachte ihn um den seinigen. Sein Herr College im nächsten Amte überwarf sich mit seiner Casse, weil er einen merklichen Defect an ihr verspürte; diese warf die Schuld auf die Friedfertigkeit seiner Nachbarn, und hatte Recht. Denn da sonst seine und meines Vaters Bauern sich einander oft nachbarlich in den Haaren lagen, und er das Vorrecht hatte, die verworrenen Haare, gegen gute Gebühren, wieder gleich zu kämmen: so mußte ihm freylich der Verlust dieser Kunden einen starken Strich durch die Rechnung machen. Noch mehr fühlte dieß sein Herr Sohn (wohlbestallter Hof- und Gerichtsadvokat), der zeithero von seiner Nachbarn Haser sein Reitpferd, und von ihrem Waizen

sich selbst gegründet hatte. Nun war aber der Herr College so wenig als sein Herr Sohn gewilligt, das schöne Accidenz, das sie so lange in ungekränktem Besitz genossen hatten, sich vor dem Maule wegnehmen zu lassen, und kam deßhalb, im Vertrauen zu ihrer gerechten Sache, klagbar gegen meinen Vater ein.

Unglaublich, aber doch wahr! die Klage wurde angenommen, und mein Vater mit einem derben Verweise angewiesen: sich in Zukunft dergleichen unzeitiger Neuerungen zu enthalten! —

Ja! ja! wörtlich wahr! denn — der Bruder des Herrn Klägers war dirigirender Minister.

Dieß brachte einen längst durchdachten Plan meines Vaters zur Zeitigung. Er kannte das Elend der Dörfer des Landes, in welchen er geboren war, aus Erfahrung; kannte ihre

armselige Oekonomie, die traurige Rechtspfle-
ge, und andere Ursachen ihres Elendes, wen-
dete sich unmittelbar, doch nur schriftlich, an
seinen Fürsten, schilderte ihm das Elend sei-
ner armen Unterthanen, und zeigte ihm die
Mittel, wodurch er es mildern könnte.

Unter den angegebenen Mitteln war auch
der Vorschlag: einen bewährten Mann von
Kenntnissen und Rechtschaffenheit zum Ober-
amtmann anzusetzen, der die Dörfer bereis-
sen, die Wirthschaft der Amtleute und Bauern
untersuchen, und davon seinem Fürsten Be-
richt erstatten sollte. Kaum waren sechs Wo-
chen verflossen, so erfuhr mein Vater, daß
der letzte Vorschlag ausgeführet werde: aber,
guter Himmel, wie?

D* gedachter College hatte die Artigkeit, sei-
nen eigenen Herrn Sohn an meinen Vater zu
schicken: um seinem liebwerthesten
Herrn Nachbar, von dem er wüßte,
daß

daß er vorzüglichen Antheil an seinem Glücke nehmen würde, die angenehme Nachricht zu melden, daß er durch hohe Gnade Sr. Hochfürstl. Durchl. zum Justiz-Oberamtmann ernannt sey.

Der würdige Sohn des alten Schurken ritt mit den letzten Worten eben so schleunig zurück, als er angekommen war, und wieherte Hohngelächter. Kurze Zeit darauf wurde mein Vater und alle seine Collegen im ganzen Fürstenthum ad mandatum Serenissimi aufgefordert: „an einem bestimmten Tage persönlich in der Residenz, unausbleiblich, bey Verlust Hochfürstl. Gnade, zu erscheinen, daselbst dem neuerwählten Justiz-Oberamtmann obedientiam et reverentiam zu stipuliren, und ihm von der Anzahl ihrer Bauern, deren Häuser, Ackerzahl und dergleichen, pflichtmäßig vorläufigen schriftlichen Bericht zu erstatten.“ Zugleich meldete ihm ein Freund —

doch ich habe die trostvolle Epistel noch im Original, und will sie euch selbst zu lesen geben, weil sie Wahrheit spricht, obgleich in Galle getaucht, und weil manches darin aus meines Vaters Seele herausgeschrieben scheint.

„Wahrscheinlich werden Sie es nun schon wissen, lieber Amtmann, daß Sie mit mir und allen Amtscommissarien und überhaupt dem ganzen Land-Gerichts-Personale — weiß nicht ob mit oder ohne Gefängnißwärter und Hatschiere — eine Pilgerreise nach der Residenz machen müssen, um einem armen Sünder — vielleicht ärmer, als irgend einer unter allen Pilgern ist, obedientiam et reverentiam zu stipuliren. Das wissen Sie aber wohl noch nicht, daß der Actus quam solemnissime, praevia oratione Viri Excellentissimi — in der Schloßkirche wird vollzogen werden. Ha! es empört meinen Stolz, einen Stolz, der, wie ich glaube, nicht unedel ist, auf's Aeußerste. Und, lieber Amtmann, was

fühlen Sie haben, und was werden Sie thun? Ich habe es überall für unschicklich gehalten, einen freyen Mann in das Verhältniß des Knaben zu seinem Präzeptor zurück zu zwingen, und ihn zu nöthigen, einem andern mit Handschlag Gehorsam und Ehrerbietung zu versprechen, es wäre denn dem Fürsten selbst, mittelbar oder unmittelbar: denn der Fürst repräsentirt den Staat im sichtbaren Bilde, und hier also gelobe ich Gehorsam und Treue dem Vaterlande und dem Gesetze.

„Ich bin nicht Thor genug, um alle Subordination im Staate verwerfen und guter Ordnung mich widersetzen zu wollen: aber man muß auch diese Subordination nicht weiter ausdehnen wollen, als es zur Erhaltung guter Ordnung nöthig ist, und Mann und Amt von einander zu sondern wissen. — Wenigstens sollte man Männern, bey denen man Ausbildung, und Kenntniß der Gesetze des Staats und deren

Absichten und Zwecke, und überhaupt, hinlängliche Kenntniß ihrer Pflicht voraussetzen darf, nicht unnöthige entehrende Fesseln anschmieden. Was soll das Gelübde? Der Mann, den man mir zum Vorgesetzten gab, soll mir doch nicht nach Willkühr Befehle ertheilen, sondern nur, in so weit seine und meine Instruction ihn dazu berechtigen? Gut; so schwören wir beyde unserer Instruction nachzukommen, und unsere Pflichten heilig zu halten; und außerhalb dieser Grenzen ist er nicht mehr und nicht weniger Bürger des Staats, als ich, und wir sind beyde freye Männer. Außer Amt und Pflicht schätze ich den Mann als Mann nach seinem persönlichen Werthe, und lache des Burschen, der seine Vorgesetztenmiene mit in Gesellschaft bringt! Immer habe ich es für ein Zeichen von gutem Gemüthe und Biederherzigkeit gehalten, wenn der Untergeordnete, außer Amt und Pflicht, sich gegen seinen Vorgesetzten so

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible] — [illegible] — [illegible]

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] — [illegible]
[illegible]? — [illegible]
[illegible]
[illegible] —

[illegible]
[illegible],
[illegible]
[illegible]
[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

machte er dann eine zweite Reise nach der Residenz, um seinen Fürsten selbst zu sprechen; aber diesesmal gelang es ihm nicht als [illegible] Fremd. Wie erstaunte er aber, da der Fürst nicht einmal seinen Namen kannte, nichts von seinen Schriften, nichts von den Wirksamen Gesetz wußte? Und fast noch mehr erstaunte der Fürst selbst, da ihm mein Vater die deutlichsten Beweise von der unmenschlichen rohen Frechheit seines Herrn Ministers unter die Augen legte. Der arme Schächer wurde ausgezeichnet, und machte gleich beym Eintritt, als er meinen Vater erkannte, ein Gesicht, wie der Gefangene Jakob am Morgen nach der ersten Brautnacht. Er wollte läugnen, weil er, wie das Läugnen nichts half, sich entschuldigen: aber [illegible], und auf die Fassung gebracht, war er nicht im Stande, seiner bösen Sache auch nur ein vernünftiges Wort Farbe anzugewinnen. Der Fürst ertheilte ihm den guten Rath eine kleine Reise außer Landes zu machen, und zwar so geschwinde als er

[illegible], weil er sich [illegible] schon [illegible], [illegible] eine kleine [illegible] [illegible], die [illegible] nicht nach seinem [illegible] [illegible] [illegible]. Mein Vater besaß seine Schwäche, und fing gleich mit Anfang seines Amtes an zu [illegible], wie ein [illegible], und zu reformiren wie weiland D. Luther. Die neuen Rechnungen wurden, [illegible] gefällig, [illegible] zur Arbeit gezwungen, unwiederbringliche Verluste dem [illegible] nachgewiesen, und in Zeit von sechs Jahren mehr gethan, als vor ihm in einem Jahrhundert geschehen war. Aber das kam alles anders, und, nach dem Urtheile von Kennern, eine weit bessere Gestalt, als es vor dem gehabt hatte; nur daß viele mit [illegible] Augen diese bessere Gestalt nicht erkennen konnten, oder mit verschlossenem Herzen nicht erkennen wollten. Der Geist der Rechtschaffenheit und höherer Weisheit begleitete meinen Vater auf jedem seiner Schritte — nur nicht immer der Geist der Klugheit. Er ging zu rasch, [illegible] die

Gnaden, ohne Rücksicht auf ihre Rechte und Gesetz und Sitten zu nehmen, that — da sein Fürst gutmüthig, dabey aber ein entschiedener Wollüstling war — zu viel ohne ihn, und verbarg es nicht, daß er es ohne ihn gethan habe. Demnach erhielt er sich, trotz der Menge seiner Feinde, denen seine Fehler nicht entgingen, sechs volle Jahre auf dem geistlichen Posten, und würde sich vielleicht noch länger erhalten haben, wenn er nicht durch freywillige Entfernung seiner Feinden zu viel freyes Feld eingeräumet hätte.

Die Dienstherrschaft beschleunigte seinen Fall. Längst schon hatte er seinem guten Stelle gerathen, ihren Kindern die Dienerin [illegible] zu lassen, da er auf seinen Reisen die vortheilhaftesten Zeugnisse davon gesammelt hatte; aber sein Fürst so sehr ergebener Wille konnte doch den Bitten, Thränen und Vorstellungen der alten zärtlichen Mutter nicht widerstehen. Jetzt kam der längst gefürchtete Feind,

[illegible], [illegible] meine beiden jüngern Kinder [illegible] Glück, und ich [illegible] auf dem [illegible] [illegible] [illegible].

Vom Schmerz überwältigt, brachte der [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] von allen Seite zu [illegible] [illegible] durch die [illegible] [illegible] nach nicht [illegible]. Er [illegible] [illegible] Schmerz. In [illegible] [illegible] [illegible] Tagen hatte er sein Weib und zwei Kinder verloren, und ich allein blieb ihm aus dem [illegible] [illegible] Kreise seiner Lieben übrig. [illegible] zu dem [illegible] und zu [illegible], hatte er doch noch so viel Kraft, den Rest seines [illegible] zu [illegible], sich von dem [illegible] Schauplatze, wo [illegible] [illegible] beiden [illegible] [illegible], zu entfernen, und auf [illegible] [illegible] zu [illegible]. Er [illegible] eine [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] um sich, und sammelte sich neue Schätze zur [illegible] seiner [illegible]. Das [illegible] seiner Geschäfte [illegible] zu [illegible] und [illegible]

Fürsten außer Verlegenheit. Der Fürst war so gnädig, ihm mit eigner hoher Hand ein Dank- und Belohnungsschreiben zu schreiben, und trug ihm ein öffentliches Geschäft an einem dritten Hofe auf. Mein Herr übernahm auch dieß, fand aber bey näherer Untersuchung, daß die Forderung seines Fürsten an diesen Hofe durchaus ungerecht sey, schrieb ihm dieß mit dürren Worten, und reisete mit unverrichteter Sache wieder zurück. Auf eine solche erwünschte Gelegenheit, meinen Herrn dem Fürsten verdächtig zu machen, hatten seine Feinde längst gelauert; sie benutzten sie glücklich, deckten zugleich seine andern Fehler auf, vergrößerten sie, und logen neue hinzu; vorzüglich aber machten sie seine willkührlichen Verordnungen und angemaßte Macht, mit Vernachlässigung des schuldigen Respekts und Gehorsams gegen Se. Hochfürstliche Durchl. ihm zu einem so unverzeihlichen Majestätsverbrechen anrechnen, daß endlich der Fürst sein Verdammungsurtheil unterschrieb, und

er ihm auch einen Befehl einhändigen ließ. Der Inhalt war dieser: „Daß mein Vater, als erfahrner treuester Diener, nie wieder die hochfürstliche Residenz betreten, auch mit keinem Gesellschaftsangelegenheiten oder dergleichen den Fürsten behelligen solle.“

XIII.
Die Bildergallerie.

Mein Vater begab sich auf sein kleines Meiergut, niedergeschlagener als wohl von Rechtswegen ein Mann, wie er, über den Verlust eines so wandelbaren Guts, als Fürstengunst ist, hätte seyn sollen. Doch war es auch nicht sowohl dieser Verlust, der ihn schmerzte, als vielmehr die entrissene Gelegenheit, noch so viel zu wirken, und der Gedanke: als *treuloser Diener, ungehört, und ohne sich rechtfertigen zu dürfen*, verurtheilt zu seyn. Einsam nagte er an seinem Grame und der Gram an ihm; als ein Mann, wie vom Himmel herabgesandt, ihm erschien, und seiner Seele neue Schwungkraft und seinem Leben neuen Reitz gab. In meinem ganzen Leben habe ich noch keinen größern Mann gesehen als ihn. Groß, über allen gewöhn-

lichen Anstand war seine Seele, und sein Angesicht seiner Seele treuester Spiegel. Ich verstehe mich nicht auf gelehrte Gesichtskunde; aber vor dem da mußte männiglich Respekt haben, wer ihn auch nur von weitem sah. Ein paar Augen hatte er, mit welchen er euch durch und durch sah, und doch, wenn ihr reines Herzens war't, so ließet ihr euch gerne von ihm durchschauen. Denn sein Blick flammte wie die Sonne, aber wärmte zugleich, daß euch dabey unbeschreiblich wohl wurde.

Mein Vater war reines Herzens, darum labte er sich an dem Blicke des großen Mannes, freute sich der Nachricht, daß er sein Nachbar war, wenigstens kaum drey Meilen weit von ihm entfernt wohnte, und nahm mit Freuden seine nachbarliche Aufforderung an, ihn zu besuchen. Er war ohngefähr um die Zeit, als mein Vater Minister ward, in die Gegend gekommen; hatte, weil ihm die Gegend gefiel, sich daselbst angebaut, sich einen

großen ächt Englischen Garten angelegt, und lebte unbekannt, aber weit wirkend. Er kannte meines Vaters Geschichte und ihn selbst so genau, als wenn er Jahre lang in vertrautem Umgange mit ihm gelebt hätte; und doch konnte sich mein Vater nicht entsinnen, ihn je einmal in seinem Leben gesehn zu haben. Das klingt räthselhaft; doch halt ein wenig, und ihr sollt die Auflösung haben, und den großen Mann selbst näher kennen lernen, so bald ich im Stande bin, die Copie die ich mir von ihm genommen habe, ihm etwas näher zu bringen, als sie dermalen noch ist. Denn, glaubt mir's, es ist keine kleine Arbeit, von einem recht großen Manne eine ähnliche Copie heraus zu bringen; und der da besonders hätte gewiß selbst einem Apelles mehr als Einmal sitzen müssen, wenn er ihn hätte treffen sollen. Nun aber habt ihr mir's längst schon angemerkt, daß ich kein Apelles bin, und auch wohl keiner werden werde. Nehmt also vor der Hand mit dem vorlieb,

was ich euch, in Bezug auf meines Vaters Leben, von ihm sagen kann.

Er führte meinen Vater bey seinem ersten Besuche in eine Bildergallerie, wo Stücke und Fächer auf eigene Weise und zu besonderer Absicht geordnet waren, so einzig in ihrer Art wie der Besitzer selbst.

Im ersten Zimmer fiel das Auge zuerst auf den sterbenden Jesus, und konnte, wenn es ein recht menschliches Auge war, Stunden lang darauf ruhen. Denn der herzvolle Künstler hatte göttliche Hoheit und göttliche Milde mit Meisterhand gemischt, und sanft in einander zusammenfließen lassen. Neben ihm Sokrates mit dem Giftbecher, weiter hin Phocion in dem Kerker — und andre Männer, die der Stolz ihres Geschlechts waren, und fast alle von dem Geschlechte, dessen Stolz sie waren, dem sie Gutes thaten, für welches sie sich aufopferten —

gemißhandelt. Die Ueberschrift dieser ersten Abtheilung war: Leidende Unschuld, und verkanntes, oder mit Undank belohntes Verdienst! mit dem vorbereitenden Gedanken:

„Die Tugend ist göttlichen Ursprungs!“
„Darum soll und kann Erdenglück nicht ihr Lohn seyn!“
„Aber darum bleibt sie auch dann noch schön, entzückend schön, wenn sie leidet!“
„Wolltest du wohl nicht dieser Tugendhafte seyn, wenn du auch, wie er, leiden müßtest?“
„Selig bist du, wenn deine Tugend durch Leiden geprüft, und bewährt gefunden wurde! Selig, wenn du diesen Edeln verwandt bist!“

Im zweyten Zimmer war eine Sammlung edler guter Menschen ohne send besondere Rücksicht, auf erduldete Leiden; König

und Bauer traulich neben einander; mit der Ueberschrift:

„Es kommt hienieden nicht darauf an,
„welche Rolle du spielest, sondern wie du
„sie spielest! Die Wahl hängt selten nur
„von dir ab; aber auch die kleinste Rolle
„macht dir Ehre, wenn du sie vorzüglich
„gut spielest!“

Das dritte Zimmer hatte die Aufschrift, **Narrenkabinet**. Eine Aufschrift, die mir anfänglich nicht so recht gefallen wollte, weil viele der daselbst aufgestellten mir mehr **Bösewichter** als **Narren** schienen; die ich aber passender fand, seit mir der große Mann erklärte, in welcher Verwandtschaft die Bosheit mit der Narrheit stehe.

Da war unter andern zu sehen:

1) Die liebe Göttin **Gerechtigkeit**, wie sie mit **verbundenen** Augen ihr **Schwert**

gebraucht — um zu morden. Gegenüber, wie sie ohne Binde ihre Wage brauchte, um — Geld zu wägen.

2) Ein Löwe und ein Tyger, welche die schwächern Thiere zerfleischten; mit der Unterschrift: Das Recht des Stärkern! Gegenüber, ein Schlachtfeld voll getödteter und zerstümmelter Menschen, mit der Unterschrift: Das Löwen- und Tygerrecht.

3) Unter einer Herde Ochsen zwey Männer — sahen aus wie Mezger — welche, wahrscheinlich des Handels einig, Hand in Hand schlugen; und im Nebenabschnitt, unter einer Herde Menschengeschöpfe, zwey andere Männer in stattlicher Kleidung mit blinkendem Stern an der Brust, welche sich eben so wie jene die Hand gaben. Die gemeinschaftliche Unterschrift: Stück für Stück dreyßig Gulden.

4) Ein Mann mit einer Krone siegelte Briefe, die ein anderer, mit einem breiten Bande geschmückt, schrieb; und eine Dirne, frech in Kleidung und Miene, wie eine vornehme Buhlerin, stand so, daß man ihr ansehen konnte, sie dictire. Gegenüber wütheten und mordeten in einer Stadt, die in vollen Flammen stand, Bewaffnete, in der Uniform jenes Mannes mit der Krone. Die Unterschrift: pro Deo et patria.

5) Ein schmutziges Zimmer. In der Ecke lagen Kutten, Galgen, Paternosters, Dolche, Crucifixe; und feiste Kerls saßen in bunten Reihen beym allgewaltigen Kelchglas. Die Unterschrift: ad maiorem Dei gloriam. — Gegenüber ein weiblicher Engel, aus dessen Angesicht überirdische Schönheit stralte, der aber in ein abscheuliches Gewand gehüllt war. Zwey Wänste aus obigem Schmutzzimmer standen vor

ihm, eben beschäftigt, auch über das schöne Engelgesicht einen dichten Flor herabzuziehen. Unterschrift: Wir haben sie ausgeschmückt! — Item: ein Quadrad, ein Baum und eine Wasserquelle, mit der Unterschrift: ein Triangel, ein Wald und ein Weinstock!

6) Eine Sammlung von Perückenstöcken — per plurima vota!

7) Ein paar zerlumpte Kerl mit wahren Spitzbubengesichtern, und zum Ueberfluß der Galgen auf ihre Stirne gebrannt. Vor ihnen stand ein fein gekleideter Mann, welcher ihnen die Hand reichte, die jene aber mit Verachtung zurück wiesen. Die Unterschrift zeigte: daß sie ihn für ungleich schlechter als sich selbst hielten, und deshalb den angebotenen Freundschaftsbund ausschlugen. — Späterhin habe ich den fein gekleideten Mann von Person kennen lernen. Es war ein Nachdrucker —

Doch weg aus dem Narren- und Schurkenkabinett!

Mein Vater befand sich im ersten Zimmer außerordentlich wohl, vergaß seine eigenen Leiden, weinte denen eine Thräne, die, edler als er selbst, mehr als er gelitten hatten, und fühlte sich gestärkt durch den Gedanken: doch auch ein Plätzchen unter ihnen zu verdienen! Er lebte im traulichen Umgange mit dem großen Manne von neuem auf, war glücklich, und wirkte im Stillen viel Gutes. Er war mein Freund und Lehrer, begünstigte meine Neigung für's Landleben, ließ mich auf Reisen Erfahrungen sammeln, Länder und Menschen kennen lernen, und was man sonst noch Gutes auf Reisen lernen kann. Ich kam zurück und wurde Pächter, der ich noch bin, und der ich hoffentlich bleiben werde, bis der Gutsherr dort oben mir die letzte Rechnung abfordert. — Das wollte ich euch schlüßlich noch sagen: daß mein Vater den

Triumph erlebte, den ihm sein Freund bereitete, daß der Fürst seine Sachen untersuchte, ihn für schuldlos erklärte, und mit einen großen Gnadengehalte das begangene Unrecht gut machen wollte. Es versteht sich aber, daß mein Vater das hochfürstliche Gnadengeschenk ausschlug.

XIV.

Etwas über Menschenkenntniß.

„„Du sollst reisen; zunächst, um für dich und (das hoffe ich zu dir!) auch für andere ein gescheiderer Landwirth zu werden. Und es müßte nicht gut seyn, wenn du nicht durch erlangte größere Kenntniß im Landbau, und durch kleine Handwerksvortheile, von Meistern erlernt, die Reisekosten in kurzem wieder gewinnen solltest. Magst also immer noch einige goldene Ludewigs unter die Leute bringen, um nebenher noch etwas mehr zu lernen, was nicht gerade Boden und Keller füllt, was dir aber deshalb nicht minder frommen wird.

Beobachte Sitten, Gebräuche, Lebens- und Handlungsweise anderer Völker, und lerne den Menschen kennen.

Es ist ein schweres Stückchen Arbeit, unter den tausend Larven und Masken den Menschen heraus zu finden, und Reisen thut's nicht allein: aber es hilft dann viel, wenn man vor der Reise seine Menschenbeobachtung anfängt, und nach der Reise fortsetzt.

Bey unsern gereiseten jungen Herren heißt: „ich habe Menschen kennen gelernt!" so viel, als: ich habe viele Menschen gesehn, einige gesprochen, und weiß, wie man da und dort sich kleidet, speiset, wohnt, und Complimente macht. Und, im Vertraun gesagt, es giebt große gelehrte Männer, die übrigens nicht ohne Nutzen reiseten, die bereichert mit mannigfaltigen Kenntnissen zurückkehrten; aber an praktischer Menschenkenntniß so arm als jene Herren blieben. Der sicherste Beweis ist doch, denk' ich, der: daß sie den Menschen nicht zu behandeln, nicht zu leiten wissen, und oft bey der besten Absicht: ihm wohlzuthun, nicht

nicht verstehen: wie man ihm wohlthun, wie man ihn überzeugen müsse, daß man ihm wirklich wohlthun wolle. Der vorige Amtmann in W**, ein eben so verständiger als rechtschaffner Mann, befand sich in dem Falle. Er meinte es herzlich gut mit seinen Bauern, unternahm mehr als Eine wirkliche Verbesserung, und konnte keine durchsetzen; immer waren ihm die Bauern, obgleich offenbar zu ihrem Schaden, hinderlich.

Sein Nachfolger hat alle seine Plane in kurzer Zeit durchgesetzt, und die Bauern wissen's ihm Dank — weil er mehr Menschenkenntniß hat; obgleich jener weit gereiset, und dieser nicht über zehn Meilen von seinem Geburtsorte gekommen ist. Jener hatte viele Menschen, dieser aber den Menschen kennen gelernt.

Er machte den Anfang an sich selbst, prüfte sich täglich, forschte nach den Absichten, Neigungen, Triebfedern, Bewegungsgründen sei-

ner Handlungen, und verglich damit die Beobachtungen, die er über zwey seiner vertrautesten Freunde machte; studierte hierauf ein paar der rohesten Naturmenschen, die er auffinden konnte, und einige Kinder; sah hier den nackten Menschen sich entwickeln, und dort mit Wahrheit handeln. Und nun ging er mit diesen eigenen Bemerkungen, und mit Benutzung des Unterrichts erfahrner Menschenkenner, in den kleinen Kreis seiner Bekanntschaft, beobachtete: welche Abänderungen durch Cultur, Stand, Lebensart u. s. f. in dem Menschen hervorgebracht würden; und erwarb sich dadurch die große Geschicklichkeit, Menschen ohne äußere Zwangsmittel nach seinem — zum Glücke guten Willen zu leiten.

Ich wollte dir wohl rathen, denselben Weg einzuschlagen, und die ersten Schritte schon jetzt zu thun; die Reise wird dir dann noch einmal so nützlich werden.

Und sollte dir's einst auf die Art gelingen, daß du es in der großen Kunst Menschen zu kennen weiter als viele andere brächtest: so vergiß den Rath nicht, den ich dir jetzt gebe: Suche deine Menschenkenntniß, so viel nur immer möglich, zu verbergen! Vergiß diesen Rath nicht, wenn dir deine Ruhe lieb ist, und wenn du mit deiner Kenntniß dir und andern nützen willst!

Die Menschen können es nicht leiden, daß ein anderer ihnen in irgend einem Stücke seine Ueberlegenheit merken lasse; am wenigsten aber ertragen sie den großen Menschenkenner, weil die meisten Ursache haben ihn zu fürchten. Man kann aber den nicht lieben, den man fürchten muß.

„Aber desto weniger werden sie sich an mich wagen, wenn sie mich fürchten. Der Furchtsame wird doch meiner Ruhe nicht gefährlich werden!“

Ich hoffe, Sohn, du wirst lieber geliebt als gefürchtet werden wollen. Doch rechne darauf ja nicht, daß der Furchtsame dir nicht schaden werde; er schadet durch Hinterlist oft sicherer als der offene muthige Gegner, und ist in der Rache gegen den gefürchteten Feind gemeiniglich eben so grausam als niederträchtig. Die grausamste Rache üben oft die furchtsamsten Weiber aus. Und ein alter Römischer Kaiser, Namens Mauritius, zeigte sich in seinem ganzen Leben nicht so sehr als Menschenkenner, als damals, da er seinem Günstlinge, der seinen Feind Phokas als eine äußerst furchtsame Memme beschrieb, antwortete: Ist er furchtsam, so ist er gewiß auch grausam! Der Erfolg bestätigte den Ausspruch. Phokas ließ den besiegten Mauritius nebst seinem Weibe und seinen Kindern öffentlich hinrichten. Die Auflösung dieses anscheinenden Widerspruchs ist nicht schwer. Die kleinliche Seele des Furchtsamen kann keine Empfindung der Großmuth

fassen: er ist nicht zufrieden seinen Feind besiegt zu haben; sondern sucht, theils, weil er seinen Feind nach sich abmißt, ihn also gleicher niedriger Rachsucht fähig glaube, theils aus Gefühl eigener Schwäche, den gefürchteten Feind ganz außer Stand zu setzen, ihm wieder zu schaden. Hierzu kömmt bey weiblichen Furien die Wuth gewisser Leidenschaften. — Hättest du aber auch in deinem glücklichern Stande solche ausgezeichnete Rache nicht zu besorgen; so würdest du doch den kleinen Neckereyen der Verleumdungssucht nicht entgehen. Du wirst finden: daß man die klügern Menschen, besonders die, welche Welt- und Lebensklugheit zeigen, gemeiniglich in Ansehung ihres Herzens verdächtig macht. Oft mag der Verdacht gegründet seyn, oft mögen sie wenigstens selbst durch zu harte Urtheile über andere, durch beleidigenden Witz, oder (wenn sie etwa die Menschen zu oft von der schlimmen Seite kennen lernen,) durch zu deutliche Aeußerungen von Mißtrauen zu

diesem Verdacht Veranlassung gegeben haben; aber gewiß ist es auch oft bloß Verleumdung von Schurken, denen sie die Larve abreißen, oder von andern elenden Wichten, die, ihnen gegenüber gestellt, ihre eigene Kleinheit desto drückender fühlten, und des drückenden Gefühls sich entledigen wollten.

Auf alle Fälle pflegt man gegen den überlegenen Menschenkenner in der Regel mißtrauischer als gegen andere zu seyn, vermeidet dann entweder seinen Umgang, oder verhüllt das Gesicht mit doppelter Larve.

Habe du Selbstverläugnung genug, dein Urtheil über andere zurück zu halten, auch wohl zuweilen dem Lügner, dessen Lüge du mit Einem Blicke für das erkanntest, was sie war, den kleinen Spaß zu lassen, daß er wähne, dich getäuscht zu haben.

Als ich noch unter den Schauspielern am Hofe meine Rolle spielen mußte, hatte ich mit

eine kleine Pflanzschule für den Staat ange-
legt, von jungen Männern, die ich strenge
erzog und besonders zur Arbeitsamkeit anhielt.
Da kommt einst einer von ihnen zu mir, und
Da kommt einst einer von ihnen zu mir, und
rühmt mir die Treue und Ergebenheit seiner
Collegen gegen mich. „Er habe sie auf die
Probe gestellt, habe die Miene ange-
nommen, als wenn er mit meiner Strenge
gegen sie äußerst unzufrieden wäre. Aber,
sieh da, kein einziger habe ihm beygestimmt,
und der edle v. St** habe ihm laut wider-
sprochen."

Ich durchschaute den jungen Menschen mit
Einem Blicke; sah, daß es seine ernstliche Ab-
sicht gewesen, meine Schüler gegen den stren-
gen Präceptor aufzubringen, und daß er nun
den mißlungenen Plan dem St** habe zu-
vorkommen, und seine Vertheidigung vor der
Anklage anbringen wollen. Ich sah das so
deutlich, als ich es nachher erfuhr, nahm
aber auch die Miene an, als wenn ich

nichts litte, gab ihm einen gelinden Verweis, daß er ohne Beruf den gefährlichen Versuch unternommen habe; lobte aber die gute Absicht, ermunterte ihn zur fortgesetzten Treue, sicht, ermunterte ihn zur fortgesetzten Treue, Arbeitsamkeit und Verschwiegenheit, und versprach ihm: dann, wenn er in Zukunft selbst in dieser Probe so gut als ich hoffte, bestehen würde, auf seine Beförderung zu denken. Von der Zeit an war der junge Mann für mich oder vielmehr für sich selbst gewonnen.

Vor langem hatte ich einen andern, der mich hintergehen wollte, laut und nachdrücklich gezeigt: daß ich die Täuschung merkte; und hatte mir dadurch einen erbitterten Feind gemacht.

Dies bringt mich auf das Kapitel vom Interesse.** — Ich aber habe für heute genug geschrieben.

XV.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible] —

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Das [illegible] Wiedersehen — weiß ich, wie [illegible] Jammern und Stammeln und Schluchzen, einem [illegible] in meinen Armen, einem [illegible] zu meinen Füßen — es wird mir bei der Wiedererinnerung so schwarz vor den Augen, so bang' um's Herz — — — — — — — —

Die Armen hatten sich so herzlich auf die Rückkehr des geliebten Mannes, des guten Bruders, des lieben Vaters gefreut, hatten seine Ankunft im Hause nicht erwarten können, hatten ihn mit dem festlichsten Willkomm [illegible] überraschen wollen — und nun so ein Wiedersehen! — — — — —!

Wir kamen endlich im Jägerhause an, [illegible] möglich war, [illegible] Stube zu Hülfe [illegible] — [illegible] Geschäftigkeit wenig helfen konnte. Die

[illegible] war noch nicht [illegible], und die [illegible] [illegible] [illegible] zu einem [illegible] [illegible]. Sie war bey ihrer [illegible] [illegible] noch ein [illegible] [illegible], wie sie [illegible] [illegible] [illegible] lag; [illegible] bey ihrem [illegible] [illegible] ihr [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] ihre [illegible], und ihre [illegible] Worte, ohne Sinn und Zusammenhang, [illegible], [illegible] [illegible]. Drey Tage vergingen; ihr [illegible] ward [illegible]; und noch hatte sie keine Thräne geweint; kein Schlaf hatte ihre Augen geschlossen; wie ein Schatten [illegible] sie umher, ohne [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] Theilnahme zu bezeugen. Man [illegible] [illegible] für ihren Verstand und für ihr Leben.

[illegible] am vierten Tage sprach sie zum [illegible] [illegible] viel über ihren Verlust, im [illegible] Zusammenhange, aber mit einer Kälte, mit einem so gleichgültigen [illegible], wie [illegible] [illegible], [illegible] Tone, daß man nicht [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] ihren geliebten Mann [illegible]

[illegible] ließ, sondern [illegible] eine [illegible] [illegible] und [illegible] zu führen glaubte. Man brauchte nun zwar kein großes [illegible] zu seyn, um sich nicht die mehre [illegible] zu [illegible]; [illegible] glaubten wir doch, es wäre der [illegible] Zeitpunkt, ihr unsre [illegible] an's Herz zu legen. — Und [illegible] wir [illegible] auch, so gut wir konnten. Sie [illegible] und ja, [illegible], wie ein Prediger, über die große Beruhigung, welche die Religion dem Leidenden gewähre — und sich [illegible] mit unbeschreiblicher Stille. Auf einmal [illegible] sie [illegible] mit wildem Ausruf: „Mein Mann! mein Mann! Wo bleibt denn auch mein Wilhelm? — Komm doch Wilhelm, [illegible] dich auch [illegible]! — — Da waren wir wieder auf [illegible] Punkte, wo wir gestern und vorgestern gewesen waren, und, wie es schien, [illegible] um einige Schritte zurück geworfen. [illegible] und traurig sahen wir jetzt die Leidende, [illegible] und [illegible] einer [illegible] an; als in dem [illegible]

[illegible] ein Mann heraus trat, der uns mit einer Thräne begrüßte, und mit [illegible] Thränen wieder begrüßt wurde. —

Ihr habt vielleicht die Erfahrung selbst gemacht, wie die Hinterlassenen eines lieben Todten von [illegible] [illegible], so oft ein Freund unter sie tritt, von dem sie wissen, daß auch ihm der Verstorbene theuer war; theils, weil das Andenken an ihren Todten dadurch recht lebhaft erneuert wird; theils, weil es dem Betrübten so wohl thut, Einen zu finden, der an seiner Betrübniß Theil nimmt. — Und einige [illegible], die der liebe Gott auf [illegible] Throne [illegible], vergessen wohl bey der Gelegenheit auf einige Augenblicke die Größe ihres eigenen Verlustes, um für [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und weinen eine [illegible] Thräne über den Verlust des Freundes.

Das war hier der Fall. Er — gerade der Mann, von welchem ich euch zu einer

andern Zeit erzählt habe, ohne seinen Namen nennen zu dürfen — war der Herzensfreund des Verstorbenen. Als solchen kannte ihn die Amtmannin Schwester, und darum wollte sie ihm dies entgegen. Wir ahnten, ohne deutlich zu wissen, warum? weinten mit; und, siehe, auch die Amtmännin weinte nach dem Tode ihres Mannes die ersten Thränen, reichte dem Freunde die Hand, und sprach mit dem rührendsten Tone: Lieber *** Ihr Eduard ist nicht mehr! Aber dauerte diese stille weinende Wehmuth bey der Unglücklichen nicht lange; da fiel sie wieder in dumpfen Schmerz zurück.

Der edle Freund hatte von dem unglücklichen Falle seines Herzensfreundes, doch nichts von seinem Tode gehört; war Tag und Nacht gereiset, in der Hoffnung, ihn noch am Leben zu finden; und jetzt war er nicht mehr über der Erde. Er überraschte, so wie erschienen, wie der edle Mann bemerkt am Stande, so wie

er aus [illegible] Worten des Arztes die Lage des unglücklichen Weibes erfahren hatte, mehr auf sie, als auf sich selbst zu denken, um die Trostlose aufzurichten. Das gelang ihm, und auf eine Art — daß ich nicht wußte: ob ich mehr über den [illegible], oder über das gebrauchte Mittel erstaunen sollte.

„Ach! liebe Amtmännin," fing er an, „was für einen Mann haben Sie verloren!" Und nun erzählte er weitläufig, [illegible] Güte und dem schönen Leben des Verstorbenen, verbarg dabei die Thränen nicht, die ihm während des Erzählens herabrollten; wie alle Menschen von neuem [illegible]; und die Amtmännin fing laut an zu jammern und zu wehklagen.

Er fuhr fort: „Das ist eine traurige Woche für mich! Kurz vor meiner Abreise habe ich auch die Nachricht von meiner guten Schwester erhalten: daß ihr ältester Sohn gestorben ist. — Es war ein guter hoffnungsvoller

Knabe — ganz wie Ihr Christel. — Das war auch ein harter Schlag für Sie, liebes Weib, wie Ihr guter Christel starb! Ein so ausgezeichnet gutes Kind!" — Nun wurde Christels kurzer Lebenslauf durchgegangen, wie vorher der Lebenslauf seines Vaters.

Die Amtmännin that so kläglich, daß es einen Stein hätte rühren müssen; und ich, der Himmel verzeihe mir's, ärgerte mich über den unbarmherzigen oder unklugen Mann — denn für eins von beyden hielt ich ihn. Doch, sieh, allmählich nahm der Zufluß ihrer heißen Thränen ab, sie senkte den Kopf auf's Kanapee zurück, die Natur behauptete ihr Recht — sie entschlief!

Wir alle, bis auf ihre Schwägerin, schlichen auf den Zehen zum Zimmer hinaus, und ich konnt's nicht lassen, so bald wir zum Zimmer hinaus waren, dem fremden Herrn beym Kleide zu zupfen, und ihm meine Besorgniß: er möchte doch wohl zu hart mit der leidenden

verfahren seyn, in's Ohr zu raunen. Liebe-reich aber ergriff er meine Hand, und sagte mir da manches, was ich damals freylich nicht so ganz verstand, was ich aber sorgfältig in meinem Herzen aufbewahrete: „von den schrecklichen Wirkungen des thränenlosen Schmerzes; von der Gefahr, wenn die trauernde Seele den starren Blick immer auf Einen Punkt heftete; daß man deshalb ihren Gesichtskreis erweitern, sie aber auch zugleich geneigt machen müsse, mehr sehen zu wollen; deshalb ja keine fremdartige Gegenstände, welche sie von sich stoßen würde, in diesen Gesichtskreis bringen dürfe; daß man viel über den Leidenden gewonnen habe, wenn man ihn vom bloßen Empfinden zum Denken bringen könne, wär's auch vorläufig nur zum Denken über seinen Schmerz selbst, denn über etwas anderes würde er nicht denken wollen. —"

„Der gewöhnliche Trostredner," fuhr er fort, „taugt für gewöhnlich Betrübte; taugt

aber, und wenn er auch die durchdachtesten und heiligsten Trostgründe der Philosophie und Religion in schönster Rede aufstellte, durchaus nicht für Seelen, die ihren Schmerz so tief, wie unsere Freundin, fühlen, so lange als sie ihn so tief fühlen." Solch eine Seele hält ihren Schmerz für gerecht, für pflichtmäßig, für heilig, gewinnt ihn lieb, und liebt dann um seinetwillen alles was ihm ähnlich, und haßt alles was ihm fremd ist. Könnte sie also auch — was sie doch jetzt unmöglich kann — Trostgründe fassen: so würde sie sie dennoch nicht wollen; denn sie erhalten etwas ganz Fremdartiges, von ihrer einzigen Empfindung ganz Verschiedenes, wollen ihr diese liebgewonnene Empfindung entreißen, und sind, wenn auch noch so gefällig eingekleidet, dennoch Vorwürfe, die ihr selbst und ihrem Schmerze gemacht werden. Der tröstende Freund ist ihr kein Freund; denn wie würde er trösten können, wenn er nicht ein kaltes gefühlloses Geschöpf wäre? Wie würde er

trösten wollen, wenn er die Größe und Heiligkeit ihres Schmerzes fassen könnte? Weinen, weinen muß er mit ihr, wenn er ihr Freund seyn will!"

Wie gesagt, ich verstand ihn nicht ganz: aber das merkte ich doch, daß er sich besser als ich auf's Trösten solcher Traurigen, wie die liebe Eddelheld war, verstehen möchte. Auch ich, sagte der Arzt, verstehe ihn nicht ganz; aber das weiß ich: die Amtmännin war verloren, wenn sie ihren Schmerz nicht ausweinen konnte!

Das liebe Weib hatte die ganze Nacht hindurch geschlafen, und war am Morgen zwar noch sehr, sehr betrübt; aber nichts mehr von dem ehmaligen starren Blicke, nichts mehr von dem schauerlichen eiskalten Tone, in dem sie vorher gesprochen hatte. Ihr Seelenarzt gab sich heute viel mit ihrem kleinen Wilhelm ab, und sagte der Mutter gar viel Schönes von dem allerliebsten kleinen Buben. Einmal, da es schien, als wenn sie sich wieder in sich

selbst verschließen wollte, erzählte er ihr die traurige Leidensgeschichte seiner guten Schwester, welcher vor einem halben Jahre ihr Mann, und jüngst ihr ältester Sohn starb; und wußte in die Erzählung ganz unmerklich die Trostgründe einzuflechten, mit welchen diese fromme auf Gott vertrauende Dulderin sich in ihrem Leiden aufgerichtet hätte. Das wirkte sichtbarlich. Das Weib, mit dem Herzen aus feinerm Thone gebildet, schien ihr eigenes Unglück zu vergessen, und bemitleidete die leidende Schwester, und lobte ihr frommes Vertrauen auf Gott, der auch der Leidenden Vater ist. — —

Ich aber mußte nun, so schwer mir's einging, meinen Wanderstab weiter setzen, bekam den wärmsten Händedruck von dem guten Weibe und ihrem edlen Arzte auf den Weg, der mir unsäglich wohl that, und mir noch nach Monaten, wenn ich daran zurück dachte, das Herz erwärmte.

XVIII.

Die Festnacht im Mondscheine.

Durch Siegwart und Consorten ist der unschuldige Mond so in Mißcredit gekommen, daß man's kaum noch wagt laut zu gestehen: daß man ihm gut sey, und ihn gerne sehe. Ich gestehe es aber laut: daß ich ihm gut sey, daß ich ihm mehr als Einmal zu Gefallen gegangen sey, und, will's Gott, noch mehr als Einmal zu Gefallen gehen werde. — —

Seit meinem zehnten Jahre feire ich jährlich zwey halbe Festnächte im Mondscheine; nur zwey weil es Festnächte bleiben sollen; und dieß seit meinem zehnten Jahre, weil mein Vater da den glücklichen Einfall hatte, mir in einer mondhellen Nacht unter freyem Himmel den ersten Unterricht von

Gott zu ertheilen. Ewig unvergeßlich wird mir die Nacht bleiben, wie ich zum erstenmale mit Erstaunen hörte: daß jener Mond und jene flimmernden Punkte am Himmel lauter Welten, so groß wie unsere Erde, und die meisten 10,100,1000 mal größer als diese wären; wie sie alle ihren bestimmten regelmäßigen Lauf und Bahn hätten, und wahrscheinlich alle eben so wohl, wie unsere kleine Erde, bewohnt wären — und wie nun diese Welten alle von Einem Unsichtbaren, Allmächtigen, Allweisen gemacht wären, erhalten und regiert würden; und wie dieser Einige, Unsichtbare, Allmächtige, Allweise mit unbeschreiblicher Liebe allem, was in allen seinen Welten lebt, Leben und Freude gegeben hätte — alle, alle wie ein lieber Vater versorgte; wie er seine milde Hand aufthäte, und alles was da lebet sättigte und segnete mit Wohlgefallen, und wie auch ich ihm mein Leben und jedes Glück und jede Freude meines Lebens

zu verdanken hätte, wie er auch mein Gott und mein Vater wäre *) —!

Nun in einer solchen Festnacht, wozu ich mir immer, ohne Rücksicht auf den Kalender, eine mondhelle Nacht aussuche, pflege ich denn zuerst meinen Nachbar Hainberg zu besteigen, mich an Gottes schönem Sternenhimmel und seinem Mondscheine recht herzlich zu laben, und dabey an meinen Vater, und an mein zehntes Jahr zurück zu denken. Hierauf geht die Reise nach dem Walde, in dessen Mischung von halbem Lichte und dunkeln Schatten ich über mich selbst Gericht halte, meines Herzens Heimlichkeiten zu erforschen, seine Schlupfwinkel auszuspähen suche, meine Vergangenheit, von Jahr zu Jahre, zur Musterung aufmarschiren lasse, mich des Gu-

*) Man sollte glauben, Martins Vater müßte etwas von Theodors glücklichem Morgen gehört haben; wär's nicht ein Gedanke, auf welchen gar füglich mehrere kommen könnten, ohne etwas von einander gehört zu haben.

ten, das ich etwa an mir finde, innig freue, und dann mit dem Vorsatze: das Böse, so viel ich immer kann, wieder gut, und das Gute noch besser zu machen, nach dem Gottesacker wallfahrte. —

Der Gottesacker — wie man ihn mit Fug und Recht nennt: denn er muß ja nicht eben auch Kirchhof seyn, und gut für die Lebenden wenn er dieß nie, oder doch nur selten wäre! Und warum nicht Gottesacker? Zwar mögen viele, mit mir, den Glauben an Auferstehung zu ihrem Glauben an Unsterblichkeit eben nicht nöthig haben; aber für alle die, welche ihn dazu nöthig haben, vielleicht auch für manchen, der ihn nicht nöthig hat, ist es doch eine Vorstellung, die sich dem Herzen sanft anschmiegt: die Grabstätte der Verstorbenen als Saatfeld zu denken, wo Saat von Gott gesäet dem Tage der Ernte reift! — Der Gottesacker also ist mir immer ein lieber Ort gewesen, und ist es noch.

Er

Er predigt die Vergänglichkeit des Lebens und aller seiner Herrlichkeit so stark und nachdrücklich, ohne doch zu schrecken; denn er predigt zugleich Ruhe nach vollbrachter Arbeit, Friede nach dem Streite, Vergessenheit der Sorgen, und aller Leiden Ende. Oft stand ich da, und verlor mich selbst bey dem Gedanken: daß jene waren und nicht mehr sind, und diese sind und bald nicht mehr seyn werden!

Keiner von den jetzt Lebenden war vor hundert Jahren: und die Erde war dieselbe, und der Himmel gab Regen und Sonnenschein, und die Menschen bauten und pflügten, freyten und ließen sich freyen, liebten und zankten sich, lachten und jubelten und weinten und wehklagten, und Weise und Narren, und Tugendhafte und Lasterhafte, trieben ihr buntes Spiel unter einander — alles wie jetzt; und sie sind nicht mehr. Rastlos arbeiteten Tausende, um ein Stückchen Metall mehr in

ihren Kasten zu schließen, ein Stückchen Erde mehr bebauen zu können; und mußten ihr Stückchen Metall und Erde zurück lassen.

Wie viele wohnten, und lachten, und weinten dort in jener Hütte; und haben nun ausgelacht und ausgeweint! Und gleiches Schicksal hatte der Besitzer des Pallastes mit dem Ärmsten Hüttenbewohner, gleiches Schicksal der Mann auf dem Throne mit dem Bettler auf dem Strohlager! Und jene Knochen sind die Ueberreste eines Weibes, die mit ihrem Lächeln Männer zu Kindern machte! — Was ist Ehre? Reichthum? Schönheit? — was ist der Mensch? Auch ich, ihr Todten, werde in kurzem seyn, was ihr wärt: aber noch stehe ich auf eurem Staube, und blicke zum Himmel auf, denke Gott, und hoffe mit froher Zuversicht: daß das, was in mir ist, und Gott denken kann, nicht werde zu Staube werden! —

Freylich habe ich da nun eben nichts neues gedacht, nichts was meine Großmutter nicht auch hätte denken können: aber es macht doch ganz eine andere Wirkung, wenn man es einsam in einer mondhellen Nacht auf dem Gottesacker denkt. Man bekömmt's da aus der ersten Hand rein und unverfälscht, und mit keinen Schnörkeln besetzt.

Hier nun ist das Ende meiner nächtlichen Wanderung, wie einst das Ende meiner ganzen Pilgerreise. Ernst, aber nichts weniger als traurig, geh' ich in meine Schlafkammer, durchschlafe, so gut ich kann, den Rest der Nacht, gehe bey Tagesanbruch wieder an meine Arbeit, wie gestern und vorgestern, nur, wie mir's scheint, um einige Grade besser, oder doch zum Besserwerden williger als gestern und vorgestern.

Ich möchte euch wohl mein Nachtfest im Mondscheine zur Nachahmung empfehlen; ver-

sieht sich, wenn ihr an Leib und Seele gesund seyd, und Nachtluft und nächtliche Einsamkeit vertragen könnt. Zwar wird's euch dabey zuweilen — besonders in der Mischung von halbem Lichte und dunkeln Schatten des Waldes, und auf dem Gottesacker — so warm und schauerlich um's Herz werden, daß ihr selbst nicht wißt, ob euch wohl oder weh sey: im Grunde aber ist's euch doch wohl, besonders wenn Kopf und Herz einträchtig bey einander wohnen, sich einander mittheilen, und mit einander genießen.

XIX.
Die Priesterin der Juno.

„Im Heidenthum, wo die Leute noch an die Göttin Juno, und an viele andere Götter und Göttinnen glaubten — so wie nachher an die Heiligen; da war einmal eine Frau, die war Priesterin der Juno; ein gutes braves Weib; und die hatte zwey Söhne, ein paar herzensgute Jungen; der eine hieß **Kleobis**, und der andere **Biton**. Die Priesterin sollte nun einmal von Amts wegen in den Tempel der Juno kommen: zum Gehen war sie aber zu alt, und sie hatte weder Pferde noch Maulthiere, die sie hätten hinfahren können. Was thaten da ihre Söhne? Die spannten sich, mir nichts dir nichts, vor den Wagen und fuhren die liebe Mutter in den Tempel. Das freute nun ihre Mutter so sehr, daß ihr die hellen Thränen von den

Backen herabliefen. Und wie sie in den Tempel kam, so bat sie die Göttin: ihren guten Söhnen, zum Lohne für ihre kindliche Liebe, das Beste zu geben, was nur einem Menschen zu Theil werden könnte. Die Göttin that's. Die guten Söhne entschliefen — ohne je wieder zu erwachen." — —

Das Mährchen hat mir ausnehmend wohl gefallen, und ist mir ordentlich rührend gewesen. Nun bin ich doch in Wahrheit nicht so milzsüchtig, daß ich den Tod für das Beste halten sollte, was man dem Menschen geben könnte; und doch gefiel mir die Göttin mit ihrer Belohnung. Ich habe den Versuch bey andern gemacht, und es ging ihnen eben so wie mir, ungeachtet sie eben so wenig milzsüchtig waren. Da habe ich nun hin und her gedacht, wie das wohl kommen möchte. Erst dachte ich, es könnte vielleicht daher kommen, weil der Ausgang so unerwartet ist, als wenn's ein hübscher Spaß, oder, wie's die

feinen Leute nennen — ein Bonmot seyn sollte; aber das ist's nicht. Denn man merkt bald, daß das Wohlgefallen mehr aus dem Herzen als aus dem Kopfe entspringt — es macht eben nicht lustig, aber es rührt.

Seht, wie ich dem Dinge auf die Spur gekommen bin. Ich erzählte es mit der kleinen Abänderung: Und die Göttin ließ sie sterben, anstatt: Sie entschliefen; und, siehe, da wollte es schon nicht so gefallen. Ein andermal erzählte ich gar: Bald darauf verfielen ihre beyden Söhne in ein hitziges Fieber, und starben; und da sagten die, denen ich's erzählte, geradezu: es wäre ein dummes Mährchen.

Es ist also im Grunde ein Bißchen Taschenspielerey dabey. Die guten Jungen schienen uns belohnt, nicht daß sie starben, sondern daß sie so sanft entschliefen.

Man glaube nicht wie viel der Name zur Sache thue. Entschlafen, heimgehen, scheint etwas ganz anders als sterben, wenn es auch das nehmliche bedeuten soll. So scheint dem Kinde die überzuckerte Pille nicht mehr Arzeney, dem süßen Herrn das Freudenmädchen nicht mehr H** (pfuy! es ist auch ein häßliches Wort — aber ist die Sache besser?) und dem Eroberer — ihr versteht mich schon. —

XX.
Meine Ordnung.

„Manche Quelle des menschlichen Elend's würde verstopft werden, und wir würden mehr frohe Menschen haben, wenn sie besser rechnen lernten, und mehr an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt würden. Schon mancher kam von Haus und Hof, weil er Einnahme und Ausgabe nicht zu berechnen wußte, und mancher hat bey allem Fleiß und Arbeit bloß deswegen kein Glück und keinen Segen, weil er Zeit und Arbeit nicht zu ordnen weiß. Nicht der ist ein guter Wirth, der am meisten kargt und arbeitet; sondern der, der alles zur rechten Zeit thut, und das Büchlein der Einnahme fragt: wie viel er ausgeben darf? Findet ihr einen Mann, der kein Leichtfuß und kein Windbeutel, und dennoch in der Regel ein froher Gesellschafter ist, so wette

ich Eins gegen Zehn: es ist ein Mann von Ordnung!"

Ich habe dieß an mir selbst und noch mehr an Nachbar Paul bestätigt gefunden. Sonst wußte der oft vor vieler Arbeit nicht wo ihm der Kopf stand, machte dann eins ins andere; natürlich wurde aber keins so gut als er's wünschte, und er ward unzufrieden. Mitten in der Arbeit brauchte er zuweilen dieß und jenes, wußte es aber nicht zu finden; wurde verdrießlich und brummte, verdarb sich und seinen Leuten die Lust zur Arbeit, und alles was er that, bekam ein so schiefes Ansehn, wie er selbst hatte. Das ärgerte ihn von neuem; nun wurde übel ärger; und am Ende fand er alles unausstehlich, und — so gerecht war er doch noch — sich unter allen am unausstehlichsten. Es traf sich, daß mehrere Ausgaben sich auf Einen Tag zusammengehäuft hatten; das gab ein Loch in den Beutel, und er wurde ängstlich — Was werden

zu essen? was werden wir trinken? wo will das noch hinaus? — und fing an zu knausern. Am Abend fiels ihm ein: Das hast du heute versehen, das versehen; da gibt's neue Runzeln auf der Stirn. Auch hatte er gewöhnlich sich kleine Geschäfte, die, einzeln und in der Ordnung gethan, Tag für Tag kaum Minuten weggenommen hätten, auf Monate, und länger zusammenkommen lassen; nun grauete ihm vor dem Aufräumen; je mehr ihm grauete, desto länger schob er's auf, und je länger er's aufschob, desto mehr häufte sich's zusammen, und desto unzufriedener und mürrischer ward er, bis es endlich weit und breit keinen größern Murrkopf und keinen grämlichern Sauertopf gab, als meinen Nachbar Paul.

Jetzt ist Paul ein Mann wie er seyn muß, thut seine Arbeit mit Lust, ist am Abend mit sich selbst, und deshalb mit Gott und der ganzen Welt zufrieden, kann sich an Feiertagen herzlich freuen, ist freundlich gegen Frau

und Kind, und Knecht und Magd, mache auch sie feuerwilliger und froher, und weiß er machte das gewiß wohl.

Ein ungefähres ist Paul, daß er meine Ordnung nachmachen, wie ich sie von meinem Vater gelernt, und ihm gar nachdrücklich hergestrichen und geheißen habe.

Dieß ist meine Ordnung:

Erstlich führe ich einige Schreibbüchlein, als

1) Ein Sonntagsbuch — davon nachher ein mehreres.

2) Ein Landbuch, nebst einem Anhange vom Viehstande. Hierein kommt das ganze Verzeichniß meiner Ländereyen Stück für Stück aufgeschrieben, mit geräumigem Zwischenraume, der von Jahre zu Jahre ausgefüllt wird. Z. B. dem Acker bestellt, gedüngt, darauf gebunden ꝛc. Hierauf Sommer- wie viel eingeerntet; und dann, wie viel ausgedroschen ꝛc.

[illegible]

g) [illegible]
b) an Gelde.

[illegible] Siehe unten g.)

e) [illegible] z. B. [illegible]

[illegible]

— [illegible] —

[illegible]

d) [illegible]

[illegible]

a) [illegible]

b) [illegible]

c) [illegible]

d) [illegible]

e) [illegible]

f) [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

XXIII.

Ueber [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„Durch Erfahrung gewitzigt — die beste Lehrmeisterin — weißt du nicht nur selbst [illegible] dich zu [illegible] lernen, sondern auch anderen rathen und helfen können.“

„Du gewöhnst dich an Ordnung und Pünktlichkeit.“

„Von Ordnung und Pünktlichkeit erhältst du einen leichten festen Sinn, ohne Leichtsinn und Flatterhaftigkeit.“

„[illegible] keines Schneiders bewahrt dich vor Eitelkeit, und das Bewußtsein, daß du [illegible] an deiner Besserung arbeitest, und nicht ganz vergebens arbeitest, giebt dir die Gegenwart eines stillen Muths und eines Trosts, der sich fühlt, ohne sich zu erheben, und ohne andere zu verachten.“

„Du wirst die [illegible] besseren Gesellschaften, [illegible] nicht die [illegible] zu verstehen, [illegible] nicht der Umgang der armen Menschengeschlecht, die nicht wissen, was sie mit sich und

ihrer Zeit entlaufen haben; schafft die Fähigkeit, daß beim Rückblick in die Vergangenheit, ein ganz herrliches Schauspiel; und — wer froh in die Vergangenheit blicken kann, genießt die Gegenwart besser, und blickt ruhiger in die Zukunft!«

So ohngefähr erwiedert er mir die Entschuldigung. Und nun frage er mich noch wie ich die Sache am besten angegriffen hätte.

»Menschen, vor allen Dingen, die heiligen Grundsätze frühzeitig beyzubringen, sich zu überzeugen: daß Menschen, unter denen einst ein Jesus Christus lebte, ursprünglich bestimmt sind [illegible], wie das Thier zu genießen, und dann zu sterben; daß sie vielmehr noch jenseits des Grabes leben und wirken sollen; daß dieses Leben nur der Anfang ihres Daseyns, die beste Vorbereitung dieses Lebens unausbleibliches Streben nach Vervollkommnung, und diese Vervollkommnung ihre Bestimmung, und der einzige sichere Grund ihrer Glückseligkeit sey!

Suche also deine Bestimmung zu erfüllen und jener Glückseligkeit dich würdig zu machen!"

„Lerne deine Pflichten kennen, die dir als Mensch, als Bürger eines Staats, und dann in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen deines Lebens, als Gatte, Vater u. s. f. obliegen, und es sey dir genug zu wissen: Dieß ist Pflicht! ohne zu fragen: Was wird mir dafür, wenn ich sie erfülle?"

„Und nun befolge die große goldene Regel eines uralten Weisen, die den [illegible] [illegible] [illegible]:

„Die Augen schließe nie zum Schlaf, als bis du die Frage
Immer an dich gethan: Was hast du an diesem Tage
Gethan? hast etwas du versehen? was versäumet?
Der Schlummer schließt nicht gut, der seine Schulden [illegible]!"

„Doch brauchst du deine Selbstprüfung nicht gerade an die Abendstunde zu binden. Für den oft so kleinen Ueberrest von Kraft, den dir des Tages Arbeiten für den Abend lassen, ist dieß Geschäft zu ernst und wichtig. Darum widme ihm lieber die erste Morgenstunde. Richte den vergangenen Tag, und beginne den neuen mit desto lebhafteren Entschließungen: Fehler, die du gestern begingst, heute mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu vermeiden," und das Gute, das dir gestern nur halb gelang, heute, wo möglich, ganz zu vollbringen!"

„Wache sorgfältig über deine Lieblingsneigungen und Schwachheiten; ersticke den Funken ehe er zur Flamme wird!"

„Frage nicht bloß was? sondern auch wie du es gethan hast? — Du hast dieß nicht schlecht gemacht, aber konntest du es nicht noch besser machen?"

„Untersuche die Absicht und Bewegungsgründe, aus welchen du handelst!

Du giebst z. B. heute einem Armen mit milder Hand. Aber warum?

Weil Vorübergehende es bemerkten?

Weil du hofftest: der Arme würde deine Gutherzigkeit rühmen?

Aus eigennützigem Aberglauben; daß es der liebe Gott tausendfältig ersetzen werde?

Aus bloßer Laune?

Weil dir ein gewisses Etwas an dem Armen gefiel?

Um den beschwerlich Bittenden los zu werden?

Weil deine weicheren Nerven beym Anblicke, bey lebhafter Erzählung der Noth des Armen, mitzitterten; weil du das un-

angenehme Gefühl schneller entfernen wolltest — also aus Weichlichkeit und Selbstliebe?

Weil du dir selbst ein Compliment machen wolltest, daß du so mitleidig, so weichherzig, so freygebig wärst?

Oder aus Menschenliebe, aus Ueberzeugung von deiner Pflicht: wohlzuthun, zu helfen, zu nützen, so viel du kannst?"

„Bemerke nicht bloß, was du thust, sondern auch was du thun wolltest, und belausche, so viel nur immer möglich, die geheimsten Wünsche, Gedanken, Empfindungen deiner Seele! — Du sahst einen Unglücklichen, und es stand nicht in deinem Vermögen, ihm zu helfen; fühltest du aber den glühenden Wunsch: O daß ich helfen könnte! — Dort ging dein Feind vor dir vorüber; wie war dir zu Muthe? — Du hörtest von dem Glücke eines andern; was wohl

dein erster Wunsch: O daß ich jetzt an seiner Stelle seyn möchte! — Du lasest von Friedrich dem Sieger, und von Friedrich dem Vater seines Volks; weiltest du bey jenem lieber als bey diesem? — Möchtest also wohl selbst lieber die Bewunderung der Menge, als den stillen Dank der Geretteten? lieber groß als gut seyn?" —.

XXIV.

Das Sonntagsbuch.

(Fortsetzung über Selbstprüfung.)

„„Damit es dir nun aber nicht gehe, wie dem Manne, von dem der große Weise erzählt: „Er besah sein Gesicht im Spiegel, und ging dann fort, und vergaß wie er gestaltet war;“ so komme deinem Gedächtnisse durch die Feder zur Hülfe, halte neben deinen Haus- und Rechnungsbüchern noch ein Sonntagsbuch, oder ein moralisches Wochenbuch, in welches du an jedem Sonntage die gemachten Bemerkungen über dich selbst und dein Verhalten einschreibest.“

„Ich bin nicht für die moralischen Tagebücher, oder vielmehr ich glaube: daß sie nicht für jeden sind. Wer zu viel auf Einmal übernimmt, bringt selten etwas ordentlich zu

Stande! Und ich besorge, es möchte den Tagebuchschreibern auch so gehn. Heute sind sie nicht dazu aufgelegt, und verschieben's auf morgen; morgen sind sie vielleicht eben so wenig dazu aufgelegt, und verschieben's auf übermorgen, und denken übermorgen nicht daran. Verzeihen wir uns aber diese Nachlässigkeit ein = zweymal, so verzeihen wir sie uns öfter, werden unordentlich, und dadurch auf viele Schritte vom Ziele zurück geworfen."

„Aber gesetzt auch, daß sie ausdauern, und ihr Tagebuch regelmäßig fortsetzen: sollte denn nicht bey manchem die tägliche Aufmerksamkeit auf sich selbst in Aengstlichkeit übergehen?"

„Es ist nichts so gut, das nicht durch Uebertreibung von seiner ursprünglichen Güte verlieren sollte. Die Tugend selbst hat ihre Grenzlinie, jenseit welcher sie aufhört Tugend zu seyn; Gerechtigkeit wird zur hartherzigen Strenge und Grausamkeit; Mäßigung im

Genuß

Genuß der Freude wird zur grämlichen Unzufriedenheit, und die Frömmigkeit wird jenseit jener Linie zur frömmelnden Schwärmerey.

Dein Tagebuch kann dir äußerst nachtheilig werden, wenn du es stündlich im Kopfe mit dir herumträgst, und alles, was du thust und thun willst, mit Aengstlichkeit in Beziehung auf dein Tagebuch denkst. Man macht selten etwas gut, was man zu ängstlich macht; man fällt am ersten, wenn man sich zu sehr zu fallen fürchtet, fehlt aus Furcht zu fehlen, und, was das schlimmste ist, man verliert Muth und Kraft, begangene Fehler zu verbessern. Das edle Roß versah's im raschen Sprunge, und stürzte. Komm, sprach der Esel, und lerne von mir sichern Schritt gehen! Und das Pferd, durch die Schmerzen seines Falls geschmeidig gemacht, folgte dem Lehrer und lernte ihm gleich gehen. Nie stürzte es nun wieder: aber es war auch nicht mehr das edle Roß, das es sonst war, sondern der Pflegesohn des Esels.

Wie mancher muthige Knabe hatte unter der Zuchtruthe seines Lehrers gleiches Schicksal! Und es giebt Kranke, die es bloß ihrer zu ängstlichen Sorgfalt für ihre Gesundheit zu verdanken haben, daß sie nie zur vollen Gesundheit gelangen können. Bemitleide du diese Kranken, bedaure den entmutheten Knaben, hüte dich vor gleicher Krankheit und Muthlosigkeit, und spiegele dich an dem Schicksale des geeselten Rosses!

Auch ist mancher Tagebuchschreiber durch sein Tagebuch zum Scribler geworden. Man wollte über den vergangenen Tag etwas sagen, und doch war die Geschichte des Tages auch gar zu dürftig und alltäglich, daß man also auf neue Bemerkungen — wenn auch ein wenig weit hergeholt — denken mußte, um doch etwas darüber sagen zu können. Die aufgestutzte Erzählung gefällt, man denkt auf neuen Schmuck für den folgenden Tag — und endlich schreibt man, nicht mehr um bes-

ser leben zu lernen, sondern lebt, um besser zu schreiben; lebt für sein Tagebuch, vergißt über das Denken das Handeln, und wird ein Buchweiser; und dann ist es um Wirthschaftlichkeit, Häuslichkeit, Geselligkeit, Fleiß, Arbeitsamkeit und gute Laune geschehen. Gott bewahre dich vor der kalten, todten Buchweisheit, die nur am Schreibepulte, und sonst in der ganzen weiten Gotteswelt nirgends zu Hause ist!

Darum rathe ich dir, die gemachten Bemerkungen über dich selbst nur mit zwey Worten in deiner Schreibetafel zu notieren, und sie Sonntags, kurz und schmucklos, in dein Wochenbuch einzutragen.

Für den Anfang mögen dir die beyden Kapitel: Beyfall und Reue oder Billigung und Mißbilligung genügen. — Was dachte, wollte, that ich heute, wovon mein Herz mir sagte: daß es gut oder nicht gut sey?

Und nun noch eine nothwendige, unabläßsige Bedingung, ohne welche dir dein Sonntagsbuch mehr schädlich als nützlich seyn würde: Du mußt es einzig und allein für dich schreiben; mußt gleich beym Anfange den festen unwandelbaren Entschluß fassen, es niemanden, ohne Ausnahme niemanden, zu lesen zu geben; mußt es vor deinem Tode noch verbrennen, und auf den Fall deines unvermutheten schnellern Todes, mußt du von deinem trautesten Freunde, oder deinem Weibe — so fern dir das seltene Glück zu Theil wurde, daß diese deine Freundin ward — das heiligste Gelübde nehmen: es ungelesen verbrennen zu wollen.

Halte diese Bedingung auf's gewissenhafteste, oder schreibe lieber gar nicht: damit du dich nicht zum Heuchler schreibest.

Ich war beym Anfange meines Sonntagsbuchs diese Bedingung nicht eingegangen, weil

ich sie nicht für so wichtig, wenigstens nicht für so nöthig hielt, entdeckte aber zum guten Glücke noch zeitig die Gefahr, der ich mich näherte. Ich fand, daß ich in den ersten Bogen meines Sonntagsbuchs nicht Züge von mir, sondern von einem der besten Menschen gesammelt hatte; und doch fehlte so viel, ehe ich unter die bessern Menschen gehörte. Bey jeder Handlung war die gute Seite in das hellste Licht gesetzt, die schlechte entweder gar nicht aufgestellt, oder mit der feinsten Entschuldigung verdunkelt. Ganz im Hintergrunde des Herzens versteckt, saß der Ehrgeitz, und führte den armen Verstand am Gängelbande.

„Warum wolltest du die Achtung anderer, die vielleicht einmal das Buch deiner Selbstprüfung lesen möchten, durch eigene Schuld verlieren? warum ihnen alle deine Schwächen zeigen, die sie schadenfroh aufhaschen und dein Gutes übersehen

würden? Täuschen willst du nicht, aber auch nicht gerade-zu einem ungerechten Urtheile über dich selbst Veranlassung geben, wozu die Menschen ohnehin so geneigt sind! Du, über andere ein so billiger Richter, warum wolltest du über dich selbst unbilliger urtheilen? Warum eben den unedlen, freylich möglichen, Bewegungsgrund, der dich zu einer Handlung bestimmt haben könnte, aufsuchen, und den, doch wenigstens eben so möglichen, edlern Bewegungsgrund verschweigen? Welche Moral will, daß du ungerechter gegen dich selbst, als gegen andre seyn sollst?"

Das ohngefähr raunte mir der Verstand, von der Eigenliebe bestochen, in's Ohr, und machte mein Sonntagsbuch zur Lüge. Ich verbrannte es; fing unter der gegebenen Bedingung von neuem an, und habe mich wohl dabey befunden. Zwar ist nun das jetzige Gemählde von mir und meinen Handlungen bey weitem nicht so schön als das erste, aber

es sieht mir ähnlicher, ist wahrer, und für mich lehrreicher.

„Wenn ich nun aber meine Erfahrungen, die ich aus meiner Selbstkenntniß schöpfte, auch für Freund und Kind, und, wenn sie's verdienten, auch für andere lehrreich zu machen suchte?“ Thue das immer, wenn du glaubst daß es ihnen frommen werde. Du kannst es durch Unterredung, kanst ihnen, vorher von dir selbst durchlesene Stellen vorlesen; (so wie ich dir einige aus meinem Sonntagsbuche vorlesen werde, um dir von der innern Einrichtung desselben einen anschaulichern Begriff zu verschaffen) kannst ihnen so gar einen Auszug aus deinem Sonntagsbuche mittheilen: nur dein Buch selbst dürfen sie nicht lesen, und du darfst beym Schreiben dieses Buchs nicht daran denken, Unterricht für andere schreiben zu wollen! —

Sohn, denke dir noch einmal Selbstprüfung als das wohlthätigste Mittel, dich für Zeit

und Ewigkeit zu vervollkommnen, und wende es gewissenhaft an! Krankheit und andere unüberwindliche Hindernisse abgerechnet, vergehe dir kein Tag der Woche ohne Selbstprüfung, und kein Sonntag, an welchem du nicht ein und das andere Urtheil über dich selbst und dein Verhalten niederschreibest!

Mache, wie ich dir schon vorhin gerathen habe, den Anfang mit der Beantwortung der simpelsten Fragen: Was habe ich heute oder gestern gut oder nicht gut gemacht? um die die ersten, ohnehin schon schwerern Schritte, weil es auf noch ungewohntem Wege, mit noch ungeübten Kräften, die ersten sind, möglichst zu erleichtern, bis du, des Weges mehr gewohnt, und durch geübte Kraft stärker, eine vollere Tagesreise ohne Ermattung vollenden kannst. — Aber um so viel weniger verzeihe dir auch die Trägheit, oder Nachlässigkeit an irgend einem Tage die wenigen ersten Schritte nicht gemacht zu haben!

Im Namen unsers guten Gottes, habe Muth, weiser und besser zu werden, und beginne das große Geschäft der Selbstprüfung!

Habe Muth und zittere vor keiner Schwierigkeit zurück; selbst dann nicht, wenn du Schwächen an dir entdeckest, die dir Thränen kosten, wenn du Flecken an dir bemerkest, die du mit deinem Blute auslöschen möchtest; habe Muth: denn schon der ernstliche Vorsatz, dich so viel als du nur kannst vor Fehlern zu hüten, und immer besser werden zu wollen, ist edel.

Der kindische Kranke behauptet, gegen sein Gefühl, daß er gesund sey, um der bittern Arzney zu entgehen. Unmerklich wurzelt aber die Krankheit tiefer ein, und das Uebel wird unheilbar. Wahnsinnig schwelgt und jubelt der Verschwender fort, um dem Gedanken an die bevorstehende Dürftigkeit zu entgehen, und eilt dem Uebel, dem er entgehen will, im Fluge entgegen. Wäre es nicht eben so kin-

disch, eben so wahnsinnig gehandelt, wenn du absichtlich die Zeichen deiner Seelenkrankheit nicht bemerken wolltest, um dir selbst gesünder zu scheinen, als du bist?

Andere fühlen und bekennen ihre Krankheit, und schlagen dennoch die Mittel zur Genesung aus, weil sie an ihrer vollen Genesung verzweifeln, wollen das Bessere nicht, weil sie das Beste nicht erlangen können.

Sohn — fuhr er fort und sein Angesicht glühete, wie er zu mir redete — es ist zum Erstaunen, wie armselig, sich selbst, ihre Vernunft und ihr vermeintes Christenthum schändend, so viele Menschen ihre Trägheit zum Guten entschuldigen!

„Es mag gut seyn: aber was hab' ich eben für Beruf es zu thun? was soll ich eben arbeiten, indeß andere, um und neben mir ihre Hände in den Schooß legen?"

Als wäre es nicht Beruf genug, das Gute zu thun, weil du es als gut erkennst und Kraft und Gelegenheit hast, es zu vollbringen! Haben die andern, die es nicht thun, gleiche Kenntniß, Kraft und Gelegenheit? Und wenn sie es haben, bist du dadurch gebessert, weil andere auch schlecht sind? Ist es nicht kindische Entschuldigung: Weil der gefehlt hat, so darf, und will auch ich fehlen?

Und ist es nicht eben so kindisch oder vielmehr wahnsinnig geurtheilt: Weil ich nicht alles thun kann, was ich wohl wollte; so will ich nichts thun? Ich bin ein schwacher Mensch der doch einmal keine Engeltugend erreichen kann!

Weil du keine Engeltugend erreichen kannst, willst du auch nicht menschlich tugendhaft werden? Giebt's zwischen dem Engel und dem Alltagsmenschen, oder wohl gar Lasterhaften, keine Zwischenstufe, die du ersteigen könntest?

Und wenn du auch, als Augenkranker, nicht hoffen dürftest, ein ganz gesundes, hell- und scharfsehendes Auge zu bekommen, würdest du deswegen die Sorge für dein krankes Auge vernachlässigen? würdest du nicht die Minderung deiner Schmerzen, würdest du nicht die kleinste Stärkung desselben, und schon die Abwendung der Gefahr, einst ganz zu erblinden, für großen Gewinn halten? Ist es nun aber geringerer Gewinn, das Uebel, das deiner Seele Verderben drohe, zu mindern? Ist nicht jeder, auch noch so kleine, Schritt im Guten Annäherung zum großen Ziele? Wird dir nicht der Weg zum Tempel der Tugend immer bekannter und deine Kraft durch Uebung verstärkt werden? Und kannst du nicht mit Zuversicht hoffen, auf bekannterem Wege, mit geübteren Kräften, immer größere Fortschritte zu machen?

O der Mensch hat hohe hohe Kraft! Laß sie ihn redlich anwenden, laß ihn täglich an seiner Besserung arbeiten, und er wird Tu-

fen der Tugend ersteigen, die seinem Auge einst unerreichbar schienen!

Habe du Muth weise und gut zu werden, und es wird dir gelingen!

Ist dieses kurze Leben Erziehungsperiode für eine gränzenlose Ewigkeit; so kannst du keine grössere und angelegentlichere Sorge haben, als die, deine Erziehungszeit weise zu benutzen; so hat jeder Tag deines Erdenlebens unaussprechlichen Werth; so ist jede verlorene Stunde unersetzlicher Verlust auf Zeit und Ewigkeit! Jeder errungene Sieg über dich selbst und deine Leidenschaften, die kleinste gute That, mit reiner Absicht, aus reinen Bewegungsgründen unternommen, jeder edle Wunsch, der, wenn du Macht hättest, zur That werden würde, muß dir dann mehr und theurer seyn, als alles was die Welt Glück nennt!

O du mein Einziger! Mehr konnte nie ein Vater seinen Sohn lieben, als ich dich liebe.

Gern gäbe ich den Rest meiner Jahre, gern stürbe ich vervielfältigten Tod, wenn ich dich dadurch glücklich machen könnte: aber deine Tugend ist mir noch mehr als dein Glück. Ich kann dir kein Glück ohne Tugend wünschen; ja, ich flehe zu Gott: daß der Pfad deines Lebens blumenleer, daß er voller Dornen sey, wenn dieß deiner Tugend günstig ist. Du kannst mit und durch Tugend schon für dieses Leben glücklich seyn, und es ist Weisheit, sich, so viel man kann, das Leben zu verschönern, und mit Danksagung die Freuden zu empfahen, die ein Gott mit milder Vaterhand auf seine schöne Erde streute: aber Tugend gelte dir mehr als Glück, und wo die Pflicht ruft, da folge ihrem Rufe, ohne zu fragen: Was wird mir dafür?

Sey glücklich, aber sey es an der Hand der Tugend; wolle kein Glück ohne sie; opfre alles, opfre dich selbst, wenn sie das Opfer fordern.

Werde die Freude oder G[illegible], sey nur der Glückseligkeit würdig, erwirb dir den Beyfall Gottes und deines Herzens; und alle meine Wünsche sind erfüllt, und freudig will ich sterben, wenn ich sterbend mich an deiner Tugend laben kann!""

Ich will! ich will! Gott, und mein Vater, ich will! Mehr konnte ich nicht sagen, auch mein Herz konnte nicht mehr. Aber ich ergriff seine Hand, und legte sie auf mein Herz. Er verstand mich, fiel mir um den Hals, und weinte lange an meinem Halse. Da war mir's, als drängen seine glühenden Thränen mir in's Herz, und zündeten da ein Feuer an, das keine Zeit, das selbst die Ewigkeit nicht auszulöschen vermöchte.

XXV.

Ueber Hypochondrie und frohe Gesichter.

Ich hatte einen guten Freund aus der Stadt, das war ein Gelehrter, und der sah auch so gesund aus wie ich, war's aber nicht. Er laborirte an der Hypochondrie, wie er's nannte; und das muß eine Höllenkrankheit seyn. Es fehlt einem, und man weiß nicht wo? und was? Man ist in der einen Viertelstunde so ausgelassen lustig, daß man sich würgen möchte, und weiß nicht warum? ist in der nächsten Viertelstunde so traurig, daß man sich in's Grab legen möchte, und weiß wieder nicht warum? Kleidet sich über Hals und Kopf an, um auszugehen, wirft, wenn man angekleidet ist, Hut und Stock in die Ecke, und bleibt zu Hause; nimmt ein Buch, in welchem man gestern göttliche Weisheit fand, und findet es heute ganz abscheulich lahm;

macht,

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

verschlimmert — in Rücksicht auf Moralität merklich herabsinkt. Man kann aber einer solchen widrigen That schuldig sein, ohne sich für die Zukunft moralisch zu verschlimmern, ohne an Moralität merklich herabzusinken, ohne daß [illegible] die andere den Grad der innern Strafbarkeit unserer Handlung genau bestimmen, aber daraus sicher auf unsern moralischen [illegible] schließen kann!

Wie kann man aber nun daraus, jene Vergehung des Jünglings und der Jungfrau mehr als andere gleichwichtige Handlungen durch den Sprachgebrauch zu brandmarken?

„Es ist [illegible] und kein [illegible] der [illegible], da man, [illegible] die [illegible] Seele, die körperliche Keuschheit zur Heiligkeit erhebete, um die [illegible] zu heiligen. Darum sollte man, nach [illegible] philosophischen Begriffen, auch den [illegible], den [illegible] seines [illegible] Sprachgebrauch [illegible]!“

[illegible]; ausgesprochen [illegible] ist ihm doch nicht. [illegible], daß er den angeregten Ursprung hatte; aber, das Weltsystem von ewiger Jungfräulichkeit und [illegible], und den großen Begriff von [illegible] Tugend ohne [illegible], die [illegible] er der christlichen Religion gar nicht, scheint vielmehr mit ihren Grundsätzen gar sehr übereinzustimmen. Vielleicht ist er aber auch älter, und schreibt sich schon aus der grauen Vorzeit von unsern ehrwürdigen Ahnen her, bey denen Jünglings- und Männer-Gemeinschaft heilige Sitte, und Keuschheit als gemeine Tugend war. Doch, wie dem auch sey, ich bin für Beibehaltung dieser [illegible] gestimmt; theils weil er — wenigstens für mich — gegen einen der [illegible] Triebe, daß [illegible] Befriedigung in eine [illegible] führen kann, ein nicht unbeträchtliches Gegengewicht giebt; theils, [illegible]: weil er selbst nach einer angeregten Erklärung gerechtfertiget werden kann.

„Wie? Eine den vorzüglichsten Vorzug[illegible]
gen — gerade jetzt in seinen Reihen um
das Vorzügliche zu unterscheiden —
jeder andern Moralität mehr [illegible],
als andern, zu denen die Sittlichkeit [illegible]
gar nicht? Wie du verstehst ein solches eine
[illegible] Urtheil, ein solches Verdamm-
[illegible] über eine arme Gefallene,
[illegible] Unschuldige, fällen?"

Nein; das sey ferne! Ich verdamme
nicht, wenn der, der eine an und für sich
[illegible] That beging, deshalb nicht gleich
[illegible], weil Fehler von Verbrechen zu
unterscheiden, weil bey Beurtheilung einer
That auf Umstände, Noth, Verführung u.
dergl. Rücksicht zu nehmen, kann dem Fehlen-
den mit herzlichem Mitleide die Hand reichen,
zuweilen wohl gar die volle Achtung gegen ihn
erhalten, die ich vorher hatte, da ich nur sein
Gutes kannte; dennoch aber schaudere ich,
wenn ich mit Verachtung, und mehr als Ge-

der Erfahrung mit Wahrheit erkennen: daß die Tugend des Jünglings und der Jungfrau durch die erste Verletzung der Keuschheit in der Regel größerer Gefahr ausgesetzt werde, als durch irgend eine andere Vergehung; daß dieß gewöhnlich die Quelle von tausend andern Vergehungen, die Ursache ihrer gänzlichen moralischen Veränderung und Verschlimmerung werde, und daß man in diesem Betracht eben so, wie von den Stammeltern des Menschengeschlechts nach der ersten Sünde, oder wie von einem entkräfteten, verwelkenden Reise, auch von ihnen sagen könne: daß sie ihre Weisheit verloren hätten.

Ich sage: mehr als durch irgend eine andere Vergehung, in wiefern ich einen moralischen Menschen voraussetze, der gewisser Vergehungen — aller derer, welche ohne Widerrechtlichkeit nicht begangen werden können — schlechterdings unfähig ist. Begeht er sie, so wird er dadurch nicht viel

schlimmer werden, als er vorher war — an ihm war nichts zu verderben. Der Jüngling aber, und die Jungfrau konnten in einem hohen Grade moralisch gute Menschen seyn, und dennoch jener mächtigen Leidenschaft unterliegen.

Und zweytens sagte ich: in der Regel; denn Ausnahmen gebe ich zu, und habe selbst dergleichen gefunden.

Ich kannte ein Mädchen, die an einem Sonntagabend, und am Communiontage, zu Falle kam, und nach ihrem Falle volle moralische Jungfräulichkeit, reines Herz und unbefleckte Phantasie erhielt, trotz der Herabwürdigung ihrer Schwestern, die sich tugendhafter wähnten, weil sie aus Mangel an Gelegenheit, oder durch die Einfachheit ihres Dienstes, oder durch Glück geschützt, ihren jungfräulichen Namen nicht verloren hatten. — Aber Regel ist mir dennoch die entgegengesetzte Erfahrung.

Doch

Denkt euch den Jüngling mit voller Unschuld — wozu ich freilich etwas mehr rechne, als die gewöhnlichen Schilderer des ledigen Standes dazu zu rechnen pflegen. (Denn wer weiß wohl nicht, daß man sich selbst, ohne Einwirkung eines, oder einer andern, um seine Unschuld bringen könne, und daß keine Sünde der Unkeuschheit so viel moralisches Verderben im Gefolge habe als diese? —)

Denkt euch den Jüngling, mit voller Unschuld und Herzensreinigkeit, und mit dem hohen Gefühle, daß er schuldlos und reines Herzens sey; mit der heiligen Scham; mit dem Bewußtseyn seiner Kraft, durch welche er bisher über mancherley Versuchungen den Sieg errungen, und mit der daraus entspringenden gerechten — wenn auch zuweilen etwas schwärmerischen, oder etwas überspannten — Selbstachtung: und fragt, ob nicht seine Stimmung der Tugend äußerst günstig sey; ob er mit dieser Stimmung nicht hoffen

dürfe, jede Stufe von erreichbarer Menschengüte zu ersteigen?

Und nun urtheile selbst, wie unendlich viel er verloren habe, wenn er diese Stimmung verlor, die er gewiß ganz, oder doch größtentheils, verliert, wenn er durch Begehung einer unkeuschen That aufhört Jüngling zu seyn.

Die Leidenschaft hat nun einmal den Damm durchbrochen, und strömt, durch neu erwachte Lüste verstärkt, gewaltsam und verheerend; die Phantasie, die sonst im leichten Fluge sich zum Himmel erhob, kriecht mit gelähmten Schwingen auf der Erde, und weidet sich an gröbern Bildern der niedern Sinnlichkeit; die Schamhaftigkeit, mit dem leisen zarten Gefühle für alles Schöne und Gute, ist verletzt; der sieggewohnte Sieger ist überwunden; des Feindes Kraft ist dadurch verstärkt, seine eigene Kraft, und, was noch mehr ist, sein Muth geschwächt, und, was das wichtigste ist, er verliert an Selbstachtung.

„Armer Schwacher, du bist nicht was du zu seyn wähntest, und kannst doch nun einmal nicht werden, was du wohl gern werden wolltest, und was du einst zu werden hoffen durftest!" Der Gedanke drängt sich hier der Seele unwiderstehlich auf, und drückt unter hundert Gefallenen neun und neunzig tiefer in den Staub, ehe es dem hundertsten gelingt sich edel wieder zu erheben. — Sehe ich einen Mann, der, ohne Hochmuth und Eitelkeit, mit wahrem edlem Selbstgefühl spricht und handelt, so habe ich immer das gute Vorurtheil für ihn: daß er, als Jüngling, seine Unschuld nicht verletzt habe.

Unschuld ist ein Festkleid der Seele. Und es geht ihm wie jedem andern Festkleide, mit dem ihr den Körper schmückt: ihr schont und achtet es, so lange es rein und unbefleckt ist. Es bekömmt den ersten verunstaltenden Fleck; das schmerzt oder ärgert euch: indeß ist's einmal geschehen, und ihr schont und ach-

tet es weniger. Schon gleichgültiger seht ihr den zweyten Fleck, merkt kaum auf den dritten und vierten — und in kurzer Zeit ist das schöne Festkleid ein verworfener Lappen!

„Aber konnte man den ersten Fleck nicht austilgen?“

Vielleicht! wenn man's verstand, wenn man sich Mühe gab, und vor Verdruß dazu kommen konnte. Und bey dem allen mußte man es doch sehr geschickt angreifen, wenn nicht, durch das Austilgen, die Farbe oder gar der Stoff leiden sollte.

Liebe gute Jünglinge und Mädchen, wahret ihr das Festkleid eurer Seele, daß es rein und unbefleckt und euch immer werth bleibe. Es lohnt reichlich für allen angewandten Fleiß und Mühe. Denn, bey der angegebenen Aehnlichkeit mit dem Festkleide für den Körper, hat es den größern Vorzug: daß ihr euch darin unbeschreiblich wohl befindet. Sonst ist man im Alltagskleide gewöhnlich leichter

und froher, als im Festkleide: aber mit diesem ist's eine große Ausnahme. Unter ihm schlägt das Herz so ruhig, sitzt so viel Muth auf der Stirn, ist das Auge so heiter, daß ihr's, wenn ihr seinen Werth recht kennt, um keinen Königspurpur vertauschen werdet. Herrlich ist es in glänzender Weiße: aber wahret es eben deswegen um so viel mehr, je mehr es der kleinste Fleck verunstalten kann! —

Ich habe oben absichtlich zunächst von der Unschuld des Jünglings gesprochen, und der Gefahr nicht erwähnt, der das verunglückte Mädchen ausgesetzt wird: durch Schmach und Schande an der Rückkehr zur Tugend gehindert, tiefer zum Laster herabgestoßen zu werden; um den Vorwurf zu verhüten, daß ich den Sprachgebrauch durch Folgen vertheidigte, von denen er mitwirkende Ursache wäre. Aber droht nicht diese Gefahr dem unglücklichen Mädchen auch bey andern gesitteten, oder doch

kultivirten Völkern, bey denen dieser Sprachgebrauch nicht ist?

Es ist Ungerechtigkeit, es ist Grausamkeit und Unmenschlichkeit, eine arme Gefallene als die größte Verbrecherin zu behandeln, ihr die Rückkehr zur Tugend zu erschweren, und oft unmöglich zu machen! — Das gebe ich zu; aber, arme Unglückliche, wird dadurch eure Lage gebessert? Gott im Himmel, wenn die Tausende auftreten sollten, welche Furcht vor der Schande zum schrecklichsten Kindermorde verleitete, auf's Schaffot oder in's Irrhaus brachte; oder welche Gram über ihren Verlust in's frühe Grab stürzte; oder denen es so ging wie der unglücklichen Luise L** — Ich muß euch die Geschichte der unglücklichen Luise L** erzählen, so weit sie erzählbar ist; denn es kommen Dinge vor, die das Gefühl empören, und für welche die gesittete Sprache keinen Ausdruck hat.

XXVII.

Geschichte der unglücklichen Luise L**.

Luise L** war die einzige Tochter eines wackern Landgeistlichen, der sie gemeinschaftlich mit seinem braven Weibe zu allem Guten erzog, und den guten Samen, den er ausstreute, gar lieblich gedeihen sah. Wie freute sich das glückliche Paar der lieben Tochter, die von Tage zu Tage schönern Angesichts, und noch ungleich schönern Geistes und Herzens ward, und ihre Liebe so reichlich erwiederte! Denn das liebe Mädchen hatte keinen größern Wunsch, als den: ihren Aeltern Freude zu machen; und es verging nicht leicht ein Tag, wo sie ihren Wunsch nicht ganz, oder doch zum Theil, erreicht hätte.

O du bestes Weib, sprach dann oft der Vater in Entzückung zu seiner Marthe, der liebe

Gott hat uns in unserm Kinde einen großen großen Schatz gegeben!

Ja wohl, Herzensvater, antwortete seine Marthe, ja wohl einen großen Schatz, für den wir ihn nicht genug loben und danken können! Und dabey weinten sie dann oft die hellen Freudenthränen dem lieben Gott zum Dankopfer.

Luise hatte funfzehn glückliche Jahre gelebt, als es dem Baron von K** einfiel, seinem Dorfe einen Besuch zu machen, und bey dem Besuche sich in das schöne Landmädchen zu verlieben. Er war nichts weniger als hübsch, aber er wußte durch Klugheit, gefälliges Betragen und Beredsamkeit, diesen Mangel zu ersetzen; lernte bald, wie das gute Mädchen gesinnt sey, und was sie gern höre; sprach mit ihr von Tugend, Freundschaft, schöner Natur; that, dem Scheine nach, im Stillen, doch so, daß es Luise durch den Dritten erfahren mußte, den Armen viel Gutes: und

stahl sich so in ein edles, aber unerfahrnes Herz ein, das die Tugend zu lieben glaubte, wenn es den Baron liebte.

Doch würde der abscheuliche Mann wahrscheinlich seine Absicht nicht erreicht haben, wenn nicht zum Unglück für Luisen ihr warnender Vater gestorben wäre. Sie zog hierauf mit ihrer Mutter in eine kleine Landstadt, ihrer Mutter Geburtsort, und beweinte den Tod ihres geliebten Vaters. Erst nach Verfluß von mehrern Wochen meldete sich der Baron wieder, und vollendete da den Eindruck, den er auf sie gemacht hatte, durch die innigste Theilnehmung, die er an ihrem Schmerze und ihrem Verluste zu nehmen schien, und durch die Lobeserhebung, die er dem Verstorbenen machte. Auch ihre Mutter wurde dadurch in der guten Meinung, die sie von ihm hatte, bestärkt, glaubte nichts gewisseres, als daß der Baron rechtliche Absichten auf ihre Tochter hätte, ermunterte ihn deshalb selbst

zur öftern Wiederholung seiner Besuche und — beschleunigte ihr und ihrer Tochter Unglück.

Luise fiel. Bald darauf hatte der Baron eine wichtige Reise zu thun, und verschwand.

Ihre damalige Lage läßt sich wohl nicht nachdrücklicher beschreiben, als mit den Worten, mit denen sie sie späterhin selbst beschrieb: „Ich hatte kein Gebet mehr, als das um einen baldigen Tod. Bey jedem Bissen, den ich, von meiner Mutter aufgezwungen, essen mußte, wünschte ich, daß er Gift enthalten möchte. Nie schlief ich eine Nacht länger als eine Stunde, und weinte laut beym Erwachen, daß ich noch lebte. Seit acht Wochen trat ich zum erstenmale an's Fenster, als ein Missethäter zum Gericht geführt wurde, und, weiß Gott, wie herzlich ich wünschte, an seiner Stelle zu seyn!"

Sie gebar ein todtes Kind. Bald darauf starb die einzige Freundin, die ihr übrig

geblieben war, ihre Mutter; und Luise fühlte ihren Tod zwiefach, weil sie glaubte, ihn durch ihre Vergehung befördert zu haben. Und dennoch — o es ist unglaublich, wie viel ein Mensch ertragen kann! — blieb sie leben, um noch mehr zu leiden.

Ein Jahr verging, ehe sie es wagte, wieder unter Menschen zu gehen — um neue Kränkungen zu erdulden. Ihre ehemaligen Freundinnen flohen sie, von vielen wurde sie verspottet, von vielen verachtet, von andern glaubte sie sich verachtet; und, was sie am meisten niederbeugte: junge Männer, die ihr sonst mit Achtung begegnet hatten, machten ihr jetzt ohne Scheu, und ohne die geringste Schonung, die entehrendsten Anträge; und von einem dieser Elenden, dem sie mit dem Reste von ehemaligem Selbstgefühl zu antworten wagte, wie er's verdiente, wurde sie schnell wieder durch ein heftiges Lachen, und durch einen bittern Ausruf: Ich glaube

gar, Mademoiselle Erjunker will die Tugendhafte spielen! auf das empfindlichste gedemüthiget.

Diesen Kränkungen zu entgehen, raffte sie ihr geringes Vermögen zusammen, und ging nach B**, in Hoffnung, dort durch Nähen, Sticken und andere weibliche Geschicklichkeit sich leichter zu ernähren, oder auch im Nothfalle sich als Magd zu vermiethen. Lange wollte ihr, aus Mangel an Bekanntschaft, das erste Mittel zur Erwerbung ihres Unterhalts nicht gelingen, und schon war sie im Begriff das zweyte, freylich für sie traurigere Mittel zu ergreifen, als ihr mit einemmale ein neuer Glücksstern aufzugehen schien. Leider aber war es ein Komet, der nur auf eine kurze Zeit glänzte, dann verschwand, und — was man sonst den unschuldigen Kometen nachsagte — Unglück brachte. Ein Jüngling schön von Angesicht und Wuchs, Eduard war sein Name, lernte sie kennen, nahm sich

der Verlassenen an, machte ihr, da sie seine Geschenke ausschlug, Arbeit aus, die ihr überreichlich bezahlt wurde, hatte so viel Klugheit und Selbstüberwindung, ihr erst nach Verfluß von einigen Wochen von Liebe zu sprechen, und nur mit langsamen abgemessenen Schritten mit seiner Liebe zudringlicher zu werden. Und Luise war stark, und warum sollte ich nicht sagen war tugendhaft genug, sich die fernern Besuche des schönen Jünglings zu verbitten, und, so oft er dennoch wiederkam, ihre Thür verschlossen zu halten. Es vergingen Monate, ehe es ihm zum erstenmale wieder gelang, sie zu überraschen — und welche Ueberraschung! Mit dem Anscheine der tiefgefühltesten Reue flehte er wegen vormaliger Zudringlichkeit um Verzeihung, gestand, daß er sich dadurch ihrer unwürdig gemacht habe, betheuerte aber auch, das er seiner Liebe nicht entsagen könne, ohne seinem Leben zugleich mit zu entsagen, und bat um ihre Hand, bat sie, als Gattin (sobald er

seine Mutter vorbereitet, und ihre Einwilligung erhalten habe, die sie ihm gewiß nicht versagen werde, wenn sie die Vorzüge und Tugend seiner Geliebten kennen gelernt hätte) das Glück seines Lebens zu machen!

Setzt euch in ihre Lage, wie würdet ihr gehandelt haben? Sie so arm, und ein reicher Jüngling warb um ihre Hand; der erste Freund, den sie in ihrem Unglück wieder gefunden hatte; der sich so brav der Verlassenen annahm; sie freylich wohl durch seine ehemalige Zudringlichkeit einmal beleidigt hatte — was ihr Herz aber so gern und willig mit dem Feuer seiner Liebe entschuldigte; ein Jüngling, der so liebenswürdig war, und — das wichtigste! — den sie selbst so liebenswürdig fand, und längst schon, obgleich mit widersprechender Vernunft, geliebt hatte. — Würde unter Hunderten in ihrer Lage Eine gewesen seyn, die sich dem schönen Jünglinge nicht in die Arme geworfen hätte? unter Tausen-

den Eine, die in dem Augenblicke zitternd an ihre verlorne Unschuld gedacht hätte, und ungewiß gewesen wäre: ob es erlaubt sey ihre Schuld zu verhehlen? Und unter Zehntausenden Eine, die im Stande gewesen wäre, das traurigste und demüthigendste Geständniß ihrer Schuld selbst abzulegen, sich selbst dadurch der Gefahr auszusetzen, mit einemmale Liebe und Glück zu verscherzen?

Das that Luise! Und Gott verdamme den Buben, der die seltene Ehrlichkeit auf das schändlichste mißbrauchen konnte!

Der Bube war Eduard. Er hörte oder vielmehr las Luisens Geständniß, tröstete sie wegen ihres Unglücks, unterschied zwischen äußerer Unschuld und innerer Tugend, wiederholte sein Versprechen, und bat Luisen nur: ihre zeitherige Arbeit für Fremde aufzugeben, und noch eine Zeit lang in einer bessern Wohnung mit mehr Gemächlichkeit zu leben, damit seine, im Grunde herzensgute, nur

etwas eitele Mutter, bey gemachter Entdeckung nicht an der abschreckenden Außenseite der Dürftigkeit Anstoß fände.

Ihr könnt leicht denken, daß Luise kein Bedenken fand, diesen Wunsch ihres edeln lieben Eduards zu erfüllen, könnt aber auch leicht die Absicht des edeln lieben Eduards errathen: warum er ihr *Wohlleben ohne Arbeit* gab.

Zwey Monate hatte Luise wieder froh, wie in ihrer ersten Kindheit, und froher noch verlebt, als Eduard, des Zauderns müde, eines Abends jauchzend mit der frohen Nachricht kam: daß er seiner Mutter Einwilligung erhalten hätte! „Er solle sich mit ihr trauen lassen, und ihr dann die liebe Tochter auf ihr Landgut bringen!“ — „Und nun,“ jauchzte er fort, „meine Luise ist über alle Grimasse erhaben — morgen wird sie mir angetraut — und heute — Mein Herz! — heute mußt du eins mit mir

mir trinkest, heute feiern wir Verlöbniß! Morgen mein Weib —

So betrog sie der Bube im Rausche der Freude. Am folgenden Tage kam er mit trüber Miene: weil seine Mutter ihm geschrieben, daß er die Trauung verschieben solle, bis sie selbst nach B** käme. Luise erschrak, fieng an mißtrauisch zu werden, widerstand seinen neuen Angriffen, betheuerte ihm mit Festigkeit, daß sie ihr gestriges Vergehen nicht wiederholen werde: da warf der Verführer seine Maske ab, und erschien in seiner wahren Gestalt — ein Teufel.

„Luise," sprach er, „sey klug und fordere keine Unmöglichkeit. Wie könnte ich, ohne den Verstand verloren zu haben, an eine Heirath mit dir denken? Laß den Traum von Tugend fahren, aus dem dich schon der Baron hätte wecken sollen, genieße mit mir; du sollst es besser haben als tausend Verheirathete."

Ich lege die Feder nieder, und wage den Versuch nicht, Luisens erste schreckliche Empfindung zu schildern.

Ihre erste That nach wieder erlangter Besinnungskraft war: daß sie dem Betrüger alle seine Geschenke zurück schickte, und ihre Miethin bat, ihr bey irgend einer Herrschaft einen erträglichen Dienst auszumachen. „Herzlich gern," antwortete die Miethin; „nur werden Mamsel die Gütigkeit haben, mir die rückständige Miethe abzutragen!" und forderte eine Summe, die Luise, und wenn sie alles was sie hatte zu Gelde machte, kaum bezahlen konnte.

Ich will bezahlen, schluchzte sie, taumelte nach dem Fenster, und blickte starr zum Himmel auf. Lange hatte sie ohne Besinnung da gestanden, als sie auf der Straße ihren Namen nennen hörte. Sie blickte hinab, und in zwey Minuten lag eine ihrer Jugendfreundinnen, in ihren Armen.

„Lotte, Herzenslotte, wie kommst du hieher? und warum so traurig?"

Die Unglückliche, die sich seit drey Jahren zum erstenmale wieder von einer Freundin liebreich behandelt sah, und zu einer Zeit, wo sie von allen Menschen verlassen war, erleichterte ihr Herz in den Armen der Freundin, entdeckte ihr ihre ganze traurige Lage, und alles was sie in die traurige Lage gebracht hätte.

Freundin Hannchen bezeigte ihr so viel Mitleid und Theilnehmung, als sie — nun schon in's dritte Jahr erklärte Lustdirne — nur fähig war, erwiederte hierauf ihr Zutrauen mit gleicher Offenherzigkeit, erzählte ihr: wie sie dasselbe Schicksal gehabt, aber mit ihrer glücklichen Dirnphilosophie, wie sie es nannte, sich in den Weltlauf geschickt, und mit den Fröhlichen wieder gelacht hätte, da diese nicht mit ihr hatten weinen, und noch weniger ihr helfen wollen. „Und da wäre nun

mein Rath," fuhr sie fort, „du machtest es auch so. Was hilf't es, sich die Haare ausraufen? Dadurch wird's nicht besser. Komm mit mir, Herzenstäubel; Frau Haug bezahlt deine Miethe, und ich lehre dich wieder froh seyn!"

Nimmermehr, nimmermehr! antwortete Luise mit glühendem Unwillen; lieber sterben, lieber mich selbst umbringen!

„Nein, gute Luise, das wäre offenbar Sünde. Ob's auch Sünde ist, so zu leben, wie ich lebe, das weiß ich nicht. Aber wär's auch: so mögen es die Schurken verantworten, die uns dazu gebracht haben. Denn sage selbst, was bleibt dir sonst übrig? Willst du Magd werden? Denke wie dir das schmecken wird, da du vorher so gut, und ohne Arbeit gelebt hast. Und die Frage noch: ob man dich als Magd aufnimmt? Einmal hast du deinen Credit verloren, und bekömmst ihn nimmer wieder. Lebe lustig, wie die Soldate

[illegible] — [illegible]? [illegible]! — [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]."

[illegible]. [illegible], [illegible], [illegible]. [illegible], [illegible], [illegible], [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

([illegible])

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

XVIII.
Die Schreibtafel.

[illegible]

dem besten Freunde, und nur auf einen Tag, verleihen. Denn ich erweise meinem Freunde gewiß selbst einen Dienst, wenn ich ihn, im Falle, daß er vergißt: an wen er hat, und er gern zurück geben wollte, zurück zu geben habe? aus der Verlegenheit reiße. Ich aber außerdem würde gewiß in der größten Verlegenheit seyn, wenn ich unter dem [illegible] fände, wovon ich zwar wüßte, daß es nicht mein sey, aber nicht wüßte, an wen ich es zurück geben sollte. Lieber möchte ich selbst einen Verlust von zehnmal größerem Werthe erleiden. Und das wird das Gefühl eines jeden ehrlichen Mannes seyn.

Und wie? wenn der Herr der Sache, die ich von ihm geliehen und vergessen hätte, zu [illegible], um sie von mir zurück zu fordern, oder zufällig auch so [illegible], daß er [illegible] Vermögen in meine [illegible] seyn? Wie? wenn er seinen Verlust einem andern Freunde klagte, und der Zufall wollte, daß dieser

[illegible] Es ging es einem gewissen Brandis. In einem kleinen Städtchen [illegible] Fremden und Bekannten [illegible] auf's Spiel und Spielschulden. „Ich bleibe im Spiele niemanden etwas schuldig," sagt B. an, „aber ich lasse mir auch nicht gern schuldig bleiben; denn es wird so leicht vergessen." Nicht mehr, entgegnete D., ich habe das noch jüngst erfahren mit einem gewissen Herrn C. D.

A. Eben mit einem gewissen C. D. ist mir's auch so gegangen.

C. Doch nicht Sekretär Brandis?

A. Sie haben ihn errathen.

D. Freilich meine ich auch. Doch — keinen Gebrauch davon zu machen! Es ist

eine Kleinigkeit, die er vergessen hat, und das ich auch nicht erwähnet haben würde, wenn nicht eben das Gespräch darauf gekommen wäre.

B. Ja wohl! denn Brandeis ist der ehrlichste Mann, nur ein wenig vergessen.

C. Wie vergessen ist er nicht. Ich mußte ihm neulich eine kleine Auslage in Geschäften für ihn machen, weil er eben kein kleines Geld bey sich hatte, und niemand wechseln konnte. Wer's aber vergessen hat, das ist Brandeis.

D. Wirklich! Wie geht's auch so mit ihm, mit ein paar Büchern, die ich ihm seit Jahr und Tag geliehen, und immer noch nicht zurück erhalten habe."

A. bis D., und noch drey andere, die an der Unterredung Theil nehmen, wetteifern ihren Glauben an des Brandeis Ehrlichkeit durch Worte zu bezeugen, und doch war vielleicht unter allen sieben keiner

den wirklich auch diesen glaubten. Ich erfuhr nach einigen Tagen, wo wahrscheinlich schon hundert andere davon gehört hatten, den Inhalt dieser Unterredung; erinnerte mich, daß Bernhard mir schon vor einiger Zeit klagte: daß er den Eigenthümer von zwey artigen Büchern vergessen, und seitdem die Bücher in das Fenster seines Tischfreundes gelegt hatte, ob vielleicht ein Freund ihm den Eigenthümer nennen könne; ich wußte mit voller Ueberzeugung, daß Bernhard der ehrlichste Mann sey, und hielt es für Pflicht ihm das Geschehene zu erzählen. Ich fand die Bücher noch auf dem alten Flecke liegen, und sie gehörten wirklich dem Herrn D. Auch an die Schuldforderung des B. und C. erinnerte er sich, und dem A. gestand er seine Forderung ein, ob er gleich nicht im Stande war, sich darauf zu besinnen. Natürlich eilte er nun so sehr er konnte, den Herrn A — bis D. das Ihrige zurück zu geben: aber konnte er damit allen Verdacht auslöschen? O wie gern

hätte er tausendfach gegeben, wenn er den Vorfall dadurch hätte ungeschehen machen können. Er mußte für seine Vergeßlichkeit bitterer büßen, als vielleicht mancher Schurke für beabsichtigte Unredlichkeit.

Diese bittere Empfindung würde er sich erspart haben, wenn er sich weniger auf sein Gedächtniß verlassen, das Geliehene eben so pünktlich, und noch pünktlicher, als das Verliehene, aufgezeichnet hätte.

Ehrensache ist es auch für den Biedermann: mit Wort und Zusage haushälterisch umzugehen, wie ein guter Wirth mit seinem Gelde. Vermeide leichtsinniges Versprechen eben so sehr als unnöthige Ausgaben. Versprechen macht Schuld. Borge nicht, ohne zu wissen wovon du es wieder bezahlen kannst, und versprich nicht, was du nicht im Stande bist zu halten: hast du aber einmal versprochen, so bist du eben so schuldig das Versprochene zu.

eilen, als das Geborgte wieder zu bezahlen, wenn du anders ein ehrlicher Mann bleiben willst. Möglich ist es freylich, daß auch der ehrlichste Mann durch Unglücksfälle an Bezahlung seiner Schuld, und eben so möglich, daß er an Erfüllung des gegebenen Worts verhindert werde: aber in beyden Fällen ist es dann Pflicht, sich bey seinem Glaubiger zu entschuldigen. Unverzeihlich wäre es aber, wenn der Schuldner die Nichtbezahlung seiner Schuld mit Vergessenheit entschuldigen wollte; und so schäme sich dann der ganz ehrliche Mann, auch das gebrochene Wort damit zu entschuldigen. Darum verlasse er sich weniger auf sein Gedächtniß, damit er nicht, von ihm verlassen, vor andern, und mehr noch vor sich selbst, mit Schimpf und Schande bestehe. Und so wie kleinere Schulden leichter als grössere vergessen werden, und doch im Wiederholungsfalle — denke an Brandes! — unsrer Ehre nachtheilig werden können, so verhält sich's auch mit kleinern Versprechen.

— Ich habe dem Nachtwächter Hüllen versprochen, künftigen Sonnabend fünf Uhr zu ihm zu kommen, um ihm zum Bau seiner Hütte guten Rath zu geben. Und siehe! da steht schon in meiner Schreibetafel: Sonnabend 5 Uhr Hülle. Und zur bestimmten Stunde bin ich entweder bey ihm, oder, würde ich wirklich verhindert zu kommen, so entschuldige ich mich beym Nachtwächter eben so pünktlich, als wenn ich mein Wort einem Minister nicht hätte halten können. —

O es ist keine kleine Ehre als Mann von Wort anerkannt zu werden! Und es steht in unserer Gewalt, uns diese Ehre zu erwerben; zwiefache Schande dem, der sich leichtsinnig drum bringt!

Schlüßlich ist es Gewinn an Zeit, Geld und Arbeit, und alles geräth besser, wenn man alles zu rechter Zeit thut. Veit Müller wollte im vorigen Sommer seinen Ofen ausbessern lassen: aber er brauchte ja den Ofen

im Sommer nicht, und so *vergaß* er die Ausbesserung. Der Winter überfiel ihn, und er mußte im Rauche sitzen, und aus dem kleinern Schaden wurde ein größerer. Jetzt kostet ihm seine Vergessenheit einen neuen Ofen. — Da ist ein Ziegel auf dem Dache über dem Heuboden aus seiner Lage gekommen. Laß' ich ihn nicht gleich einrichten, so werden bald seine nächsten Nachbarn mit leiden, und so habe ich für Einen Kranken ihrer fünf, sechse. Unvermuthet kommt ein Regenguß, und das Wasser beschädigt mir mein Heu. Lasse ich also lieber meinen Ziegel gleich wieder einrichten, wie ich den Schaden bemerkt habe. Heute Mittag schicke ich zum Dachdecker. Ich werde das *wahrscheinlich* nicht vergessen, wenn ich's auch nicht einschreibe: aber es kostet auch gar keine Mühe das Wort *Ziegel* in meine Schreibetafel einzuschreiben. Nun so schreibe ich's ein, und vergesse es dann *gewiß* nicht.“ “

XXX.

An Mädchen, welche glückliche Weiber werden wollen.

Liebe Mädchen, wollt ihr glückliche Weiber werden, so legt ja mit dem Brautkleide die Schamhaftigkeit nicht ab: denn sie ist ein köstlicher Schmuck für das Weib, wie für die Jungfrau, und liegt ein Zauber darin, der jedem Kusse Würze, und der Liebe lange Dauer giebt! Wundere dich nicht, junges Weibchen, daß die feurige Liebe deines Mannes schon in den ersten Flitterwochen der Ehe erkaltete: du hast deinen bezaubernden Schmuck abgelegt. Er liebte ein schamhaftes Mädchen, und hat nun ein schamloses Weib erhalten. Wundere dich nicht, daß er bey deinem Kusse gähnt: ihm fehlt die Würze.

Auch wollte ich euch wohl rathen, euch als Bräute in Ansehung des Hochzeittages nicht

zu verrechnen — nicht zu früh zu freygebig zu seyn. Ich will euch diesen guten Rath nicht mit einer Vorlesung über die Kirchenordnung unterstützen: denn euer Bräutigam möchte leicht in einer Gegenvorlesung beredter als ich seyn. Auch will ich euch nicht erzählen, daß man den Fall erlebt habe, daß ein Bräutigam vor der Trauung gestorben sey: denn welche Braut wird an den Tod, oder gar an Tod ihres Bräutigams denken wollen? Nicht einmal das will ich als Grund für meinen guten Rath brauchen, was doch die Erfahrung gar oft bestätigt haben soll: daß nehmlich der Mann, der aus der Hand des kleinen flatterhaften Liebesgottes erhielt, was von Rechts wegen nur sein älterer verständiger Bruder geben sollte, leicht in Versuchung komme, den älteren Bruder zu umgehen; denn ihr würdet mir gleich einwenden — was freylich jede getäuschte Braut vor euch schon eingewendet haben soll: — daß, wenn auch alle Liebhaber treulos wür=

den, doch der Eurige, der euch über alles liebt, solcher Treulosigkeit nicht fähig wäre.

Aber das will ich euch sagen: Haltet ihr meinen ersten Rath für gut, so befolget auch den letztern, weil euch ohne diesen die Befolgung des ersten sehr erschwert wird. Der Mann, der vor der Ehe so viel erhielt, fordert in der Ehe unbescheiden; und ihr habt euch des Rechts begeben, mit Anstand zu versagen.

Das wußte er nun schon; er glaubt sich berechtigt mehr zu erforschen, zu sehen u. s. w. — will das ganze Buch mit Einemmale durchlesen. Es muß aber ein außerordentliches Buch seyn, das man zum zweytenmale mit gleichem Vergnügen lesen soll. Gewöhnlich stellt man's nach einmaligem Durchlesen in der Bibliothek auf, zum etwanigen Nachschlagen.

Noch eins, liebe Mädchen. Der Himmel behüte euch vor eifersüchtigen Ehemän-

nern! Sie sollen einem ehrlichen Weibe das Leben recht sauer machen. Habt ihr indeß meinen Rath befolgt, so kann doch so ein Grillenfänger wenigstens nicht auf die Grille kommen: die als Braut gegen ihn schwach gewesen wäre, dürfte es als Weib leicht auch gegen einen andern seyn.

XXXI.

Ein Abendlied.*)

Die Ruhe senkt sich wieder
Auf unsre Erde nieder
In stiller dunkler Nacht.
Mit ungezählten Leiden,
Und ungezählten Freuden
Ist abermals ein Tag vollbracht.

Mir sind des Tages Stunden
Nicht freudenleer verschwunden.
Mit lieber Vaterhand
Hast du mich, Herr, geleitet,
Die Freuden mir bereitet,
Die ich an diesem Tage fand.

*) Singt sich am besten an solchen Abenden, wo nach der Frage: Was thatst du heute? das Herz ruhigen Schlag behält. Ich singe es auf die Melodie eines alten, glücklich vergessenen Liedes: Nun ruhen alle Wälder ꝛc.

Drum preis' ich deine Güte
Mit dankendem Gemüthe,
Und herzlichem Gesang.
Was du mir hast gegeben —
Mein ganzes künft'ges Leben
Sey dir geweihter frommer Dank!

Hab' ich gefehlt: verzeihe
Dem Sterblichen, verleihe
Zur Beßrung Kraft und Muth!
Auch ich will Schuld erlassen,
Will Feinden, die mich hassen,
Verzeihen christlich-fromm und gut.

Gieb jetzt zu neuen Kräften
In nützlichen Geschäften
Des Schlafes Wohlthat mir!
Mein Vater, ich empfehle
Mein Leben, Leib und Seele,
Und alle meine Lieben dir.

Erquickung allen, denen
Das Schicksal heiße Thränen

Zu ihrem Loose gab!
Gott lindre jeden Kummer,
Und gieße sanften Schlummer
Auf jeden Leidenden herab!

So schlaf' ich dann in Frieden;
Wie labend ist dem Müden
Die Ruh' in stiller Nacht!
Sey einst der Feierabend
Des Lebens mir so labend,
Wenn alle Arbeit ist vollbracht!

XXXII.

Morgenlied.*)

In Morgenroth gekleidet,
Beginnt sie ihren Lauf,
Die schöne große Sonne,
Wie herrlich geht sie auf!

Willkommen uns, willkommen,
Des guten Gottes Bild!

*) Es muß freylich viel zusammenkommen, um dieß Morgenliedchen, so simpel es auch ist, recht singen zu können. Ihr erwacht an einem schönen Frühlings- oder Sommermorgen gesund und munter vor Sonnenaufgang, steht flugs und fröhlich auf, geht hinaus in's Freye, fühlt recht lebhaft des Morgens Schöne, denkt dabey: daß es der liebe Gott so schön gemacht, und euch Sinn dafür gegeben habe; fühlt dann Trieb in das Morgenlied der Vögel einzusingen: so mögt ihr, in Ermangelung eines bessern, mit dem meinigen die aufgehende Sonne begrüßen. Um die Melodie werdet ihr dann nicht verlegen seyn.

So groß und so erhaben,
Und doch so sanft und mild!

Du weckst zu neuem Leben
Die schlummernde Natur,
Und Wohlgerüche düften
Auf blumenreicher Flur.

Und alles, alles freuet
Des neuen Lebens sich.
Auch du, mein Geist, erfreue
Des neuen Lebens dich.

Dank' ihm, dem Ewigguten,
Mit frommen Lobgesang!
Singt Menschen, meine Brüder,
Singt eurem Schöpfer Dank!

Zum Glück von zweyen Welten
Schuf er — der Vater euch.
Und ist die schöne Erde
An Freuden schon so reich:

Wie wird dereinst sein Himmel
Für Eingeweihte seyn!
Des Herzens Güte weihet
Zu Gottes Himmel ein.

Seyd gut, und reines Herzens.
Gott, laß mich's immer seyn!
So kann man sich der Erde,
Wie deines Himmels freun!

XXXIII.

Ein Lied, im Frühling oder Sommer, auf Bergen zu singen.

Mel: Die Felder sind nun alle leer ꝛc.

Schaut, lieben Freunde, weit und breit,
Auf Bergen, wie im Thal,
Ist Freud' an Freude hingestreut,
Und Schönheit überall!

Seht hier so manches Blümchen blühn!
— Es pflanzte die Natur. —
Und da der Wiese dunkles Grün,
Und dort die reiche Flur!

Und stolz erhebt sich Baum an Baum!
Und oben ausgespannt
Der große weite Himmelsraum! —
— Noch unbekanntes Land.

Schaut her in Tiefen und auf Höh'n,
Auf Flur, und Feld und Wald —
Fühlt, was unnennbar ist: Wie schön
Ist unsers Gottes Welt!

Schön ist sie wie Elysium, *)
Und schöner wird sie seyn,
Wenn um euch her sich ringsherum
Durch euch Beglückte freun.

Drum seyd und machet froh und gut,
Reicht gern die Bruderhand
Zur Hülfe — geht dann wohlgemuth
In's unbekannte Land!

*) Elysium. So sollen die Alten das schöne Land genennt haben, wohin einst die Gerechten und Guten kämen.

„Das waren aber Heiden und Unchristen.“ Doch war der Glaube an ein schönes Land, wo aus allerley Volk wer Gott fürchtet und recht thut sein Plätzchen finden werde, eben nicht unchristlich.

XXXIV.

Warum ich vorstehende drey Lieder habe abdrucken lassen.

Ich bin freylich kein Dichter, ist mir auch alle Lust vergangen, es zu werden, weil, wie mein Pastor sagt, heut zu Tage unter den Deutschen gar zu viel zu einem Dichter erfordert wird. Wieland, meint er, und noch zwey oder drey andere, die man nach ihm nennen könne, hätten den ganzen Spaß verdorben, und den Geschmack der Deutschen so verwöhnt, daß sie gar keine gemeine Kost mehr annehmen wollten. Warum ich nun aber demohngeachtet vorstehende drey Lieder habe abdrucken lassen? das will ich euch ehrlich beantworten.

Ich kann manches Lied in und außer meinem Gesangbuche beym Lesen sehr schön finden,

kann's aber dennoch nicht recht herzlich nachsingen. Es paßt entweder nicht ganz für meine dermalige Lage, oder doch nicht zu den Vorstellungen, die ich mir in Einfalt meines Herzens von dem lieben Gotte, und von des Menschen Bestimmung mache. Ich habe es also zuweilen versucht aus dem Herzen zu singen, wie ich aus dem Herzen bete, und habe ein Paar dieser Lieder abdrucken lassen, in der Hoffnung: daß doch vielleicht ein und der andere Leser mir gleich denken und gleich empfinden, und dann in ähnlicher Lage mir eher als manchem eigentlichen Dichter nachsingen könne.

Ich glaube: daß kein Vater seine Kinder mehr lieben könne als der liebe Gott seine Menschen liebt; daß er, bey allen unsern Thorheiten, dennoch nichts von Zorn und Strafe, sondern nur von Besserungsmitteln wisse, und daß es des guten Vaters Wille sey, daß seine Kinder recht thun, und dann

ihm vertrauen, dabey ihres Lebens froh werden, und so viel sie können auch andere froh machen sollen; daß sie nicht viel bitten, sondern das Gute, das sie haben, mehr erkennen und dankbarer anwenden, des Lebens Leiden als wohlthätige, wenn auch bittere, Arzzeney annehmen, den Tod nicht wünschen aber auch eben nicht fürchten sollen.

Wer das mit mir glaubt, und dann eben in der Stimmung und Lage ist, wo man, laut Aufschrift und Anmerkung, meine Lieder singen kann: der — nun ja, der singe sie. Die andern mögen die Paar Blätter überschlagen.

XXXV.

Ein Beytrag zum Kochbuche. N. VII.

Ponamus: du hättest ein gutes Weib und vier Kinder, die um das zehnte, oder auch nur um das zwanzigste Theilchen so gut wären, als du und deine liebe Hälfte sie dafür halten; und du hättest dein gutes Weib und deine guten Buben und Mädel herzlich lieb, müßtest aber freylich deine gesunden Hände (danke ja dem lieben Gott daß du gesunde Hände hast!) fleißig regen, um ihre gesunden Mäuler zu versorgen. Nun sähst du neben dir einen andern, der viel Geld und Gut, aber ein böses Weib und böse Kinder hätte; und würdest unzufrieden und fingst an zu murren, daß der liebe Gott die Güter so ungleich austheilte: so würdest du — bitte dich gesagt, so wärst du ein undankbarer Thor —; das wollte ich aber nicht

sagen, weil ein rechtlicher Mann nicht schimpfen muß, sondern nur: so thust du nicht wohl daran.

„Aber der Faullenzer, der Tagedieb."

Pfui! mußt auch nicht schimpfen, wenn du willst ein rechtlicher Mann seyn. Doch angenommen, daß er ein Müßiggänger ist: so hast du schon deswegen keine Ursache ihn um sein Glück zu beneiden; denn ich habe in meinem Leben noch keinen Müßiggänger gesehen, der recht froh und zufrieden gewesen wäre.

„Hat aber doch alles im Ueberfluß, indeß ich mit Frau und Kind darben muß."

Darben? Darben mußt du ja nicht; mußt nur mehr arbeiten wie er, und kannst nicht so köstlich essen und trinken: aber dafür schmeckt dem fleißigen Manne das erarbeitete Brod auch tausendmal besser, als die köstlichsten Leckerbissen dem Müßiggänger.

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]?"

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

[illegible] —

[illegible]

[illegible]

„[illegible]!"

[illegible]

[illegible]

Der letzte Tag im Jahre.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

XXXVIII.

Gedanken und Empfindungen am Vorabend des Neujahrs.

(Eine Vorlesung im Kreise einiger Freunde gehalten.)

Es ist ein ernster Gedanke: am Ende eines Jahres in die schnelle Vergangenheit zurück zu blicken, und dann das Dunkle der Zukunft vor sich zu sehen! Da schimmern sie her die frohen Stunden, wo mir die Sonne so hell und milde schien, wo mein Himmel so klar und heiter, und die ganze Schöpfung Gottes so herrlich und schön war — da schimmern sie her! Aber mit ihnen auch die traurigen Stunden, die Menschen und Schicksal, zu weilen auch wohl meine Launen, und — warum sollte ich's nicht offen sagen meinen eigenen Mangel

kommen? — [illegible] Theodor [illegible] — Mit dieser Zurückerinnerung [illegible] ich die [illegible] Hütte, wo mein [illegible]; aber mit Wehmuth erinnere ich mich auch so mancher Fehler, [illegible] und [illegible], und Tugenden [illegible] — [illegible] nun in Zukunft mein Herz, [illegible] werde ich selbst [illegible]?

Ja es ist eine ernste feierliche Stunde, die Mitternachtsstunde des scheidenden Jahres — ernst und feierlich wie die Stunde der letzten Trennung vom Freunde, [illegible], wie einer andern [illegible], noch ernster und feierlicher; denn den scheidenden Freund sehe ich wieder; [illegible] ist die Stunde seiner Geburt zum bessern Leben: aber jeder entflohene Tag ist auf ewig für uns verloren, wenn wir ihn nicht durch edle Thaten [illegible] haben!

Achttausend siebenhundert und sechzig Stunden in einem Jahre! — Die Zahl scheint groß; aber wie schnell fließen sie hinüber in's Meer der Ewigkeit! — Und wie schnell eilen Tage und Jahre dem [illegible] hin! Der Traum der ersten Kindheit, wie bald ist er verschwunden! Die Frühlingszeit unserer Jugend, da wir so sorglos und ungebunden, und unbekümmert um die Zukunft, der Gegenwart lebten, wie schnell sind sie hingeschwunden! Der angenehme Sommer unseres Lebens, da die Kraft und in ihrer vollen Pracht [illegible] blühte, die ganze Erde sich im Himmel [illegible], und jedes [illegible] Freude [illegible], da das Blut in unsern Adern glühte, und [illegible] Bilder der Phantasie uns umschwebten; ach, wenn wir ja einmal in solchen [illegible] [illegible], durch Kummer und bittre [illegible] von Kummer und in Freude [illegible] wird, Das schöne Andenken an [illegible] im [illegible] gereift unsere Kraft zu [illegible], wie der Baum in seiner Blüthe, auch er wird und

vom Strome der Zeit mit fortgerissen — und wie schnell?

Kaum fühlen wir noch mit erstem Streite
Die Sonne lieblich und mild:
Da naht des Sommers Gluth, und bringet
Schon manches Blümchen ab,
Und Blumen, die des Sommers Gluth verschonten,
Dann stellen sie in's Glas!
Zu Leichenkränzen, in Winterstuben,
Hält sie des Todes Hand.
Und schnell verweht in anderem Sonnenschein glüht
Der gegenwärt'gen Tand! — —

Vielleicht daß mancher zu diesen Gedichten von Flüchtigkeit der Zeit noch einige Züge von Unvergänglichkeit, von seinem tiefen Lebens hinzufügt, und dann von uns, als richtige

Folgerung, Klagen der Schwermuth und wohl gar die Mitternacht erwarten — aber dessen Erwartung möchten wir doch nicht preisgen. Wir möchten wohl zum Ernst, aber nicht zum Schmerz stimmen. Zwar braucht man freilich nicht aus der Luft zu greifen, um ein Stück vom menschlichen Elend zu schildern; zwar wird auch das vergangene Jahr manche Thränentropfen gesehen, und manches Ach! aus zusammengepreßter Brust hervorge-preßt, gehört haben: aber es hat auch gewiß manches herzliche Entzücken, mit der Freudenthräne im Auge, mit angesehen, manches Jubellied mit angehört. Und sollten wir wohl ungerecht genug seyn, nur die nächtlichen Stunden, wo Gram und Sorgen den Schlaf von unserm Lager scheuchten, in unsere Erinnerung zurück zu rufen, und nicht auch die, wo wir, froh wie die Seligen Gottes, unsere Tage begannen? Es giebt doch wohl wenig Menschen, denen nicht zuweilen

eine Stunde wurde, wo sie im Morgenroth mit Hölty ausrufen, oder schweigend tiefe Andacht es fühlten: daß Gottes Erde schön, wunderschön sey! — Und die, die von solchen Freuden nichts wußten, die wußten dann auch weniger von Leiden. Und wäre es nun aber nicht Undank gegen den, der so viel Glück, so viel Freuden auf seine Erde goß, wenn man in einem Anfall von trüber Laune alle das vorher genossene Gute vergessen wollte? Nein; mein Herz entweihe sich nicht durch solchen Undank! Und war ich vielleicht früher von dieser Undankbarkeit nicht ganz frey — so will ich wenigstens in Zukunft dankbarer und weiser werden! Noch ging kein Jahr vorüber, wo nicht nach dem Winter wieder ein Frühling kam; zwar nicht einer so schön als der andere, aber doch ein Frühling! Nach jedem Ungewitter heiterte sich der Himmel noch immer wieder auf, und im Gewitter selbst spielten

Segen heraus und Fruchtbarkeit. O die Erde Gottes ist schön, und schön ist das Loos, auf dieser Erde Mensch zu seyn! Aber zwiefach schön, herrlich wie seine Himmel oben, ist sie für den, der ihre Blumengefilde an der Hand der Tugend durchwallt.

Seyd gut, Menschen, um schon hier glücklicher und froher zu leben, und einst dem Tode ruhiger in's Auge sehen zu können. Forderte die Moral, daß man, um des Himmels willen, die Erde ganz vergessen, mit niedergeschlagenem Blicke und gefurchter Stirn einherschleichen, und jede Freude fliehen müsse; dann hättet ihr vielleicht Recht, wenn ihr des Moralisten lachtet, und seiner unnatürlichen Forderungen spottetet: aber wir bemitleiden euch, wenn ihr einen Spott, der auf ehemalige Mönchsmoral paßte, auf die Moral der Lebensweisheit anwenden wollt. Nein, gut zu seyn, vom Herzen gut zu seyn, ist

keinesweges dem Irrdischen, dem Menschlich Irrdischen entgegen arbeite, stehe vielmehr damit in dem Verhältnisse, wie Ursache zu Wirkung. Reine Moral lehrt uns: daß weiser Genuß der Freuden dieses Lebens die beste Vorbereitung auf den Himmel sey; nur will sie, daß wir weise genießen sollen, um nicht mit Stunden von Freuden Tage und Jahre von Schmerzen zu erkaufen. Lerne, sagt sie, Taumel von Freude unterscheiden, und vorüber eilende Vergnügungen von wahrem Lebensgenusse! Da winkt dir der Becher der Freude beym freundschaftlichen Mahle, trinke ihn immer, so lange du Freude daraus trinken kannst; aber wisse, daß der Unmäßige nicht mehr Freude, sondern tödtenden Gift trinkt! Und siehe, so ist es mit jedem sinnlichen Genusse. Unmäßigkeit berauscht, aber nach wenigen Stunden verfliegt der Rausch, und läßt, ach, oft bittere Nachwehen zurück. Wie mancher möchte mit seinem Blute den

Frieden der Seele, den er im Rausche ver- scherzte, zurück kaufen! Und nun, die Sache bloß von Seiten der Klugheit betrachtet, ist es nicht klüger, weniger auf einmal zu ge- nießen, um desto länger genießen zu können? Ist es nicht weiser, sich eine bittere Reue zu ersparen? Da man aber nur mit einem schuldlosen reinen Herzen heiter zu Gottes Himmel aufblicken, und mit festerm Tritt auf seinem Lebenspfade fortwandeln kann — sollte es da nicht auch der Mühe werth seyn, über sich selbst, über sein eigenes Herz zu wachen, und sich Unschuld und gutes Gewis- sen zu erhalten? Und da du als Mensch, be- seelt von einem Strale göttlichen Lichtes, höhe- rer, besserer Freuden empfänglich bist, als des bloßen Sinnengenusses, den du mit den Thie- ren gemein hast; ruft dich da nicht offenbar das Gefühl deiner Würde auf: keine Gele- genheit zur Bildung deines Geistes und Her- zens zu verabsäumen, vielmehr mit unabläs-

stätem Fleiße nach größerer Vollkommenheit zu ringen, immer weiser, immer besser zu werden? Dieß um so viel mehr, da durch diese höhern Freuden selbst die kleinen Vergnügungen des Erdenlebens veredelt und verschönert werden. Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Bachanale, wo Essen und Trinken der Hauptzweck der Versammlung ist, und dem freundschaftlichen Mahle, wo Wielands Grazien nicht erröthen dürften, Theil zu nehmen! Es sey, daß bey euren Schmausereyen zuweilen aus vollem Halse gelacht wird: aber das ist uns noch lange nicht Beweis, daß ihr euch auch freut, wie der Mensch, der ganz Mensch ist, sich freuen kann. Dort im trauten Kreise, wo man keinen Händedruck mit widersprechendem Herzen giebt, wird zwar weniger gelacht; aber seht jedem in's Auge, und ihr werdet finden, daß sie darum nicht minder froh sind, daß sie sich freuen, wenn jene nur lachen. Freylich gelten

hier fade Zweydeutigkeiten nicht für Witz: aber deßhalb ist munterer Scherz und heitere Laune nicht verbannt. Sokratische Gespräche sind die Würze des frugalen Mahles, und sie bedürfen des Bachus Gaben nicht, um das Herz für Liebe, Wohlwollen und Freundschaft zu öffnen. Sagt selbst: ob es mehr Reitz ist, mit den unwürdigen Nachfolgern des weisern Epikurs zu schmausen, oder beym trauten Mahle gebildeter Menschen froh zu seyn? Wenigstens werdet ihr uns zugestehen: daß die Zurückerinnerung an die Gastmahle eurer Magenmenschen eben nicht viel Süßes hat; da ihr hingegen Stunden der Freundschaft, wie sie Sokrates und Plato feierten, durch die Zurückerinnerung zum zweyten und drittenmale genießt.

„Aber, die Tugend, die sich nur Freuden zu schaffen, nur das Leben sich zu verschönern sucht, hat mehr Reitz als Würde,

ist, genau genommen, nur Lebensklugheit." Ich gebe das zu; aber, liebe Menschen, laßt uns nur diese Lebensklugheit erst zu erwerben suchen, und gewiß wir werden mit ihr auf den Weg kommen, der zum Tempel der göttlichen Tugend führt, und sie, die uns erst liebenswürdig ward, wird uns desto anbetungswürdiger werden. — —

Tugend erfordert Kampf! Aber man denkt sich gewiß auch oft das Tugendhaft handeln schwerer als es ist, und unrichtig, wenn man nur große auffallende Thaten, nur Heldentugenden — wozu die Gelegenheit sich nur selten zeigt — dazu fordert. Erfüllung unsrer Pflichten, wie sie im alltäglichen Menschenleben vorkommen, auch das ist Tugend, und oft mehr werth als einzelne große Thaten, welche von der Menge angestaunt und beklatscht werden! Die Unschuld des Abwesenden gegen die Angriffe des scha-

denfrohen Verleumders mit Klugheit vertheidigen; hier und da einen Feuergeist von einer raschen unüberlegten Handlung zurückhalten; oder einen lässigen zur Thätigkeit anspornen; Freunde, die Mißverstand von einander trennte, wieder vereinigen; den **Fehlenden**, der oft durch wegstoßende Unduldsamkeit zum **Sünder** werden kann, mit Wohlwollen zurecht weisen, ihm neuen Muth zum Besserwerden einflößen; seinen Freunden mit ganzem Herzen Freund seyn; im häuslichen Zirkel durch Liebe und Heiterkeit dem Gatten, und andern, die mit uns in engerer Verbindung stehen, Freude schaffen — auch das ist Tugend wofür das Herz uns lohnt! — —

Dankbar will ich denn die Freuden des Lebens genießen: aber an der Hand der Weisheit. Und weil es der Freuden reinste und größte ist, auch andere froher und glücklicher

zu machen; so will ich Freuden geben, so viel ich kann — o gewiß, so viel ich kann: denn, Menschen, Brüder, ich liebe euch herzlich.

— — Euch alle glücklich zu machen,
Schlösse mein Auge sich gern;
Stürb' ich gern den süßesten Tod. Für
Brüder zu sterben —
Gott! — den süßesten Tod!

Selbstvervollkommnung und Brüderglück ist das Ziel, wonach ich ringe. Und mit dem ersten Tage des neuen Jahrs will ich meinen Lauf beginnen, um übermorgen dem Ziele um eine Tagereise näher zu seyn! Vielleicht daß morgen schon mein letzter Abend herandämmert! Aber wohl mir, wenn ich an meinem Abende ohne Reu' auf den vollbrachten Tag zurück blicken kann! Erlebte ich aber auch den Schluß des nun folgenden Jahres, und könnte dann mit Beyfall mei-

nes Herzens sagen: daß ich die ganze Reihe der Tage des vergangenen Jahres weise und gut gelebt hätte — Gott im Himmel! welch ein Tag würde mir dann der nächstfolgende letzte December seyn!!!

Leipzig,
gedruckt bey Christian Friedrich Solbrig.

Der

Pächter Martin

und

Sein Vater.

Zweyter Band.

Leipzig 1793.

Bey Georg Joachim Göschen

Universitäts-
München
Bibliothek

Verzeichniß

der in diesem zweyten Bande enthaltenen Nummern, nach Aufschrift und Seitenzahl.

Seite

I.

Geschichte meines unglücklichen Lebens. Geschrieben im Kerker. . . 1

II.

Zusätze und Bemerkungen zu vorstehender Geschichte meines Lebens. Zehn Jahr später geschrieben. . . 40

III.

Pannettin und Pantellin. Aus einer portugiesischen Handschrift. . . 65

Seite.

IV.

Saddy: über das Land der Vorbereitung zum Lande der Glückseligkeit. . . . 72

V.

Durch Wohlthaten macht man Undankbare. . . . [illegible]

VI.

Wie man wohlthun müsse. . . . 97

VII.

Auszug einer Rechnung über 400 Thl. jährlichen Einnahme, welche die verwittwete Gräfin ** zum Wohlthun bestimmte. Vom Jahre 1760 bis 1787. . . . 112

VIII.

Auch Wohlthaten. . . . 119

IX.

Die Gesellschaft der sieben Männer. . . . 122

Seite.

X.

Beantwortung der Frage: warum uns unsere gewöhnlichen Gesellschaften so wenig gesellige Freude gewähren? nebst einem Vorschlage zur Errichtung eines kleinern gesellschaftlichen Zirkels. . 135

XI.

Gesetze der Gesellschaft freyer Männer. 158

XII.

Einige in Vorschlag gebrachte neue Gesetze für diese Gesellschaft. . 178

XIII.

Ueber Schillers Lied an die Freude. 179

XIV.

Ueber den Mißbrauch des Freundschaftskusses und die Umarmungen. . 194

Seite.

XV.

Epidemische Beantwortung der Frage: ob man den Wahlen, unter gewissen Umständen, dem Unwürdigern seine Stimme geben dürfe? . . . 212

XVI.

Edelhold und Charlotte. . . . 237

XVII.

Edelhold; über seine Charlotte, und seine häusliche Glückseligkeit. . . . 251

XVIII.

Einige Fabeln.

1. Die Sänger des Waldes. . . . 269
2. Der Fuchs und die Nachtigall. . . . 271
3. Phylax und sein Vater. . . . 272
4. Murner und das Windspiel. . . . ebend.

Seite.

5. Das verlorne Roß. 176

6. Der Epheu und die Eiche. 177

7. Die Wahl eines neuen Königs im Thierreiche. 178

XIX.

Ueber [illegible] [illegible]

XX.

[illegible] deinen Freund, wenn du ihn zum Freunde haben willst. 187

XXI.

Ueber Menschenliebe. [illegible]

XXII.

Ueber große und kleine Tugenden. 211

Seite.

XXIII.

Ueber Tugend und Lebensweisheit. [illegible]

XXIV.

Ueber Zufriedenheit. [illegible]

1.

Geschichte meines unglücklichen Lebens.

Geschrieben im Kerker.

Es giebt viel Leiden unter'm Monde, und die Klage ist so wahr als alt: Des Menschen Leben ist Elend von der Wiege bis zur Bahre! Sey es, daß hier und da einmal ein Glücklicher eine seltene Ausnahme mache; wir wollen ihm sein Glück nicht mißgönnen; nur fodre er auch nicht, daß wir im Gefühl unserer eigenen Leiden, und beym Anblick tausend anderer, die um und neben uns weinen, oder noch unglücklicher, weinen möchten und nicht können — in sein Jubellied einstimmen sollen.

»Aber, sagt Er, auch der Unglücklichsten »Leben ist nicht ganz verlassen; auch er zählte, »wo nicht Jahre, doch gewiß Tage und Wochen, in welchen ihm wohl war, wo er sein »Daseyn segnete, wo er sich glücklich fühlte.« Nun ja; wer wollte und könnte auch sonst das Leben aushalten? Wie aber, wenn der Liebetrank, der uns stärkte, uns nur zur Ertragung neuer und größerer Leiden stärkte? wenn das Glück uns durch sein Lächeln einlullte, und dann den Genießenden bittere bereitete? wenn es uns mit der einen Hand gab, um mit der andern desto mehr zu entziehen? wenn es uns den Becher der Freude durch irgend eine bittre Beymischung ungenießbar machte? oder uns hie und da einige Blumen auf den Weg streute, um uns über viele Dornen unter Dornen zu führen?

Dieß war mein Schicksal. Ich habe wenig heitere Tage gehabt. Schien mir einmal die Sonne, so folgte gewiß bald ein Ungewitter;

[illegible] — [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]: Ich werde [illegible] und [illegible] [illegible] zu [illegible]. Ich [illegible] [illegible] meine [illegible], um [illegible] zu [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] ich es [illegible] [illegible] einen Tag [illegible] [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: „Ein [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible].“ Es war der Graf S**, den ich in meinem letzten akademischen Jahre bei unserm gemeinschaftlichen Freunde [illegible] S** kennen gelernt hatte. Er bat mich, ihn als Sekretär oder auch bloß als Freund, wie ich [illegible] [illegible] wollte, nach Frankreich und England zu begleiten, und [illegible] mit der [illegible] [illegible] [illegible], den auch S** [illegible] [illegible], nach unserer Rückkehr auf meine [illegible] Versorgung zu denken.

Welch ein unverhofftes Glück! Ich glaube ich meinen [illegible] [illegible] — [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible]

gen, vergebens versuchte ein Freund des alten Grafen, der Kanonicus von W**, der sich eben damals in [illegible] aufhielt, seine Vermittlung mit den meinigen, um den verblendeten Jüngling aus einer Verbindung heraus zu reißen, welche [illegible] mehr als Einer Rücksicht für ihn so gefährlich war: er ging der Dame seines Herzens nach — wie [illegible], [illegible] die Geistlichkeit des [illegible], und [illegible] nach meiner [illegible] [illegible].

[illegible] im Genusse seiner [illegible] [illegible] überraschte ihn die Nachricht von dem Tode seiner Mutter. Ich beschwor [illegible] so gut ich konnte, er [illegible], [illegible] mir zu folgen — »nun wollte er noch so [illegible] in [illegible] bleiben, bis er seine beträchtlichen Schulden bezahlt hätte.« Er gab mir deshalb die nöthigen Aufträge, mit welchen ich nach Deutschland [illegible], zugleich mit der [illegible] Versicherung: daß er nach dem Tode

seiner Dorfschullehrerstelle entsetzt hatten, und so kam der alte Mann nach hier, um für ewige Dankbarkeit des Grafen in seinem Hause untergebracht hatte.

Der alte Dorfschullehrer empfing den unbekannten Besucher eben nicht freundlich; desto freundlicher empfing ihn seine Tochter — ein Mädchen — ich muß noch jetzt gestehen, daß ich nie ein schöneres entzückenderes Mädchen gesehen habe. Sie war erst vier Wochen vor mir, nach dem Tode ihrer Mutter, aufs Land gekommen. Eine Tante hatte sie in der Stadt erzogen, und ihrer äußern Schönheit durch die vortheilhafteste Geistesbildung höhern Reiz gegeben. Sie ward Reiz und mir so theuer, wie hätte ich ihr widerstehen können? Und warum hätte ich ihr widerstehen sollen? War nicht einer meiner Wünsche erfüllt? Schien es nicht, mit den Romanschreibern zu reden, als hätte sie mir das Schicksal selbst zugeführt, da ich sie

sie verweilte, zu so glücklicher Zeit, unter so einladenden Umständen kommen mußte! Ha! das Schicksal hatte sie mir unmerklich, wie es immer für mich sorgte, zugeführt! Ich liebte und wurde geliebt; der Vater, wie es sich unter den Umständen leicht denken läßt, billigte unsere Liebe, segte den Menschen, womit er dem Fremden, der sich in sein Haus einschleichen wollte, begegnet hatte, ich, überließ mich dem künftigen Schwiegervater seine Arbeit; und wir erwarteten nur die Ankunft des Grafen, um sie glücklich zu machen, als er Erbliche sein können.

Es verging indessen ein volles Jahr; auch verweilte der Graf in Italien, und schien ein Geschäft nach dem andern auf seine Güter. Vielleicht, dachte ich, wirkt ein mit zärtlicherer Brief mehr als mündliche Rede; ich schrieb so mit, so leidenschaftlich und zugleich so herzlich, als ich konnte, und bekam bald genug eine entscheidende

liche Antwort, die aber nicht unmittelbar an mich, sondern an den Vater meiner Geliebten! meiner Braut! gerichtet war:

»Der unbesonnene junge Mensch, der es gewagt hätte, einen so respectwidrigen »Brief an seinen Herrn zu schreiben, »sollte ja eher zu lieben die [illegible] »Steine verlassen. — [illegible] dürfte »sich in seine Stelle einrücken 2c.«

»Es thut mir leid,« sagte der Vater meiner Braut, »allein was kann's ändern! Da ich Ihnen aber meine Tochter nur sub conditione versprochen habe: so werden Sie von selbst einsehen, daß bei so bewandten Umständen — aus der Heirath nichts werden kann.«

Meine Braut vergoß Thränen von [illegible] — und ließ sich nach vier Wochen mit dem neuen Herrn Gerichtshalter rasch im Stillen trauen. »Wahrscheinlich doch von ihrem Vater

deyn gewonnen!« Es hätte des Zwanges nicht bedurft. Der junge Mann, der in alle meine Rechte trat, war, wie ich bald nachher erfahren habe, schon vor Jahren ihr guter Bekannter gewesen. Am Abend ihres Hochzeittages hatte sie herzlich über den Spaß, wie es ihr Bräutigam nannte, gelacht: »daß ich nun mit meinen Einwendungen post festum kommen würde.«

Es fiel mir nicht ein, meine Rechte gegen den Grafen geltend zu machen — wozu es mir freylich auch an Geld und Gönnern fehlte: wie hätte es mir einfallen sollen, Einwendungen gegen den neuen Ehebund eines feilen Weibes zu machen? Ich konnte sie verachten; dieß war der einzige armselige Trost, welcher dem Unglücklichen übrig blieb, den man nun wieder mit verwundetem Herzen aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen hatte. —

Mißvergnügte Menschen priesen damals die Milde ihrer Beherrscher, daß sie dem Manne

und den Verheerungen des Krieges ein Ziel gesetzt hatten, und sangen ein festliches Te Deum Laudamus. Ich konnte nicht mitsingen. Mit den verkrüppelten und verabschiedeten Soldaten pries ich das Glück der Erschlagenen, und wünschte nur noch Eine Schlacht, in der Hoffnung — dann auch Friede zu erhalten. Der Wunsch war nun vergeblich; so mußte ich dann wohl am Pilgerstabe fortschleichen, und dem erlöschenden Triebe zum Leben dennoch Lebensunterhalt suchen, ungewiß ob ich ihn finden, oder auf der weiten Erde, wo aber jedes Stückchen seinen eigenen Herrn hat, verhungern werde. Betteln, schmeicheln, kriechen konnte ich nicht, ein nützliches Handwerk hatte ich nicht gelernt, und selbst mein Kopf schien mir seine Dienste versagen zu wollen. Guter F**, was würde ohne deinen Rath aus mir geworden seyn!

Kaum eine Tagereise weit von D**hausen, wo man mich vertrieb, wohnte Vater F**, ei-

ner meiner besten Universitätsfreunde. Er war Prediger auf einem kleinen Dorfe, welches sein Vorgänger im Amte verlassen hatte — um dem Hungertode zu entgehen. Nur zweymal hatte ihn der Verliebte, während seines Aufenthalts in D**hagen, besucht: jetzt nahm der Unglückliche, der Vertriebene zu ihm seine Zuflucht, daß er ihm rathe, daß er für ihn denke; und wurde von dem biedern Manne brüderlich aufgenommen. Er war mir hier, was mir mein G** in meiner Vaterstadt gewesen war, und gewissermaßen noch mehr, weil er mir in seiner Schwester eine Freundin gab, deren sanfterer Trost dem Unglücklichen näher an's Herz drang. Im schimmernden Glanze meiner ersten Liebe hatte ich früher ein Mädchen ganz übersehen, dessen ungeschminkte Herzensgüte mir jetzt so wohl that — nur allzu wohl that. Gute Wilhelmine, hätte ich dich immer übersehen! Keine unglückliche Liebe würde dich gerne in mein trauriges Verhängniß gezogen

haben. — Wie sehr verdientest du ein besseres Loos! —

Ich schreibe keinen Roman: und es ist nicht meine Schuld, wenn die leider! nur allzuwahre Geschichte meines Lebens in einigen Zügen einem Romane ähnlicht. Besser für mich, wenn sie diese Aehnlichkeit nicht hätte! Wer indeß seinen Agathon*) so gelesen hat, wie man

*) Hieher gehört vorzüglich die Stelle im 4ten Kap. des zweyten Theils: „Schwermuth und Traurigkeit machen die Seele nach und nach schlaff, und erkälten sie allen weichen und zärtlichen Regungen." Dieser Satz ist so wahr, daß tausend Liebesverbindungen in der Welt keinen andern Ursprung haben. Ein Liebhaber verliert einen Gegenstand, den er anbetet. Er erzählt seine Klagen in den Busen einer Freundin, für deren Reizungen er bisher vollkommen gleichgültig gewesen war. Sie bedauert ihn. Er findet sich dadurch erleichtert, daß er frey und ungehindert klagen kann. Die Schöne ist erfreut, daß sie Gelegenheit hat, ihr gutes Herz zu zeigen. Ihr Mitleid rührt ihn, erregt seine Aufmerksamkeit. So bald eine Frauensperson zu interessiren anfängt, so bald entdeckt man Reizungen an ihr. Die Reizungen, welche nun beyde

einen Agathon lesen muß, oder die lebendige Sprache der Natur, aus welcher der Verfasser des Agathons uns so manche getreue Uebersetzung lieferte, selbst ein wenig versteht, der wird es sehr begreiflich finden: daß meine sanfte theilnehmende, tröstende Freundin mir in kurzer Zeit

sich befinden. Sind der Liebe günstig; sie verschönern die Freundin, und blenden die Augen des Freundes. Ueberdieß sucht der Schmerz natürlicher Weise Zerstreuung, und ist geneigt sich an alles zu hängen, was ihm Trost und Linderung verspricht. Eine dunkle Ahnung neuer Vergnügungen, der Anblick des Gegenstandes der solche geben kann, die günstige Gemüthsstellung, worin man denselben sieht, auf der einen — die Eitelkeit, diese große Triebfeder des weiblichen Herzens, das Vergnügen, so zu sagen über eine Nebenbuhlerin zu siegen, indem man liebenswürdig genug ist, ihren Verlust zu ersetzen, die Begierde selbst ihr Andenken auszulöschen, vielleicht auch die Gutartigkeit der menschlichen Natur und das Vergnügen glücklich zu machen, auf der andern Seite: wie viel Umstände, welche sich vereinigen, unvermerkt den Freund in einen Liebhaber, und die Vertraute in die Hauptperson eines neuen Romans zu verwandeln!

mehr als Freundin werden, und daß ein Herz, das so unglücklich geliebt hatte, sich zum zweytenmale so leicht, so schnell der Liebe öffnen konnte.

Meine neue Liebe gab mir neuen Muth zu leben; bey der wieder auflebenden Ueberzeugung, daß es mir nicht an Kenntnissen und Kräften fehle, der Gesellschaft zu nützen, bey dem festen Entschlusse, ihr redlich nützen zu wollen, hoffte ich jetzt mehr als jemals eine Stelle zu finden, wo ich nützen könnte — und dieß besonders am **er Hofe. Hier war der Baron M** erster Rath des Fürsten, eben der, dessen Bekanntschaft ich in Neapel gemacht, und der mich mehr als Einmal versichert hatte: es werde ihm Freude machen, wenn er mir künftig dienen, und zu meiner bessern Beförderung beytragen könne. Zum Ueberfluß hatte ich noch eine Empfehlung von meinem Lehrer W** an einen andern Vielvermögenden an diesem Hofe.

Gestärkt durch Liebe und Hoffnung trat ich also meine Reise an, und dieß, weil ich meinem Glück entgegen zu eilen wähnte, so rasch, daß der geübteste Fußgänger Mühe gehabt haben würde, mit in den ersten drey Tagen gleichen Schritt zu halten. Dafür mußte ich aber vierzehn Tage gelähmt auf einem Dorfe weilen, weil ich — freylich meinem Glücke! — gar zu eilfertig entgegen gelaufen war. Beynahe hätte ich auch dieses an sich so unangenehme Hinderniß auf meiner Reise für das Werk meines guten Genius halten sollen! Der dortige Amtmann, ein Mann von seltenen Kenntnissen und noch seltnerer Rechtschaffenheit, *) nahm sich des Fremden gastfreundschaftlich an, machte ihm durch seine interessante Unterhaltung die

*) Du gönnst mir die Freude, lieber Leser, dir eben hier zu sagen: daß dieser Amtmann mein Vater war. — Hieraus kannst du dir es zugleich erklären, wie mein Vater, und ich durch ihn, zu dieser Geschichte gekommen sey.

Tage zu Stunden, würdigte den Jüngling seines Zutrauens, seiner Freundschaft; und dennoch — ja dennoch hätte ich eine schmerzliche, bittere Empfindung weniger, wenn ich ihn nie hatte kennen lernen. — Verzeihe mir, edler Mann, wenn sich in das Andenken an deine Freundschaft diese bittere Empfindung einmischt, die nicht dir, sondern meinem schwarzen Verhängniß gilt, welches mir die Hand, die mich retten konnte und retten wollte, von ferne zeigte, und mich dennoch verhinderte, diese wohlthätige Hand zu meiner Rettung zu ergreifen! —

Ich ging, so bald ich in der Residenz des Fürsten, dem ich meine Dienste widmen wollte, angekommen war, zu meinem grosen Gönner, dem Baron von M**, wurde, nachdem ich eine ganze Stunde im Vorzimmer hatte warten müssen, vorgelassen, sehr gnädig angehört, und — „Mein Gott! wie Schade,“ sagte der gnädige

Herr, »daß Sie nicht um eine Woche früher kamen! Ich habe da zwey Stellen vergeben, die beyde für Sie gewesen wären. Nun vielleicht findet sich eine andere Gelegenheit — obgleich jetzt der einheimischen Competenten um jedes kleine Amt so viel sind, daß man in Wahrheit nichts Gewisses versprechen kann — Doch, wie gesagt, wenn es nur immer möglich ist, werde ich gewiß auf Sie reflectiren! Ich bedaure nur, daß ich jetzt durch dringende Geschäfte verhindert werde, Sie länger zu genießen, wie ich es so sehr wünschte; allein ich rechne darauf, daß Sie mir einmal in einer freyern Stunde Ihren schätzbaren Besuch gönnen werden!«

Mit W**s Empfehlung ging ich zum Geheimenrath R**. Der Brief wurde durch den Kammerdiener übergeben, und durch den Kammerdiener bekam ich die Antwort: Der Herr Geheimerath danke für den überbrach-

ten Brief, und werde nächstens Gelegenheit nehmen, mich selbst naher kennen zu lernen.

Gut, dachte ich, daß du keine Empfehlung an einen dritten Mäcen hast; wahrscheinlich würdest du sonst an der Hausthür abgewiesen werden!

»Wie mir übrigens dabey zu Muthe war?« — Wie beym Candidaten-Examen — wie bey der Stadtschreibers-Wahl! —

Auch hier hatte ich also nichts mehr zu suchen; allein an jedem andern Orte eben so wenig, und zu neuen Wanderungen fehlte mir's an Gelde. Die Frage war nun nicht mehr: woher Amt und Ehre? sondern woher Arbeit um's Brod? Nun die fand ich doch hier, durch die Empfehlung meines — Wirths, als italienischer Sprachmeister. Es war im eigentlichsten Verstande Arbeit um's Brod. Eines Tages, wo ich mit den letzten drey Groschen einen Brief an meine Freundin postfrey

machte, mußte ich fasten. Doch wahrscheinlich würde ich an diesem Tage bey voller Tafel gefastet haben; denn der Inhalt meines Briefes war: Wähle einen Glücklichern! —

Erst dreyßig Jahr alt hatte ich nun schon alles, selbst die Hoffnung aufgegeben, und ich genoß dabey eine Art von Ruhe, denn ich hatte ja nichts mehr zu verlieren als ein Leben, das mir spottwohlfeil war. Warum durfte ich nicht mit dieser Ruhe oder doch Gleichgültigkeit, ohne Freude, aber auch ohne überwiegenden Schmerz, zum Grabe schleichen?

Ein neuer, schöner Weg eröffnete sich mir, er führte zu Amt und Ehre, zu Hymens Altare, und — — verlor sich im Kerker! —

Der Erbprinz sollte die italienische Sprache lernen: ich erhielt diese, bald nachher, da man merkte, daß ich doch noch etwas mehr als die italienische Grammatik verstände, verschiedene

andere Lehrstunden, und in kurzer Zeit, als unerwartete und in Wahrheit ungesuchte Zugabe, die Liebe eines Prinzen, welcher selbst, auch ohne Rücksicht auf den Fürstensohn, Liebe verdiente. Etwas über zwey Jahre war ich sein Lehrer und täglicher Gesellschafter gewesen, und hatte nun, da er auf Reisen ging, die Wahl, ob ich ihn, wie er es wünschte, begleiten, oder mit einem, freylich sehr mäßigen, Gehalte als Unterarchivar angestellt werden wollte. Wohl mir, wenn ich das erstere gewählt hätte! Aber ich hatte ein trautes liebes Mädchen, mit welcher ich mein Glück theilen wollte, und wählte das letztere.

Gute Mine, ich habe wenig Glück mit dir theilen können!

Kaum fünf Monate war ich mit ihr verheirathet, da mußte sie die Krankenwärterin ihres Mannes machen, mit der schrecklichen und doch so wahrscheinlichen Besorgniß: noch

vor der Geburt ihres ersten Kindes Wittwe zu werden. Mehr als alle Schmerzen der Krankheit folterte auch mich dieser Gedanke um so mehr, je deutlicher ich bey dieser traurigen Gelegenheit den hohen Werth des guten liebevollen Weibes erkannte, das ich wahrscheinlich so früh und in der bemitleidungswürdigsten Lage verlassen sollte! —

Ich genaß; und in den acht folgenden Jahren, in welcher Zeit mir mein Weib fünf Kinder gebar, schien das Glück und Unglück sich nicht weiter um mich zu bekümmern; so wenig als die Menschen, deren Gesellschaft ich, theils aus Aerger vermied, weil weibliche Zierpuppen mein so gutes, edles, nur nicht mit dem Firniß der Modecultur ausgeputztes Weib vernachläßigten, theils aus Armuth vermeiden mußte. Mit Schulden hatte ich mich bey meiner Verheirathung häuslich eingerichtet, durch die Krankheit wurden meine Schulden vermehrt,

und es gehörte ein guter Wirth dazu, um von den mäßigen Einkünften eines Unterarchivars in **en eine Familie zu ernähren, und jährlich etwas für seine Gläubiger zurück zu legen. Die Lage des Hausvaters, der bey unmäßiger Arbeit von Nahrungssorgen gequält wird, ist wahrlich nicht beneidenswerth! Dreymal wurden mir zwar Anträge gethan, durch ein paar unbedeutende Schurkenstreiche, einmal nur durch eine kleine Niederträchtigkeit, meine Lage zu verbessern; ich wies aber mit Verachtung diese Anträge ab; und so ließ man denn den Thoren mit seiner altmodischen Ehrlichkeit arbeiten und hungern.

Meine einzige Erholung nach einem arbeitsvollen Tage fand ich am Abend in dem kleinen häuslichen Zirkel meiner Lieben: wo besonders mein Erstgeborner, mein Liebling Wilhelm, der bey einem kränklichen Körper — die Folge der Nachtwachen, der Sorgen, der

Leiden seiner Mutter — an Geist und Herz ein ausgezeichnetes Kind war. Doch schon in seinem achten Jahre sah ich das liebste, beste meiner Kinder zu Grabe tragen!

Das entscheidende zehnte Jahr meines Ehestandes, das vierzigste meines Lebens, begann wie ein schöner Sommertag, den der Landmann früh mit frommen Dank begrüßt, ohne zu ahnen, daß am Abend ein Gewitter, die Geburt des schönen Tages, seine Saaten wegschwemmen, seine Hütte in Feuer zerstören werde. Ich hätte es bey einiger Aufmerksamkeit auf den zeitherigen Gang meines Lebens, wo immer auf einen heitern Sonnenblick ein Gewitter folgte, wo die Rose, wenn ich sie pflücken wollte, unter meiner Hand verblühte, ich hätte es ahnen sollen. So verschwenderisch hatte die Schatzgöttin der Dummheit und Bosheit ihre Gaben über mich, der ich doch nicht zu ihren lieben Getreuen gehöre, nie ausgeschüttet als jetzt.

Ich

Ich wurde erster Archivar mit vermin- derter Arbeit und vermehrten Einkünften. Bald darauf erhielt ich die Nachricht: daß eine Tante meiner Gattin, welche diese kaum dem Namen nach gekannt hatte, ihr und ih- rem Bruder acht tausend Thaler hinterlassen habe; wovon uns die Hälfte richtig überschickt wurde. In derselben Woche, in welcher mir die Erbschaft ausgezahlt wurde, erhielt ich einen Brief von dem Prinzen, gegenwärtig kaiserli- chem Generale, der mit einer Gnade, die an Freundschaft gränzte, mich ersuchte: »nie sein Land zu verlassen; und beyfolgen- den kleinen Beweis seines Wohlwollens und seiner Erkenntlichkeit vor der Hand anzuneh- men, bis er im Stande wäre mir größere Be- weise zu geben.« Die Beylage betrug vierhun- dert Dukaten.

Dem wackern Amtmanne, dessen ich oben erwähnt habe, hatte ich diesen außerordentlich

gütigen Brief zu verdanken. Er, der zum Segen für sein Land jetzt eine der höchsten Würden im Staate bekleidete,*) hatte den Prinzen gesprochen, und mein Andenken bey ihm erneuert: wahrscheinlich mit Aeußerungen, worauf die Stelle in dem Briefe des Prinzen: sein Land nicht zu verlassen: Bezug hatte.

Man kann denken, mit welchem feurigen Danke ich dem Prinzen antwortete, und wie gern ich gelobte: jede Kraft ihm und seinem Lande zu widmen. — Der Prinz konnte meine Antwort noch nicht erhalten haben, als ich eben von dem Manne, welchem ich den Brief des Prinzen — zu verdanken? — hatte, einen andern Brief, mit dem Antrage zu einem ehrenvollen Posten in seinem Lande, erhielt. — Dieß war die Hand, die sich mir zur Rettung in der Ferne zeigte, und die ich dennoch, durch

*) S. B. XII. des ersten Bandes.

ein unzeitiges Versprechen gebunden, nicht ergreifen durfte; dieß die Ursache, daß sich gegenwärtig in das Andenken an den edeln Mann, der mich retten wollte, eine so bittere Empfindung einmischt! —

Ich blieb also, meinem gegebenen Worte getreu, Archivar, und tröstete mich über das kleine Opfer, das ich dadurch meinem neuen Vaterlande brachte, leicht mit der Gnade des Prinzen, der nach aller Wahrscheinlichkeit bald zur Regierung kommen mußte. Indeß genoß ich meine verbesserten Glücksumstände, freute mich, nun ein eigenes Haus, und, was längst einer meiner liebsten Wünsche war, einen großen schönen Garten zu besitzen, und sah um dieses Gartens willen dem kommenden Frühling mit Sehnsucht entgegen. Es war der erste Frühlingstag, den ich in diesem Garten zubrachte, voll süßer Träume, wie ich ihn verschönern, und mit Weib und Kind ihn genießen wollte: als

ich fürchterlich durch die Botschaft: mein Haus sey mit Soldaten besetzt, meine Zimmer würden versiegelt; aus meinem Traume geweckt wurde. Ich eile nach meinem Hause; der Sekretär N** kommt mir mit Wache entgegen, kündigt mir Gefangenschaft an; und ohne mein Haus wieder betreten, ohne Abschied von meiner Frau und meinen Kindern nehmen zu dürfen, werde ich in den Kerker geführt, wo ich nun in die fünfte Woche sitze, und Gott weiß! wie lange noch sitzen werde! —

Erst zweymal bin ich verhört worden. Die Ursache meiner schimpflichen Gefangenschaft ist: Der Hof von H** macht Foderungen an den unsrigen, welche sich auf ein Dokument gründen, das ich entwendet, das ich verkauft haben soll — ein Dokument, das ich nie zu sehen bekommen habe, und wovon ich in dem Register, wie es mir von meinem Vorgänger im Amte eingehändigt worden, keine Anzeige finde. Die

Beweise für die abscheuliche Anklage sind: Ich allein führe seit mehreren Wochen die Schlüssel zum Archiv; ich habe beträchtliche Summen aus dem Auslande erhalten; bin dadurch mit Einem Male, man weiß nicht wie, zum reichen Manne geworden; habe verdächtige Correspondenz mit einem auswärtigen Minister gehabt. — Auf solche Beweise, die sich selbst widerlegen, werde ich wie ein ausgemachter Verbrecher behandelt.

Meinem Weibe, meinen Kindern, allen meinen Freunden ist der Zutritt zu mir versagt. Erst gestern ist mir der Gebrauch von Feder und Dinte mit abgezählten Bogen Papier verstattet worden. — —

Ein Ungenannter hat ein Billet in mein Gefängniß geworfen, in welchem er mir zur schleunigen Flucht räth, wozu Freunde, die es gut mit mir meinten, mir behülflich seyn würden — wenn meine Freyheit sey es sonst auf

kummer gethan, und selbst mein Leben stehe in Gefahr. — Hätte ich aber auch nicht Ursache, gegen die unbekannten Nachgeber und Freunde mißtrauisch zu seyn; entfliehen würde ich dennoch nicht. Ich weiß, wie viel ich, bey noch so laut sprechender Unschuld, von einem Gerichte zu fürchten habe, das schon jetzt so parthey und widerwärtig verfährt, und dessen Präsident mein Feind ist: aber entfliehen werde ich nicht! Was soll mir die Freyheit, was soll mir das Leben ohne Ehre! Zwar ich bin Vater, ich bin Gatte — o daß ich es nicht wäre! — Doch, Unglückliche, was könnte euch ein entehrter Mann helfen? Ich muß nun gerechtfertigt, nicht begnadigt — nur der Schuldige kann Begnadigung annehmen — ich muß ganz gerechtfertiget seyn, wenn mir nicht die weite Welt, bey voller Freyheit, zum schmählichen Kerker werden soll! — —

O warum durfte ich deinem Rathe nicht folgen, der du mich retten, der du mich heraus

[illegible] — —

[illegible]

II.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Theil [illegible] meiner [illegible] zu, daß ich noch zwei Jahre auf [illegible] Hier [illegible] ich [illegible]

Die [illegible] nicht [illegible] daß sie nicht [illegible] In den [illegible] welche die [illegible] [illegible] meiner [illegible] wenn ich auf keine andere [illegible] Nie wollte ich [illegible] und so [illegible] [illegible] wolle.

[illegible]. Dennoch wäre ich [illegible] [illegible] [illegible], den [illegible] [illegible], wenn ich ihm [illegible] hätte. — [illegible] [illegible] [illegible] Dank, daß [illegible] und mein Vater meint: wenn er nur um einen Tag, nur um einige Stunden später [illegible], so würde ich durch Verführung einer zu solchen [illegible] mich auch aller [illegible] für ewig unglücklich gemacht haben.

Die Absicht des Grafen war ursprünglich, [illegible] Zeit in [illegible], [illegible] in England zu verweilen. [illegible] [illegible], aber mit dem [illegible], nicht so mit dem Glück gewesen. Ich hatte in [illegible] Gelegenheit [illegible] englische Kenntnisse zu [illegible], und — [illegible] — mich in die [illegible] [illegible] Canaille, die ich [illegible] (Graf

[illegible] Bekanntschaft gemacht hatte, so zu vervollkommnen, daß ich endlich mit Ehren als Dichter [illegible] auftreten konnte. Den unangenehmen [illegible], welche mir den [illegible] Buchdruckereien machten, habe ich die nähere Bekanntschaft des Freiherrn von M** zu verdanken, welcher mir durch sein freundliches Wort, daß er [illegible], [illegible] hat. Ein [illegible] war, so weiß ich es doch. Ohne ihn, ohne Glauben an sein gegebenes Wort, wäre ich nicht an den Hof gekommen, wo ich mein Glück machte.

Ein Zufall, ganz [illegible], durch meine [illegible] Zeit habe ich einen in D**burg, auf der Universitäts-Straße. — Was der [illegible] auf dem kleinen [illegible]: — war ihm unangenehm? Doch würde ich den [illegible] einen langen Commentar [illegible], weil er nur ein Traum war! Und wenn ich erzähle, [illegible] ich nicht!

liebe Mädchen, wie viele neue Freuden hast du [illegible] Schmerz! — und was [illegible] es, wenn ihr [illegible] Verlust er- würde? Ich habe für eins der [illegible] Jahre meines Lebens [illegible] gelitten — ein Leiden, das mir [illegible] einen [illegible] Freund [illegible] und [illegible] durch eine Freundin [illegible] ward, hatte ich wohl Ursache gegen das Schicksal zu murren? Und wenn ich doch [illegible] Schwärmereien, welche gegen mich die Ruhe [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Glück- [illegible] [illegible] [illegible] Welt, [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] meine Mina, [illegible] — [illegible] — [illegible]

[illegible] — [illegible]

Noch muß ich hinzufügen: [illegible] Gerichtshalter, [illegible] zu einer bessern Bestimmung zu helfen. —

Meine ältere Schwester M**, [illegible] Empfehlungsschreiben an den Geheimenrath N** am **er Hofe, [illegible] M** [illegible] Verbesserung zu finden.

Viele der Damen und der Geheimerath sahen sich meiner an, Lykurg wurde sogar mein Feind; allein auch ohne sie erreichte ich meinen Zweck, vollkommner als ich ihn wahrscheinlich an jedem andern Hofe — wo ich ja auch ohne Gönner hätte aufkommen müssen — würde erreicht haben. Zwar nicht so früh, als es meine Liebe und mein — Ehrgeiz wünschten; doch für das Land, dem ich dienen sollte, und so für mich selbst desto besser. Und war ich nicht so früh? Wie viel sind denn, wie, Freund, ohne Gönner, nach zwei Jahren schon befördert worden, wie ich es ward?

Indessen schützte mich meine beständige Sprachkenntniß gegen drückenden Mangel. Denn daß ich einmal an einem Tage nicht aß, wo ich keinen Hunger hatte, das verdient doch wohl nicht ein Mangel, aber um als Bettler in Zeitlichen gehandelt zu werden? Wie hätte mir es aber auch an meinem Zimmer einsichtsv

können, daß ich durch meine italienischen Sprachkenntnisse zu einem Ziele gelangen könnte, zu welchem auf diesem Wege wohl noch niemand vor mir gekommen ist! —

Ich hatte als Unterarchivar nur mäßige Einkünfte; aber der Ausdruck in meiner Leidensgeschichte aus dem Kerker: Man ließ mich arbeiten und hungern; war doch ein hyperbolischer Ausdruck der Hypochondrie, der Unmuthe. Ich konnte nicht köstlich leben, aber ich hatte doch immer mehr, als zu den eigentlichen nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens erfodert wird. Und der Hausvater, der mit einem lieben und immer zufriedenen Weibe, und guten Kindern, die ihm sein mäßiges Mahl durch Liebe und Freundlichkeit würzen, mehr hat als er zur Nothdurft braucht, der, ohne von seinen Gläubigern hart gedrückt zu werden, jährlich noch etwas zur Bezahlung seiner Schulden zurück legen, und sich in fünf Jahren (wie hat der Fall

den mir war) schaudernder machen kann — ist nur dann in einer unglücklichen Lage, wenn er sie sich selbst durch Unzufriedenheit und unmäßige Wünsche dazu macht.

Ich würde mich und die Meinigen in eigentlich drückenden Mangel gestürzt haben, wenn ich meinem Hange zu gesellschaftlichen Vergnügungen, wozu mich besonders in den letzten Jahren vor meiner Verheirathung, der tägliche Umgang mit dem Prinzen verleitete, nicht widerstanden hätte. Und es war nicht meine Weisheit, daß ich ihm widerstand; ich vermied die meisten Gesellschaften, weil man mich durch die Vernachlässigung meines guten Weibes beleidigt hatte. Und hier ein Geständniß, das in dieser Geschichte nicht unbedeutend ist. Ich ärgerte mich über die Menschen, die meinem guten Weibe, wegen ihrer ländlichen Simplicität, mit einer Art von Geringschätzung begegneten; und dennoch schlich sich unmerklich ein Gefühl in mein Herz, das, wo nicht selbst Ge-

einzuschätzen, doch gewiß nicht viel besser war; es schien mir, als wenn ich mich meiner gar zu kunst- und schmucklosen Frau doch ein wenig zu schämen hätte. Durch den Vergleich mit meiner Schauspielerin, die mit den glänzendsten Talenten des Witzes, einer alles verschönernden Einbildungskraft und natürlichen Beredsamkeit, mich zu halben Tagen auf das angenehmste zu unterhalten, und oft über Gegenstände des Geschmacks und der schönen Künste wirklich zu belehren wußte, wurde jenes Gefühl verstärkt, und — ich fing schon nach dem ersten halben Jahre unsrer Verheirathung an ein ziemlich kalter Ehemann zu werden. Jetzt wurde ich (zum erstenmale in meinem Leben) krank; und diese Krankheit erweckte wieder den Funken der Liebe, der nahe am Verlöschen war, befestigte das Gebäude meiner häuslichen Ruhe, meiner ehelichen Glückseligkeit, das dem Einsturz nahe war. Ich hätte Unmensch seyn müssen, wenn ich gegen die Beweise der zärtlichsten,

sich ganz für mich dahin gebenden Liebe meiner Gattin hätte gefühllos bleiben können. Wie sie alles um und neben sich, wie sie sich selbst vergaß, um ihren Mann zu pflegen; wie sie bittend die Hand des Arztes ergriff; wie sie Nächte an meinem Lager durchwachte; durchaus nicht von mir zu bringen war; und, wo ich sie dringend zum Schlafe nöthigte, nur zu schlafen schien, und bey der kleinsten Bewegung, die ich machte, wieder vor meinem Bette stand, wie sie einst, da sie mich schlafend wähnte, im Nebenzimmer mit heißen Thränen zu Gott betete: »Laß mich sterben, wann du willst, nur mache meinen Mann gesund!« — — O ein gutes, edles Weib ist die beste Gabe Gottes, die er dem Manne geben kann! Meine Augen wurden geöffnet; ich lernte die größern Vorzüge der ungeschminkten Natur des schlichten Menschenverstandes, des geraden Sinnes, der reinen Herzensgüte, der treuen Liebe richtiger schätzen, und ward stolz, dieß Weib mit diesen Vorzügen mein

nennen zu können — und bin es noch: mein Weib wurde meine Freundin im höchsten Sinne des Worts, und ist es noch. Sagt: war meine Krankheit Unglück zu nennen? Und wie viel Leiden müßten den Mann, der in seinem Weibe die Freundin seines Herzens liebt, zu Boden drücken, um ihn ganz unglücklich zu machen? Ich hatte viele Arbeit, aber auch viele Belohnung, viel häusliche Glückseligkeit. —

Das liebste meiner Kinder — nicht ohne Ungerechtigkeit meinen andern Kindern, die bey gleicher Herzensgüte langsamer, aber mehr für die Dauer reiften, vorgezogen — mein Wilhelm starb. Er war ein Knabe mit früh reifem Geiste und kränklichem Körper — der vielleicht, und sehr wahrscheinlich, bey längerm Leben ein unglücklicher verstimmter Mensch geworden wäre. Er hatte mir viel Freude gemacht; sollte ich lieber wünschen, ihn nicht gehabt, diese Freude nicht genossen zu haben? Sollte ich murren, daß

das Sterbliche nicht unsterblich ward? — Und er ist ja unsterblich! —

Als wollte das Schicksal — Schicksal? — nun stehe der todte Buchstab, wir denken Geist und Leben! — als wollte das Schicksal mit mütterlicher Zärtlichkeit mir ja jeden Schmerz gleich möglichst wieder vergüten: so folgte unmittelbar nach Wilhelms Tode ein angenehmer Vorfall auf den andern. — Ich will die Geschichte dieses glücklichen Jahres nicht wiederholen, da sie in der ersten Erzählung richtig an sich, obgleich aus einem unrichtigen Gesichtspunkte, dargestellt ist.

Nun aber der Kerker? — Es war der härteste Schlag, der mich in meinem Leben getroffen hat. Verzeihlich war es, wenn ich über die Ungerechtigkeit, über die Mißhandlung, die ich hier, einsam, von allen meinen Lieben getrennt, mit geschwächter Gesundheit und dadurch um so mehr verstimmter Seele, erdulden mußte, mich beklagte: aber wie sehr waren diese Klagen übertrieben, wie ungerecht waren sie!

Vorzüglich erfüllte mich der Gedanke mit bitterm Unmuth: daß ich den ehrenvollen Ruf des Ministers ** nicht angenommen hätte, nicht hätte annehmen können. Es fiel mir nicht ein, daß die Verleumdung mich auch dort würde verfolgt, und durch meine Entfernung noch mehr Schein für sich gehabt haben würde.

Doch hier brach ich die Geschichte im Kerker ab, die ich nun fortsetzen will.

Der Sturm in meinem Innern tobte in einem hitzigen Fieber aus, und mit wiederkehrender Gesundheit kehrte Ruhe und Friede in meine Seele zurück. Jetzt wurde mir mein Kerker zur Schule der Weisheit und Tugend, wo ich nach dem Grade meiner Empfänglichkeit viel gelernt habe. Nach dem Grade meiner Empfänglichkeit! Ich weiß, daß ich noch jetzt erst Schüler und Anfänger bin, aber mit heißem Danke gegen die Vorsehung segne ich die Schule, wo ich es geworden bin!

Während meiner Krankheit war der Fürst gestorben. Sein Nachfolger ließ sich gleich nach dem Antritt seiner Regierung meine Sache vorlegen, las selbst meine Vertheidigungsschrift, wurde von meiner Unschuld überzeugt, ließ meinen Richter seinen Unwillen fühlen, und ich ward, mit dem fürstlichen Versprechen: daß ich volle Genugthuung erhalten solle, frey gesprochen.

Der edle Fürst hielt sein Wort, befriedigte alle Forderungen des **er Hofes, da er sie selbst für gegründet hielt, mit der einzigen Bedingung: daß man ihm den Verräther entdecken möge. Man handelte am **er Hofe nach der bekannten — Maxime: Nütze die Verrätherey und hasse den Verräther; war noch so großmüthig ihm vorher geheime Anzeige zu thun, und entdeckte zwey Tage nach seiner Flucht, als Verräther — den Geheimenrath R**; den Mann, welcher die Frechheit gehabt hatte, den Richter über einen unschuldig Angeklagten zu machen wegen

eines Verbrechens, das er selbst begangen hatte.

Ich hätte dieß schon als Patriot für reiche Vergütung überstandener Leiden meiner Gefangenschaft halten müssen, da sie Veranlassung wurden, mein zweytes Vaterland von einem Ungeheuer an Bosheit und Ruchlosigkeit zu befreyen, von einem vollendeten Bösewicht, der um so viel gefährlicher war, je mehr er, ausgelernt in der Verstellungskunst, selbst Menschenkenner mit der Miene der Rechtschaffenheit täuschte, und je mehr Macht Böses zu thun er an seinem Posten in Händen hatte. Doch mein Lohn war größer.

»Ich bin Ihnen, sagte mein gütiger Fürst, »für unverschuldete Leiden Ersatz schuldig. Und »der Minister — (der Mann, von dem ich Thor einmal wähnen konnte, das Schicksal habe ihn mir in den Weg geworfen, um mir meine Leiden desto fühlbarer zu machen!) und Ihr »Freund (mein Lehrer) W**. haben mir eine

»zu vortheilhafte Schilderung von Ihnen ge»macht, als daß ich Bedenken tragen dürfte »meinem Herzen zu folgen. Machen Sie in »dem Posten des R** wieder gut, was er bö»se gemacht hatte!«

Ich habe es nicht an gutem Willen, nicht an Thätigkeit fehlen lassen, um die Erwartung meines edlen Fürsten zu erfüllen. Und bey nur mäßigen Kräften, ist mir dennoch auch manches Gute gelungen, weil ich es ohne Selbstsucht that*) — Das verdanke ich den drey letzten Wochen meiner Gefangenschaft. — —

Als nicht überflüssige Zugabe zu diesem kleinen Abriß meines glücklichen Lebens muß ich noch sagen: daß dem Minister — der mich in sei-

*) Ich bitte nun die Leser N. II. des ersten Bandes noch einmal zu lesen, um sich von der Wahrheit dieser Stelle zu überzeugen, und sich der nähern Bekanntschaft eines Mannes zu freuen, der noch jetzt als Greis ein Segen für das Land ist, das er sein zweytes Vaterland nennt.

nem Lande anstellen wollte, wenige Jahre nachher, durch die niedrigste Kabale seiner Feinde sein Amt genommen, und seine Freunde zurück gesetzt wurden.

Späterer Zusatz. Meine Gattin, meine beste, meine einzige Freundin, die meine und ihre Kinder mit mir erzogen, und ihre Herzensgüte ihnen mitgetheilt hat, Kinder, die jetzt meine Thränen trocknen, die vier und zwanzig Jahre das beste Glück meines Lebens war — ist zur Ruhe gegangen. — Mein Tod wird sanfter seyn — er führt mich zu ihr!

III.

Jannettin und Jantellin.

(Aus einer portugiesischen Handschrift.*)

Unglück und Gewinnsucht trieben mich aus meinem Vaterlande auf das Weltmeer, um in neu entdeckten Ländern Ruhe — und Gold zu suchen. Aber Ruhe sucht man vergebens außer sich; mein Gold verlor ich beynahe in demselben Augenblicke wieder, da ich es gefunden hatte; und kaum rettete ich mein Leben, das in meinen Augen damals wenig Werth hatte. Ein heftiger Sturm schleuderte unser Schiff in eine uns unbekannte Gegend: wir litten

*) Mit dieser Aufschrift fand ich es unter den Papieren meines Vaters.

Schiffbruch, und nur drey Menschen von hundert und funfzig, ich und zwey Spanier, wurden von den Bewohnern einiger Inseln gerettet.

Zwey Jahre haben wir unter diesen guten Insulanern gelebt — im Vorhofe des Allerheiligsten der Natur! — —

Drey und zwanzig kleinere Inseln, deren felsiger Boden die Arbeit seiner Bewohner nur mit dürftigem Unterhalte belohnt, umkränzen hier eine größere und segensvolle Insel, welche in ihrer Sprache Yannettin genannt wird, das heißt: das Land der Glückseligkeit. Die kleinern Inseln heißen, in Beziehung auf jene größere, Yantellin — das Land der Vorbereitung.

Durch Klippen und Sandbänke hat die Natur das Land der Glückseligkeit gegen Weltentdecker und Eroberer gesichert, und selbst den

Pantellinern ist der Zugang zu Pannettin verschlossen. Aber von Zeit zu Zeit winden sich einige Bewohner des glücklichen Landes mit ihren Kähnen durch die Klippen und Sandbänke hindurch, versorgen die Panteliner mit den Früchten ihres Landes, und wohnen unter ihnen, wie Väter unter ihren Kindern, wie wohlthätige Genien unter den hülfsbedürftigen Söhnen der Erde.

Ich hatte während meines Aufenthalts auf den kleinern Inseln, wo wir gerettet und so liebreich behandelt wurden, das Glück, daß ein Bewohner Pannettins, Namens Saddy, mein Freund ward, ob er mir gleich die Bitte, mich zu seinem Mitbürger zu machen, versagen mußte.

»Dein Herz,« sprach er, »macht dich zu unserm Verwandten, und ich liebe dich darum: aber du müßtest viel verlernen, viel vergessen, müßtest werden, wie diese zwar rohen, aber

unverbildeten Kinder der Natur, um an unserer Glückseligkeit Theil zu nehmen. Auch besorgen die Weisen meines Volks, dein Aufenthalt unter uns möchte unsern jüngern Mitbürgern nachtheilig seyn. Du würdest dich ihnen mittheilen, würdest ihnen — unstreitig wohl in guter Absicht, oder auch ohne Absicht — über die Sitten, Gebräuche, Meynungen, Künste und erkünstelten Freuden deines Vaterlandes einen Unterricht ertheilen, der ihnen nicht frommte, der ihnen vielleicht sehr schädlich wäre. Du würdest Wünsche in ihnen wecken, die wir nicht befriedigen könnten, ohne ihren größern Schaden nicht befriedigen dürften; und mancher möchte dann mitten im Besitze des Reichthums, den die Natur in vollem Maße über uns ausschüttet, an Freude verarmen. Unsere Jünglinge und Mädchen haben unter unserm warmen Himmel eine warme Einbildungskraft, die ihnen jetzt, da sie den reinen Urstoff der Natur ver-

arbeitet, den Genuß ihres Lebens erhöht und verschönert. Wir wollen ihnen nichts Fremdartiges einmischen. Die kleinste Entfernung von der Natur und der Unschuld ihrer Sitten wäre Entfernung von ihrer Glückseligkeit!

»Du siehst hieraus zugleich die Ursache, warum wir dich — und mehr noch unsere andern beyden Gäste — auch mit den Pantellinern nicht gern zu vertraut werden lassen, — Pantellin ist die Pflanzschule für Pannettin — und warum wir gerne sehen, wenn ihr nun bald unsern Vorschlag annehmt, in euer Vaterland zurückzukehren. Wir bringen euch in ein fernes Land, wo, wie wir wissen, oft europäische Schiffe anlanden, und geben euch von dem gelben Metalle, wofür, nach deiner eigenen Erzählung, bey euch alles feil ist, und was bey uns keinen Werth hat, so viel wir davon finden und ihr fortbringen könnt. Ich werde dir manche Thräne nachweinen — aber wir müssen scheiden. Ich bin dein Freund, aber

ich bin auch Bürger Pannettin's, und kann kein Glück für mich wollen, wovon die Weisern meines Volks befürchten, daß es meiner Mitbürger Unglück werden könnte.«

Wir mußten uns diesen Vorschlag gefallen lassen; doch wurde mir vor unserer Abreise noch der Wunsch gewährt: einige Tage auf Pannettin zuzubringen. O daß es nur einige Tage waren! Und dennoch Dank euch, herzlichen Dank euch, Kinder der Natur, für die wenigen Tage, die ich unter euch leben durfte! Bey euch habe ich leben gelernt; ich bin der Natur näher gekommen, und verschönere mir jetzt mein Pantellin so gut ich kann, bis auch mir einst ein Pannettin sich eröffnet.

Gern wandelt indessen mein Geist noch unter diesen schuldlosen, guten, und durch ihre Unschuld und Güte so glücklichen Menschen, und gern erzähle ich von ihnen. — Nehmt sol-

ernde kleine Belehrung, die mir mein Saddy über das Verhältniß Pantellins zu Pannettin ertheilte, als Anfrage: ob ich mehr von ihm und seinem Lande erzählen soll.

IV.

S a d d y

über das Land der Vorbereitung zum Lande der Glückseligkeit.

Wir herrschen seit den ältesten Zeiten über die Pantelliner durch Wohlthun, wie — wenn der Vergleich nicht zu stolz wäre *) — wie der unsichtbare Wohlthäter über das ganze Menschengeschlecht. Wir theilen ihnen von dem Segen unserer Insel mit, so viel wir glauben, daß ihnen in ihrer jetzigen Lage gut sey: — denn du siehst leicht ein, daß bloß von unsern Wohlthaten, ohne eigne Arbeit zu leben, ihnen nicht gut seyn würde. — Wir bilden ihre Herzen, machen ihre rohen Sitten milder, und

*) Das ist er allerdings, doch in dieser Parabel nicht unschädlich.

nehmen dann die am meisten Ausgebildeten und Veredelten mit uns hinüber in das Land der Glückseligkeit.

Nun ist zwar unsere Insel groß und fruchtbar genug, daß alle Pantelliner, und wären ihrer noch dreymal mehr als ihrer jetzt sind, gar füglich unter uns wohnen, und, wenn sie sonst nichts wollten, reichlich ernährt werden können: aber soll der *Mensch* sonst nichts wollen, als reichlich *ernährt* werden? Nahrung können wir ihnen auch nach Pantellin bringen, wie wir das wirklich thun: aber wir möchten ihnen nicht bloß Nahrung, wir möchten ihnen auch Glückseligkeit, *menschliche Glückseligkeit* verschaffen; und wir können das nicht, so lange wir nicht den Menschen über das Thier, die Vernunft über die gröbere Sinnlichkeit erheben können.

Was sollten sie jetzt im Lande der Glückseligkeit, so lange sie der Glückseligkeit noch nicht empfänglich sind, so lange ihnen noch *Weisheit* zum

Genuß mangelt, und Wohlwollen zum Merkmal? — ein Wohlwollen, das selbst mit zu jener Weisheit gehört, und wenigstens den reinsten und höchsten Genuß eigener Glückseligkeit gewährt —

»Doch wir können ihnen ja diesen Mangel auch hier ersetzen, können in unserem Lande durch Lehre und Beispiel ihre Erziehung vollenden.« Freund, der Gefahr hier gar nicht zu gedenken, daß ihr entgegen gesetztes Beispiel sogleich nachtheilig auf unsere jüngern Mitbrüder wirken dürfte — wird ein gewöhnlicher Jüngling da, wo die Natur ohne sein Zuthun seinen Tisch bereitete, diesen Mangel fühlen? Wird er Trieb und Lust haben, seine Kräfte zu entwickeln, wo er in aller Trägheit nur zugreifen darf? Wird er den Rath des Weisen hören, und ein gegenwärtiges Gut, das für ihn Reiz hat, mäßiger genießen wollen, um nicht ein entferntes Gut zu verscherzen, dessen Werth er nicht kennt? Und

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] ! —

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] ! — [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

»Wenn Sie nun aber auch ohne [illegible]«

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — —

[illegible] [illegible]

V.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] *)

[illegible]

*) [illegible]

glühte, daß er [illegible], [illegible] auch für euch thun können, und vielleicht wegen [illegible] aber, [illegible] zu [illegible], daß er [illegible] habe, das großen [illegible] — und [illegible] man nicht [illegible] von euch, als von [illegible]. [illegible], welche auf das, was sie [illegible], keinen Wunsch legen, daß [illegible] auf das, was sie von andern empfangen: [illegible] den nicht halten, der daß, wenn er wirklich [illegible] in sich fühlt, auch den [illegible]; der er [illegible] halten möchte, wenn er [illegible] nun auch als von sich selbst habe? —

Aber wenn er, [illegible] und Mangel an besserer Einsicht, [illegible] nicht für Wohlthat erkennen konnte, die nicht zu seinem Wohl zu kommen [illegible]; wenn er [illegible], da die sie ihm [illegible] [illegible] [illegible], die er [illegible] seine-

[illegible] — [illegible], [illegible] glauben mögen.

Wenn z. B. der große unsterbliche Kaiser Joseph, um von [illegible] zu sprechen: daß er oft, was er Gutes anordnen wollte, mit [illegible], mit [illegible] wurde — wenn der [illegible] Joseph die deutsche Sprache in Ungarn einführen wollte, so glaubte er gewiß den Ungarn dadurch wohlzuthun. Das glaubten nun aber die Ungarn nicht. Sie meinten, sie würden mit ihrer Sprache auch ihren Nationalcharakter verlieren, welcher dadurch entwürdigt, und was sie so sehr [illegible]. [illegible] sie nun auch [illegible] gehabt haben, so hätte doch vielleicht der König auch Unrecht gehabt, wenn er ihnen [illegible] Ungarn [illegible] die unbedingt, [illegible] gehalten hätte, weil sie ihre Wohlthat nicht als Wohlthat erkennen konnten. —

Eine [illegible] Wohlthätigkeit an Geld und Geldeswerth *) [illegible], hilft's in Wahrheit den Menschen, welche mehr vom Hunger als vom Magen abhängen, keine leichte Sache: ihnen so zu geben, daß es ihnen wirklich wohl thue. Das läßt sich als Regel annehmen: Der Mann, der einen [illegible] vom [illegible] und einen gefüllte Kasten [illegible], der [illegible] er einmal sich am Vortheil ist, keinen Finger breit vom geraden Wege abgewichen, um jene [illegible] und Kasten zu erhalten, und dem [illegible] mehr als alles Geld der Erde [illegible] — der allein [illegible] gern solche [illegible], behaltet sich immer in seiner kleinen [illegible], wenn er sie, durch

*) Ich sage bloß Geldeswerth, und um dieses [illegible] willen [illegible]. — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ist [illegible] das [illegible], [illegible]

Noth: abzuwenden, erkannt wird," und kann dann leicht von dem Gläubiger sehr verkannt werden, wenn dieser nicht selbst feines Gefühl hat.

"Ich ließ mich einst verleiten," so erzählte mir mein Vater, "von einem reichen Freunde ein Darlehn an Gelde aufzunehmen, und that es unter der Bedingung: gegen landesübliche Interessen; weil er sich von solchen geschickt lassen konnte, da ich es für einen andern aufnähme. — Wirklich hatte ich einem noch ärmeren Freunde von der erborgten Summe wieder einen Theil geliehen. — Nach zwey Jahren zahlte ich meinem Freunde sein Geld, bis auf einen kleinen Rest, den der Verabredung gemäß erst im nächsten Jahre abgezahlt werden sollte. Er nahm es, — aber ohne Interessen. Die Wahrheit zu sagen: ich hatte die Interessen längst mit einer gewissen Aengstlichkeit aufgezählt, die mit dem

Gewissen entsprang, daß ich, selbst ein paarmal in dem Falle, andern Geld geliehen zu haben, wo ich's nicht im Stande gewesen wäre, Interessen anzunehmen; dennoch kränkte es mich tief, daß ich, wollte ich anders meinen Freund nicht beleidigen, die Interessen geschenkt nehmen mußte. Es war, dachte ich, doch hier ein andrer Fall: die Summe war mäßig, und er wußte ja, oder sollte doch wissen, daß du es für einen Dritten geborgt habest. Einen noch trübern Tag machte mir mein sonst so guter, braver Freund, da er unter nichtigem Vorwande, von vielen Dienstleistungen, die er von mir erhalten haben wollte, auf keine Art zu bewegen war, den Rest wieder anzunehmen. Und mit dem trüben Tage war's nicht abgethan. Es vergingen Jahre, ehe ich wieder so unbefangen wie sonst, seine Gesellschaft genießen konnte. Gewiß war mir dein Freund nicht minder lieb als vorher; aber ich war von nun an minder traulich im Umgange; selbst jetzt erst, weiß ich

vorher nicht gefühlt hatte: daß er reich und ich arm sey, daß er nur geben, ich nur empfangen könnte, ohne Aussicht ihm je wieder geben zu können; konnte ihn nicht mehr so offenherzig wie sonst tadeln, ihm nicht so herzlich meinen Beyfall geben — zum Tadel schien ich mir das Recht vergeben zu haben, mein Lob schien der Schmeicheley verdächtig. Tausendmal habe ich gewünscht, daß ich ihm, selbst auf die Gefahr ihn zu beleidigen, und seine Freundschaft zu verlieren, sein Geld aufgezwungen hätte. Ich habe nachher dieses Geld als ein Kapital angesehen, wovon ich bloß Verwalter zu gutem Gebrauch für andere wäre, und habe es so angewandt, wie ich glaubte, daß es mein Freund, wenn er's mir zu der Absicht gegeben hätte, billigen würde. — Es scheint mir jetzt bey kälterem Blute selbst, als wenn in meinem damaligen Betragen und Empfindungen etwas Ueberspanntes und Uebertriebenes gewesen wäre, vielleicht gar etwas unfreundschaftlicher Stolz:

aber ich wollte doch nicht, daß du je in die Verlegenheit kämst, von einem reichen Freunde Geld borgen zu müssen. Lieber von einem Fremden, und im Nothfall lieber von einem Wucherer, dem du das Kapital zwiefach verzinsest mußt. Durch Sparsamkeit und Fleiß kannst du den hohen Zins wieder einbringen; aber Geschenke können dich um Güter bringen, die für kein Geld feil sind. Und wie? wenn der reiche Mann, der sich deinen Freund nennt, minder edel wäre, als mein Emmard war? wenn er es bedauerte: daß er eben jetzt an Geld entblößt wäre? oder wenn er des niedrigen Mißtrauens fähig wäre, daß du nicht seine Freundschaft, sondern sein Geld gemeint habest? wenn er dir merken ließe, daß er das, was er dir liehe, für so gut als geschenkt hielte? — Glaube mir, es giebt unter den reichsten Leuten viele Krämerseelen, und im Punkte des Geldes sind die meisten zum Mißtrauen geneigt. Ein Mißtrauen, das freylich bey manchem, der mehrere un-

angenehme Erfahrungen mit Buben oder Leichtfüßen machte, gewissermaßen verzeihlich ist: aber würde dich's darum minder kränken, daß der Mann, den du für deinen Freund hieltest, dich mit jenen Menschengeschöpfen in Eine Classe setzte? Nein, lieber von einem ganz Fremden geborgt, als von einem reichen Freunde, dessen Freundschaft nicht schon längst erprobt und durch's Feuer geläutert ist. Denn freylich für Freunde im engsten Sinne des Worts hört diese Klugheitsregel auf, Klugheitsregel zu seyn. Bey einem Freunde, der dir an Vermögen gleich, oder doch nicht viel reicher ist, da braucht es schon weniger Bedenklichkeit. Da schmerzt eine abschlägliche Antwort schon minder, weil es wahrscheinlich ist, daß er nicht im Stande war, deine Bitte zu erfüllen; und giebt er, so siehst du eine Möglichkeit, ihm einmal gleichen Gegendienst zu erweisen; und andre Gefälligkeiten wird er nicht, nach der Unart mancher reichen Leute, die oft zur Unzeit großmüthig

sind, oder so stolz, daß sie durchaus niemanden auch nur die kleinste Verbindlichkeit schuldig seyn wollen, mit Gelde aufwiegen! «

Ich kann und mag nicht entscheiden: ob mein Vater in dem gegebenen Falle sich ganz so benommen habe, wie es die kalteprüfende Vernunft recht heißen würde; ob nicht, wie es ihm ja selbst schien, ein wenig Stolz und Ueberfeinerung seine sonst so reine Empfindung getrübt habe: aber gesetzt, daß so ein Mann als Empfänger sich gegen den Geber nicht ganz nach der Regel benimmt, würdet ihr ihn wohl deswegen einen Undankbaren nennen? Würdet ihr, die ihr euch auf Menschenwerth versteht, und Sinn genug habt, in einem Meisterwerke, trotz einiger Fehlzüge, doch ein Meisterwerk zu erkennen, euch nicht lieber um einen solchen Mann, als um hundert andere, die sich durchaus nach der Regel benehmen, verdient gemacht zu haben wünschen? — —

So wird also gewiß mancher ehrliche Mann für undankbar gehalten, der vielleicht im Grunde ein ungleich dankbareres Herz hat, als mancher andere, der die Miene der Dankbarkeit annimmt, und jede Gelegenheit ergreift, seinem Wohlthäter — ein Compliment zu machen; oder doch klug genug ist, euch kleine Gefälligkeiten zu erweisen, um neue größere Wohlthaten zu erhalten. — —

Die Klagen über Undankbarkeit würden weniger werden, wenn sich die Menschen besser auf's Wohlthun und Freudemachen verständen, wenn — Doch dieß verdient ein eigenes Kapitel. Nicht zwar als wenn ich eben über diesen Gegenstand was Ausgezeichnetes zu sagen wüßte, sondern weil es dem Leser frommen würde, selbst ein wenig über das Thema nachzudenken.

VI.

Wie man wohlthun müsse.

Was wohlthun heißt, weiß jedermann — Leiden mindern, oder doch mildern, die Menschen froher, glücklicher, oder (was unstreitig die größte unter allen Wohlthaten seyn würde!) besser machen. Die Frage aber: wie man am sichersten diesen Zweck erreichen könne, wie man es anfangen müsse, um die Menschen geneigt zu machen, das, was wir für sie thun, als Wohlthat anzunehmen, und den besten Gebrauch davon zu machen? ist eine Frage, deren vollständige Beantwortung selbst der Verfasser des goldenen Spiegels ꝛc. nicht leicht finden würde. Und forderte der Fragende nun gar, daß die Antwort jeden, der den Willen hätte gute Lehre anzunehmen, in den Stand setzen solle, sie in allen Lagen, unter allen Um-

den seines Lebens glücklich zu befolgen; so forderte er etwas, das selbst der weiseste Lehrer nicht zu leisten vermöchte. Er müßte denn seine Menschenkenntniß nicht bloß lehren, sondern sie, und mit ihr seinen geläuterten Sinn für alles Schöne und Gute auf andere übertragen, das heißt, er müßte etwas thun können, wogegen alles, was euch eure Ammen von Wunderdingen erzählt haben, eine Kleinigkeit wäre.

Hoffentlich erwartet ihr von keinem Menschenkinde Wunder, am wenigsten von dem ehrlichen Pächter Martin; könnt also zum voraus vermuthen, daß er sich nicht auf eine vollständige Beantwortung der Frage, sondern nur auf einen kleinen Beytrag zur Beantwortung einlassen werde.

Dieß ist mein Beytrag: Man muß vor allen Dingen mit sich einig werden, daß man Andern wohlthun wolle.

»Ein wichtiger Beytrag! Als wenn sich das »nicht von selbst verstände, daß man Andern »wohlthun wolle, wenn man etwas für Andere »thut!«

Ihr lieben guten Menschen, bey denen sich das in der Anwendung immer von selbst versteht! Für euch bedarf's keiner geschriebenen und geprеdigten Moral; so schön sie geschrieben oder geprediget wäre, ihr hättet sie besser in euch selbst. Aber, liebe gute Menschen, es versteht sich das nicht bey allen von selbst — ach, nur bey wenigen! Blickt um und neben euch, und ihr werdet finden, daß man sich oft selbst täuschte, wenn man glaubte, man habe Andern wohlthun wollen. Man wollte sich selbst, sich allein, oder doch vorzüglich wohlthun.

Man giebt, um wieder zu empfangen, leistet Dienste, um Gegendienste zu erhalten, um gelobt zu werden, um sich Freunde zu machen, und aus wer weiß wie viel andern Bewegungs-

gründen, die sich am Ende alle auf das liebe Selbst beziehen. Und wem hat man nun wohlthun wollen?

Unsere meisten Wohlthaten, die wir vielleicht zu unsern besten Thaten zählten, gehören zu den Tugenden, welche der, der nicht nach dem, was wir thaten, sondern nach den Absichten und Bewegungsgründen, aus welchen wir es thaten, nicht nach dem, was wir glücklicherweise wirkten, sondern nach dem, was wir wirken wollten, richtet, einst — verzeihen wird. Unsere vermeinten Wohlthaten sind Handel, wenigstens Tauschhandel, bey welchem beyde Theile gewinnen wollen.

»Aber wenn ich nun keine Gegendienste zur »Bedingung gemacht habe?«

Nun, so war's vielleicht Handel auf Speculation. Ich kaufe einen Artikel Waare um erhöhten Preis, weil ich hoffe, daß die Waare steigen werde; sie steigt aber nicht, und ich verliere: habe ich denen, welchen ich abkaufte, eine

Wohlthat erwiesen? — Wer Andern giebt, um mehr, wenn auch nicht in derselben Münzsorte, wieder zu empfangen, der kann nicht sagen, daß er ihnen Wohlthaten erwiesen habe. Wer also auf Dank rechnet, der rechnet auf eine Art von Wiedererstattung, und wer um des Dankes willen giebt, der giebt eigentlich nicht, sondern verkauft oder leihet. *)

»Dennoch bleiben meine, wenn auch nicht »aus reiner Absicht erwiesenen Wohlthaten, dem »Empfänger dieselben Wohlthaten.«

Du willst sagen, er hätte denselben Vortheil und Genuß davon. Aber hättest du denselben Genuß von der Gabe eines Andern, er möchte dir sie geben, aus welcher Absicht, und auf welche Art er wollte? mit oder ohne Schonung deines Herzens, deiner Ehre, oder auch deines vielleicht nicht unedlen Stolzes?

*) Doch kann es Fälle geben, wo Leihen wohlthätiger ist, als Schenken. Siehe N. VII. 3.

»Aber war dieß Wohlthätige in deinem Plane?

Zugegeben, daß man zuweilen beyde Zwekke, sich und andern wohlzuthun vereinigen und beyde erreichen könne; daß man durch die gute oder doch feine Art, womit man giebt, seiner Gabe Werth verschaffen, und den Empfänger im süßen Wahn erhalten könne: aber am sichersten wird doch derjenige Andern wohlthun, der nicht sich, sondern diesen Andern dadurch wohlthun will.

»Aber auf den guten Willen kömmt's doch hier nicht allein an. Der Kalabrische Wirth hatte auch wohl den guten Willen, seinen Gästen wohlzuthun; doch möchte ich sein Gast nicht seyn.*) Der Major Ewald (N. X. des 1sten

*) Den guten Willen hatte er eigentlich nicht. Hier ist die Stelle aus Horazens sechsten Briefe des ersten Buchs, nach Wielands Uebersetzung:

Du hast mich so nicht reich gemacht, wie mein
Kalabrier den Gast von seinen Birnen
zu essen nöthigt. — „Lang' er zu, Herr Nachbar!" —
Ich habe satt — „So steck' er immer ein,

Standes) hatte eben so viel guten Willen, dem verunglückten Kaufmann zu helfen, als Hulderich: aber nur Hulderich wußte ihm zu helfen. Und warum konnte der eine Amtmann in W** (N. XIV. S. 115.) seinen Bauern nicht so wohlthun, als der andere, da es doch beyde gleich gut mit ihnen meinten? — Und so kömmt's gewiß auf den guten Willen nicht allein an!"

Sehr wahr. Aber ich habe auch nicht gesagt, daß der Gebrauch meines Hausmittels

so viel er will." — Ich danke schönstens. — „J!
so nehm' er doch! Er kann's ja seinen Kleinen
zum Gruß nach Hause bringen." — Sehr verbunden!
Es soll so seyn, als ob ich schwer beladen
davon gegangen wäre. — „Wie's beliebt!
Uns spart er nichts, es bleibt nur für die Schweine." —
So giebt die plumpe, unverständige
Gutherzigkeit mit vollen Händen weg,
was keinen Werth in ihren Augen hat;
und dieß ist eine Saat, die immer Undankbare
getragen hat und ewig tragen wird!

alle andere entbehrlich mache. Ihr könnt vielmehr darauf rechnen, daß niemand eifriger seyn werde, alle zweckmäßige Mittel kennen zu lernen, und anzuwenden, als derjenige, bey dem es einmal mit diesem guten Willen seine Richtigkeit hat. Auch wird ihm alles mit und durch diesen guten Willen erleichtert; der gute Wille selbst sagt ihm *), wo nicht immer, was er thun, doch wenigstens, was er nicht thun müsse — was seinem Zwecke entgegen wäre.

Er läßt euch gewiß den Wohlthäter nicht fühlen, blickt nicht mit der Gönnermiene auf euch herab, macht euch seine Wohlthaten nicht zu Sklavenfesseln, macht keine unedlen Forderungen an euch — mischt nicht in den Labetrank, den er euch darreichte, Gift ein. Auch zwingt er euch nicht sein Steckenpferd zu reiten, weil ihm das Spaß macht, dringt euch seine Wohlthaten

*) Wie der Genius des Sokrates; setzt mein Pastor hinzu.

nicht auf, und entreißt euch nicht gewaltthätig das, was euch jetzt unschuldige Freude macht, um euch zu nöthigen, euch auf seine Art zu freuen. Er wollte euch ja wohlthun, wie sollte er nicht, so viel nur möglich, alles vermeiden, was seinem Zwecke entgegen wäre, und wodurch er euch wehe thun könnte?

Wer aber erst weiß, was man vermeiden müsse, um etwas nicht schlecht zu machen, der ist auf geradem Wege, es gut machen zu lernen, und lernt es da, wo es auf Rechtthun (auf Moralität) ankömmt, gewiß — wenn Kopf und Herz einträchtig beyeinander wohnen! —

Ich habe Männer, die eben nicht in dem Rufe waren, große Gelehrte, am allerwenigsten große Redner zu seyn, Reden halten hören, die Aller Herzen für sie einnahmen — weil sie selbst aus dem Herzen sprachen. Was von Herzen kömmt, sagten unsere Alten, geht wieder zu Herzen! Dieß gilt gewiß auch hier-

Selbst bey weniger Menschenkenntniß und andern seltenen Vorzügen, die von Seiten des Kopfes dazu erfodert werden, um viel Gutes zu thun, wird der Mann mit jenem guten Willen wenigstens das leicht erreichen: daß andere gern von ihm annehmen, was er gern für sie thut — und ihr sehr leicht, wie viel er dadurch für seinen Zweck gewonnen habe.

Auch giebt es Fälle, wo schlechterdings nur der, der mit diesem guten Willen handelt, wohlthun kann.

Würde der edle Mann, mit dem ich euch, so weit ich es durfte, in der zweyten Nummer des ersten Theiles, und in der ersten und zweyten Nummer dieses andern Theiles meines Büchleins bekannt machte, ohne diesen guten Willen der Wohlthäter seines Fürsten und seiner Mitbürger geworden seyn?

O wie manches Gute kam bloß deßwegen nicht zu Stande, weil der Ehrgeitzige es allein thun wollte? — weil die Welt es wissen sollte, daß

Er es gethan habe? — Wie manches wurde wohl gar verhindert, weil man Andern die Ehre mißgönnte, es vollbracht, oder nur es zuerst in Vorschlag gebracht zu haben? —

»Es ist ein großes Unglück für die Welt im Reiche der Wahrheit, so urtheilte der heilige Rath in der Königsprobe*), daß nur wenige uneigennützig genug sind, Bäume zu pflanzen, welche erst der Nachwelt Früchte bringen. Fast alle bringen ihr Pflänzchen in's Treibhaus, um die ersten Früchte noch selbst zu genießen; nur selten wird aber die verzärtelte und übertriebene Pflanze zum dauerhaften fruchtbaren Baume. Der ächte Freund der Wahrheit und der Menschen weiß Licht und Schatten genau für das Auge seiner Zeitgenossen abzumessen, und überreicht dann dem Schüler, den er sich nach seinem Geist und Herzen

*) S. Kleine Erzählungen (von Karl Stille) Erster Band S. 130.

ewig, den Pinsel und Farbekasten; um noch mehr noch lichtere Farben, deren Zubereitung und Gebrauch er ihn gelehrt hatte, aufzutragen. Freylich fällt dann das gehörige N. N. pinxit unter seinem Gemälde weg: aber dankbar nennt der Schüler den Namen des Meisters, der die ersten schönen und festen Grundzüge gemacht hatte. Und thäte er auch das nicht, ey nun, sein Lehrer hatte nicht darauf gerechnet. Er wollte das Bild der Wahrheit, nicht sich selbst malen."

Gott! recht viel solcher Menschen mit dem festen Entschlusse, so viel sie können, zum Wohl ihrer Mitmenschen beyzutragen, und so beyzutragen, wie sie glauben, daß es für diese Menschen am wohlthätigsten seyn möchte: so wird Wahrheit und Tugend unter uns gedeihen, und die Erde verschönern; so werden wir, wie Kinder Eines guten Vaters, durch brüderli-

die Theilnehmung des Lebens Ungemach dem mindern, und manche Thräne des Schmerzes in Freudenthränen verwandeln! —

„Brüder!! wer schlägt ein: auf Wohlthun ohne Lohnsucht! — ?

Freylich könnt' es scheinen, als wenn dieß — besonders in den Fällen, wo wir, zur vollen Erreichung unsers Zwecks, den Wohlthäter nicht nicht nur nicht fühlen lassen dürfen, sondern ihn sogar möglichst verbergen müssen — ein wenig zu viel gefordert wäre; im Grunde ist es aber wirklich nicht mehr gefordert, als: daß man die Mittel anwenden müsse, wenn man den Zweck will; und, daß wir, als gute Menschen, gegen Andere so handeln müssen, wie wir, wären wir in ihrer Lage, sie in der unsrigen, wünschen würden, daß sie gegen uns handeln möchten. Denn: daß Geben seliger sey, als Nehmen,

und fühlt euch glücklich, daß ihr geben könnt; so wird euch die sanfteste Schonung gegen den, der einer Hülfe bedarf, leicht werden, und ihr werdet sie, als Glücklichere gegen den Unglücklichern, für heilige Pflicht erkennen. Und genau genommen, wäre es wohl kein Widerspruch, wenn man behauptete, daß ihr bey dieser Handlungsweise mehr gewinnen als verlieren würdet — wenn ihr etwa zum guten Anfange diese Ermunterung bedürftet. Undank schmerzt, wenn man auf Dank gerechnet hat! Den Schmerz werdet ihr euch ersparen. Ihr genießt euch selbst, indem ihr eine Pflicht erfüllt, genießt die Seligkeit eines Gottes, Gutes zu thun, im reichen Maße, so daß ihr gewiß des Dankes dabey leicht entbehren könnt. Würde er euch aber dennoch — und warum sollte er euch nicht oft werden, da Liebe und Wohlwollen gewiß noch oft erkannt, und mit Gegenliebe erwiedert wird: so hat, was vom Herzen kommt, so leicht den Weg zu

[illegible] Sorgen haben? — [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] haben.

VIII.

[illegible] einer Rechnung über [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], welche die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] bestimmen.

Vom Jahr 17[illegible] — 17[illegible].

---

a) Zur [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf dem Jahre [illegible] [illegible], [illegible] auf ein Jahr [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] auf [illegible] Jahr [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] dem Jahr [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

b) [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

c) [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

d) [illegible]

e) [illegible]

f) [illegible]

g) [illegible]

h) [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

12) [illegible]

13) [illegible]

14) [illegible]

[illegible]	[illegible]	[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

er, und, nach dem gewöhnlichen [illegible], ohne [illegible] [illegible], daß [illegible] seine [illegible] nicht [illegible]. [illegible] Charlotte zu G** [illegible] [illegible] sie, [illegible] mit [illegible] [illegible], welchem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], das sie [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], sich zu [illegible] und [illegible] [illegible]. Es gelang ihr, und sie war nun noch einmal so [illegible]. —

Die andern Freundinnen [illegible] ein unglückliches Mädchen, [illegible] [illegible] [illegible] am [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] hatte. Charlotte, welche weniger [illegible] [illegible], als jene andern, die [illegible] mit [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] sie, [illegible] die [illegible] auf, [illegible] ihr einen [illegible], [illegible] sie ihr [illegible]. —

Charlotte ließ die Kinder einer andern verstorbenen Freundin (von [illegible]) [illegible] [illegible] zu sich kommen, unterrichtete sie im Nähen, Stricken und andern weiblichen Arbei-

[illegible] [illegible] —

[illegible] Charlotte [illegible] Zimmer, [illegible]

Endlich [illegible] Charlotte [illegible] »Wenn Sie [illegible] so sagen Sie es [illegible] Mutter nicht, sondern mir, [illegible] —

IX.

Die Gesellschaft der freyen Männer.

Nun habe ich wöchentlich einige frohe Stunden weniger, und die Stadt hat ihren schönsten Reiz für mich verloren! — Ich war Mitglied der Gesellschaft freyer Männer, die nun eingegangen ist. Einen der thätigsten Männer entriß uns der Tod; einen andern, und unter diesen auch den M**, die Seele der Gesellschaft, (der Himmel gebe ihm einen guten Muth, dem lieben frommen M**, dem wir so manchen guten Muth zu verdanken hatten!) mußten wir Amtshalber entlassen; und nun ist uns anderen Muth und Lust vergangen, das gesellschaftliche Werk fortzusetzen.

Aber es ist Schade, Schade für uns und Schade für die Stadt! — Das kann

Einer freylich etwas stolz, aber er ist doch todt, und ich darf es sagen: denn ich habe [illegible] [illegible] [illegible].

Manche weitläuftige Erörterung wäre gewiß nicht zu Stande gekommen, manches Gute gewiß nicht geschehen, wenn die Gesellschaft freyer Männer nicht gewesen wäre.

Ich habe gleichwohl Ursache an diese Gesellschaft mit Dank zurück zu denken, denn ich habe viel dabey gelernt. Das war wohl weniger das Verdienst der meisten Personen, die ein gut Theil mehr wußten als ich — es waren fast lauter [illegible] Leute; aber ich habe viel gelernt.

Kurz, ich trauere um die Gesellschaft der freyen Männer, wie man um einen lieben Verstorbenen trauert, der uns viel Gutes that, noch mehr versprach, und nun mitten in der Blüthe seines Lebens uns geraubt ward.

Ich *) bin nicht für schöne Leichensteine und Grabschriften; — lieber Gott! sie kosten gar zu viel! — bin auch zu arm, um schöne Leichensteine mit Grabschriften errichten zu können; aber ein paar Blumen möchte ich meinem lieben Todten doch auf's Grab streuen, so wie sie in meinem kleinen Garten wachsen, nicht durch Kunst und Treibhaus geschmückt, geschminkt und vergiftet.

Nimm meinen Dank für viele frohe Stunden, die keine Reue trübte; für manchen Freudenzweig, den ich in der Zurückerinnerung [illegible] gewonnen; für manche gute Lehre, die du, ohne strenge Moralisten, mit liebem freundlichem Gesichte gabst, und für jede gute Gabe

*) [illegible]

geschieht, wo auch ich mein Scherflein zur Summe des Guten, das meine Freunde thaten, beytragen konnte!»

Man spricht nur zu gern von seinen lieben Todten, möchte nur zu gern auch andern den Freund, der uns im Leben theuer war, und, wie es dann zu gehen pflegt, uns im Tode noch einmal so theuer wird, recht kenntlich machen, auf daß sie ihn mit uns lieben, mit uns um ihn weinen, oder doch unsere Thränen billigen mögen. Laßt mich ein gleiches thun.

Freylich gehört bey einer solchen Gelegenheit viel Wachsamkeit sich selbst zu kennen. Man lobt, wo man nur erzählen wollte, und lobt, was andere kaum des Erzählens werth finden: wird redselig, wie die lieben Mütter, wenn sie von dem lieben Söhnchen sprechen, und sieht Vortrefflichkeiten, wo andere mit gesunden Augen nur und kaum gemeines Gute erkennen können. So weit hält nun der Mensch dem Menschen

gern zu Gute, und freut sich, daß es so ist: denn es ist ein Meisterstück, das die Natur da gemacht hat! Aber das berechtigt uns doch nicht zu fodern, daß der unpartheyische Zuschauer mit unsern Augen sehen, und daß er schwer finden soll, was nur auf unsrer Wagschale, durch die Zuthat von Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit, Gewicht bekam. Und — Aber ich merke, daß ich unter Führung des Herzens, das bekanntlich sich gar zu leicht einen Seitensprung erlaubt, etwas vom geraden Wege abgekommen bin.

Ich legte die Feder nieder, ging noch einmal ernstlich mit mir selbst zu Rathe, und sorgte, so viel nur immer möglich, dafür, daß das Herz nicht das große Wort führen, wenigstens nicht, wie die großen Herren, nach seinem Gelüste entscheiden durfte. Jetzt, lieber Leser, statte ich dir von allem, was da zur Sprache kam, — dem Inhalte nach, in wie fern es zur Sache gehört — ehrlichen Bericht ab.

»Thust du wohl, wenn du von der Erlaubniß deiner Freunde, die Gesetze und Einrichtungen der ehemaligen Gesellschaft freyer Männer dem Drucke zu übergeben, Gebrauch machst?«

»Was hast du zur Absicht?«

Erstens: Ein kleines Opfer der Dankbarkeit darzubringen.

»Taugt nicht! Wozu andere, die die Sache nichts angeht, zu Zeugen deiner Dankbarkeit machen? und lauter — ausposaunter Dank ist immer ein sehr zweydeutiges Ding!«

Zweytens: ich glaube dadurch Veranlassung zu geben, daß vielleicht an andern Orten, wo sich ähnliche Menschen mit denselbigen Bedürfnissen finden, eine ähnliche Gesellschaft errichtet werde.

»Und ob das für diese Menschen wahrer Gewinn wäre?«

Dafür spricht meine Erfahrung. Nicht bloß ich, sondern alle Mitglieder der Gesellschaft befanden sich wohl dabey. Alle ohne Ausnahme — und es waren Männer von Kopf und mannigfaltigen Kenntnissen darinnen — haben an einem Orte, wo kein Mangel an andern Gesellschaften war, dennoch diese allen andern vorgezogen; alle haben vier Jahre lang — so lange dauerte sie — die Versammlung regelmäßig besucht, sich auf den Tag der Versammlung gefreut, haben den Gewinn angenehmer und nützlicher Unterhaltung gehabt, und oft vereinigt gethan, was einzeln keinem möglich gewesen wäre.

»Sollte sich aber nicht an jedem Orte, wo sich solche Männer finden, eine ähnliche Gesellschaft von selbst machen? Sollte deine Gesellschaft wirklich so musterhaft seyn? Sollte das etwanige Gute, das in ihrer Verfassung liegen mag, nicht leicht auch von jedem andern, ohne Vorschrift, gedacht werden können?«

En-

Innere Freundschaft macht sich von selbst unter ihnen; die Gesellschaft kann gewählt; nicht so Gesellschaften von Männern, die schon deswegen nicht innere Freundschaften seyn können, —, wo wenigstens die innere Freundschaft erst aus der Gesellschaft erwachsen muß. Indeß glaube ich nicht, daß unsre Einrichtungen und Gesetze unverbesserlich, musterhaft waren; (wir haben selbst viel davon verbessert, und würden bey längerer Dauer der Gesellschaft noch mehr verbessert haben) ich gebe es zu, daß an jedem Orte, wo sich Menschen finden, die für eine solche Gesellschaft taugen, gewiß auch Männer gefunden werden, die eben so gute, und vielleicht bessere Einrichtungen und Gesetze dazu entwerfen können, als die Stifter unserer Gesellschaft entworfen haben; aber deswegen könnte doch auch für diese die Bekanntmachung der unsrigen nützlich seyn:

weil der erste Versuch durch Benutzung dieser schon gethanen Arbeit erleichtert wird;

weil sich unter ihnen mehrere finden möchten, die gleiche Gesellschaften stiften, oder doch zu [illegible] erweitern, für die zu errichtende Gesellschaft Gesetzgeber zu werden;

weil unter den übrigen, die auf die Ehre, selbst Gesetzgeber zu seyn, Verzicht thun, doch einer und der andere seyn könnte, der lieber von einem Fremden und Unbekannten, als von einem Mitgliede der Gesellschaft Gesetze annehmen möchte;

weil der Einwurf, daß die Sache unausführbar sey, wegfällt;

und weil sie wenigstens dadurch Veranlassung bekämen, ihr gedachtes Bessere zur Wirklichkeit zu bringen.

Und so bin ich aus Gründen entschlossen, die Gesetze und Einrichtung der ehemaligen Gesellschaft freyer Männer durch den Druck bekannt zu machen.

[illegible] *)

*) „[illegible] Gesellschaft [illegible] werden, unter der Bedingung: daß [illegible] Zutritt in die Gesellschaft [illegible]; ohne daß die [illegible] Jünglinge, welche [illegible] Gesellschaft [illegible] zum [illegible] gesellschaftlichen Unterhaltungen Theil nähmen. Schon in dieser Rücksicht scheinen mir die Gesetze dieser Gesellschaft (nicht geheimen Ordensverbindung) der Bekanntmachung werth zu seyn."

Dieß war das Urtheil des Herrn Hofrath Wielands über diese Gesellschaft, im 6ten Stücke des neuen Merkurs 1793.

X.

Beantwortung der Frage: Warum unsere Gesellschaften uns so wenig gesellige Freuden gewähren? nebst einem Vorschlage zur Errichtung eines kleinern gesellschaftlichen Zirkels. *)

Die Klage, daß wir des geselligen Vergnügens zu wenig hätten, ist ziemlich allgemein — und nicht ungegründet. Wir haben ihr an unserm Orte dadurch abzuhelfen gesucht, daß wir noch zwey öffentliche Gesellschaften stifteten, wo Personen beyderley Geschlechts sich wöchentlich, leider! viermal **) zusammen finden, und ha-

*) Als älteste Urkunde über Stiftung der Gesellschaft F. M.

**) Ja wohl leider! viermal. Halb so viel wäre vielleicht schon für manche Mutter und manche Tochter mehr als zu viel gewesen. Auch brauchte man kein scharfes Auge, um die mannigfaltigen nachthei-

[illegible] verursacht. Nicht Mangel an Gesellschaft, sondern Mangel an guter Gesellschaft war der Punkt unserer Klage. Gesellschaften hatten wir schon vorher zu viel, und eben diese Vielheit scheint mir eine der ersten Ursachen zu seyn, aus welchen sich der Mangel an gesellschaftlichem Vergnügen erklären läßt. Man denke sich die Menge der Müssiggänger,

ligen Folgen von dieser durchaus fehlerhaften Einrichtung angeben. Eine unter vielen war diese: daß der freyere gesellschaftliche Ton zuweilen in Frechheit ausartete, und unsere Jünglinge durch die gar zu häufige Gelegenheit, mit ihren Schönen traut sich umzugeben, zum Theil gleichgültiger gegen sie wurden. Sie hatten sich mit ihren Reitzen zu sehr familiarisirt. Und wollte man auch annehmen, daß dieß Familiarisiren — versteht sich in Züchten und Ehren! — der Sittlichkeit in gewisser Rücksicht nicht eben sehr nachtheilig gewesen wäre: (ex assuetis non fit passio, sagen die Philosophen) so verloren doch unsere Schönen viel an der ihnen gebührenden Achtung, und mit ihnen verlor der gebildete Mann an schönerem Lebensgenuß. Das e longinquo reverentia maior hat auch sein Wahres!

welche, sich selbst die schlimmsten Gesellschafter, täglich fremde Gesellschaft suchen, um sich die Zeit zu vertreiben, und Andern zugleich ihren Zeitvertreib und Zeitverderb zu verführen! Wo ist aber das Vergnügen, welches, täglich und unmäßig genossen, nicht an seinem Reize verlieren sollte? Und was läßt sich von Menschen erwarten, die aus Geistesarmuth sich in allen Gesellschaften herumtreiben? Sie gehen in Gesellschaft, wie der abgestumpfte Wollüstling zur Buhlerin — unfähig ohne sie, unfähig mit ihr froh zu seyn. Unsere Alten gingen selten in Gesellschaft, aber sie waren dann auch desto froher.

Indeß ist die Menge der Gesellschaften, obgleich eine der vorzüglichsten, doch bey weitem nicht die einzige Ursache, aus welcher sich der Mangel an gesellschaftlichen Freuden erklären läßt. **Wir haben überhaupt in den gebildeten Ständen viel an frohem Sinn, an Empfänglichkeit für Freude**

verschwendet; — was bey unsern übertriebenen [illegible], Schwelgereyen und unserem unmäßigen Tanze nach heimlichem [illegible] unausbleibliche Folge seyn mußte.

Viele unserer Zeitgenossen sind ganz für die Freude verstimmt, weil sie von Jugend auf der Freuden zu viel genossen, ja sind sich übersättigt haben. Wer kennt nicht mehrere zwanzig- dreyßigjährige Greise, die es durch unmäßigen Genuß der kleinern Freuden des Lebens geworden sind? Und wie zahlreich ist die Klasse derer, welche angeerbte, oder durch vornehme Verweichlichung eingeimpfte, oder durch gelehrte Treibhäuser erzeugte, durch unnatürliche Lebensart vermehrte Kränklichkeit um Lebensgenuß und frohen Muth brachte!

Läßt sich's nun aber wohl von diesen Kranken, von diesen Greisen, von diesen verstimmten, übellaunigen Menschen, die mit Gott und der ganzen Welt unzufrieden und sich selbst zur

Darf man erwarten, daß sie gute Gesellschafter seyn, daß sie auch nur das Geringste zur Unterhaltung und zum Vergnügen Anderer beytragen sollten? Werden sie nicht vielmehr auch Andere verstimmen? *) Es leuchtet ein, daß, da die Zahl dieser Kranken sich immer vermehrt — daß man jetzt schon gegen Einen heitern, wohl gelaunten Menschen vier trübsinnige und mißlaunige rechnen kann — die Summe der geselligen Freude nothwendig immer kleiner werden müsse.

Zur Verstimmung unsrer Zeitgenossen, zur Verminderung der Freude überhaupt, und der

*) Fern sey es von mir, daß wir diese Unglücklichen sich selbst und ihrem Mißmuthe überlassen, und aus aller Gesellschaft verdrängt wünschten! Nein; menschlich wollen wir zur Verminderung des Gefühls ihrer Leiden beytragen, was wir beytragen können: aber dem widerspricht der Wunsch nicht, zuweilen auch eine Gesellschaft zu haben, wo man selbst Zerstreuung, Erholung, Freude findet, und wo man also das, was Freude stört, möglichst entfernen muß.

gefälligen Freude insbesondere, [illegible] Besucher viel beygetragen.

Viele lesen sich um Gesundheit und frohen Muth. Andere verlernen bey vielem unverdauten Lesen das Selbstdenken, wenn sie anders in dem Punkte was zu verlieren hatten, und bleiben todte Gesellschafter.

Viele glauben zu wissen, was sie nicht wissen, weil sie so viel gelesen haben; oder hoffen doch — wo sie ja noch so viel Verstand haben, die großen Lücken in ihren Kenntnissen zu bemerken — sie mit leichter Mühe durch Lektüre auszufüllen, und vernachlässigen die Gelegenheit, durch hören zu lernen. Und wozu Geistesunterhaltung in Gesellschaft, wenn man diese zu Hause haben kann?

Hier kramt ein Kleinmeister seine Belesenheit aus, ohne einen andern zum Worte zu lassen, und ohne dennoch vorzutragen, was des Hörens werth wäre; denn er lernte nur die

Stellen aus seinen Büchern auswendig, die ihm schön schienen.

Man wagt es kaum, einen wirklich interessanten Gegenstand zur Unterredung zu bringen, weil er schon in einem allgemein gelesenen Buche abgehandelt war; oder wagt man es, so wird die Unterredung schnell mit Hinweisen auf das Buch abgebrochen, ohne daß es den Leuten einfiele, daß durch die Unterredung die Begriffe darüber deutlicher und vollständiger gemacht werden könnten, daß man dadurch erst das Gute, das der Schriftsteller darüber gesagt, sich eigen machen, vielleicht auch manches berichtigen könnte.

Mancher verfällt, gewöhnt an bessere Unterhaltung mit den lehrenden Todten, in gesellschaftliche Intoleranz gegen die Lebenden. Mancher verlernt durch Büchersprache die Sprache des Umgangs, oder vergißt über die Bücherwelt die wirkliche, wird in dieser um so fremder, je mehr er dort zu Hause ist.

Und wer zu viel liest, wird selten viel handeln, selten das Gelesene auf's Leben anwenden; wird höchstens wieder lehren, aber nicht mit Andern Hand anlegen, um das gelehrte Gute zu Stande zu bringen; wird es vielleicht gar unter seiner Würde wähnen, für den kleinen Kreis der Gesellschaft seiner Vaterstadt zu wirken, zur Veredlung, zur Verschönerung des gesellschaftlichen Umgangs beyzutragen; weil der große Mann — nicht seiner Stadt, sondern der Welt angehören will.

Nicht minder nachtheilig als die Lesesucht ist die Spielsucht. Freylich ist es in manchen Gesellschaften Männern, die über das Liebeln hinaus sind, an Stadtneuigkeiten und Zeitungsnachrichten keinen Geschmack finden, und nicht verläumden mögen, nicht zu verargen, daß sie, aus Mangel besserer Unterhaltung, den Spieltisch aufsuchen: aber unläugbar ist es doch auch, daß die Hoffnung, den Ton des gesellschaftli-

chen Umgangs nach und nach zu veredeln und mehr Freude und Leben in unsere Gesellschaften zu bringen, immer mehr schwinden muß, je mehr die Spielsucht einreißt. Und leider! ist sie bey uns bis zur Wuth eingerissen! Leider haben wir schon eine Menge leidenschaftlicher Spieler, denen, selbst in besserer Gesellschaft, alles fehlt, so lange die Karten fehlen, die beym Spieltisch alles um sich herum vergessen, und Zeit, Geld, Gesundheit, frohen Sinn und oft auch ihre Ehrlichkeit verspielen!

Verdienter Sklavenlohn ist es, daß die Freude, das Kind der Freyheit, von uns gewichen ist, seit wir uns von der Mode tyrannisiren lassen, und das tollste unter allen Gesetzbüchern, das Gesetzbuch der Etikette, angenommen haben!

Wer frohe Menschen in größern Gesellschaften sehen will, der besuche die Landleute, und

etwa die unkultivirte Klasse der Bürger an ihren Freudenfesten und Lustgelagen. Bey den kultivirtern sucht er sie vergebens. Das übermüthige Völklein der sogenannten vornehmen Welt war der sanftern Regierung der guten Mutter Natur überdrüssig, übertrat ihre Gesetze, und entzog sich ihrer Herrschaft: da übergab sie Zeus im gerechten Zorne zur strengern Zucht der Tyranney der M o d e und des H o f z w a n g s — unter deren eisernem Joche sie jetzt seufzen und büßen müssen. Aerger wurden die Sklaven des Orients von ihren Zuchtmeistern auf dem Throne nicht gemißhandelt, als das arme Völklein, das der Natur ungetreu ward, von diesen Furien, den Töchtern der Heucheley und des Wahnsinnes. Kleidung, Gang, Stellung, Miene, Sprache, Bewegung der Hand und des Fußes — alles ist ihren unnatürlichen Gesetzen unterworfen. »D a s läßt nicht! Das schickt sich nicht! Was würden die Leute dazu sagen!« Das

sind die Donnerworte, mit welchen sie ihre Sklaven in unterthänigstem Gehorsam erhalten. Ihr meint vielleicht, daß das: Es schickt sich nicht! sich auf ein höheres Gesetz der Vernunft und der Sittlichkeit beziehe. Liebe Menschen, Tugend ist noch nicht zur Mode geworden, am wenigsten bey dem Völklein, das die Natur verließ. Gesittet seyn, heißt bey ihnen, den Ton ihrer sogenannten guten Lebensart treffen. Nur die Miene der Tugend nehmen sie an, aber mit Grimassen und Uebertreibung; und Thoren dünken sich Weise, wenn sie ihr Gesicht zu grämlichem Ernst verziehen!

Mit dem Zauber des armseligsten Ehrgeizes, der kleinlichsten Eitelkeit blenden die despotischen Beherrscherinnen der vornehmen Welt viele ihrer Knechte, daß sie, der Vernunft und ihrer bessern Einsicht zu Trotz, aus Gehorsam gegen ihre Gebieterin sich selbst in ihr Verderben stürzen. Sie sollten als Gatten und

Väter, vielleicht Versorger einer zahlreichen Familie, weniger Aufwand machen; aber *es schickt sich nicht!* Innerlich von bangen Nahrungssorgen gefoltert, erscheint man demnach mit äußerem Glanze in mancher kostspieligen Gesellschaft; macht selbst mit erkünstelter froher Miene den Wirth, verschwelgt die Einkünfte von mehreren Monaten in Einem Tage, stürzt sich immer tiefer in Schulden, bereitet sich und den Seinigen eine schreckliche Zukunft, muß am Ende wohl gar seine Gläubiger betrügen — muß zum Schurken werden! — Aber *wie kann man anders?* Stand und Verbindung bringen es so mit sich, *die gute Lebensart erfordert es, die Mode gebietet.* Ach, es giebt viel glänzendes Elend! — Das Herz blutet einem, wenn man bey immer steigendem Luxus, bey Vermehrung der Bedürfnisse, ohne verhältnißmäßige Vermehrung der Mittel sie zu befriedigen, die vielen Sklaven der Mode, des Ehrgeitzes, der Eitel-

heit denkt. Habt Mitleid mit den Unglücklichen, wenn sie — das Bild des häuslichen Elends und der traurigen Zukunft vor den Augen — kaum im Stande sind, in euren glänzenden Gesellschaften eine frohe Miene zu erheucheln, aber unmöglich gute frohe Gesellschafter seyn können.

Auch das ist, so unglaublich es scheinen mag, dennoch ausgemachte Wahrheit: daß viele unsrer Modemenschen gar nicht in der Absicht in die Gesellschaft gehen, um sich zu vergnügen, sondern um zu glänzen, sich sehen zu lassen, Eroberungen zu machen, zu gefallen.

Und so liegt freylich die Schuld größtentheils an den Menschen selbst, wenn sie über Mangel an geselliger Freude klagen; aber doch auch zum Theil mit an ihren *Einrichtungen*, an der *Form* ihrer meisten Gesellschaften. Wie schwer ist es für den Mann, dessen Geist Bildung genug hat, um das Wahre, Schöne, Gute zu

er-

erkennen, zu empfinden, und zu brauchen, aber nicht Bildung genug, um das Schickliche zu tragen, und nicht Geschmeidigkeit genug, um allen alles werden zu können: wie ihnen wird es einem bleiben, dem unerträglichen Gefühl der Langenweile in manchen*) großen Gesellschaften zu entgehen, wo eine Menge [illegible] auf einander, zum Theil nur von einer nicht vortheilhaften Seite bekannter Personen, von verschiedenem Stande und nach verschiedenem Grade der Geistesbildung, mit einander — man weiß eigentlich selbst nicht recht, warum, zusammen kommen! An eine traulich Unterredung ist nicht zu denken: wenn ein Mädchen still werden [illegible] von Spiel und gehört: alles drängt sich um die Reichen, Großen und, versteht sich, wenn Weiber dabey sind, auch um die Schönen, und [illegible]

*) [illegible] manchen [illegible]

ße mit Weihrauch. [illegible] und die Kleinmeister füllen das große Wort und [illegible]; und [illegible], deren [illegible] König Midas selbst ohne Mühe ertragen hätte, werden, wo nicht laut beklatscht, doch mit gefälligem Lächeln aufgenommen, oder auch mit lautem [illegible] — belohnt. Noch einmal! wie schwer ist es in dem Wirrwarr einigen Geschmack, [illegible] zu [illegible] — wenn er nicht glücklicher Weise den Einen Punkt [illegible], oder, [illegible] Wohlstand das erlaubt, sich selbst mitten im großen [illegible] einen kleinen [illegible] kann! *)

Und [illegible] man nicht seiner Gesundheit [illegible], ein paar Schauspiele mehr außerordentlich hoch [illegible], und Verstand und Herz [illegible]

*) [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

*) [illegible]

**) [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] *) [illegible]

[illegible]

*) [illegible]

[illegible] zu [illegible]. [illegible] zu [illegible] Stunde, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

XI.

Gesetze der Gesellschaft freyer Männer.

1.

Unsere Gesellschaft heißt die Gesellschaft freyer Männer. [illegible]

2.

[illegible]

[illegible], und [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

5.

Niemand kann ohne allgemeine Bekanntmachung aufgenommen werden, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; daß nur Einer, aber Mehrere [illegible] [illegible], [illegible] in [illegible] [illegible], [illegible] alle andere [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible].

6.

Jeder ist verbunden, so lange er Mitglied der Gesellschaft bleiben will, den Gesetzen gemäß zu handeln, darf aber zu jeder Zeit, wenn er dies beliebt, die Gesellschaft wieder verlassen. Nur muß er dann der Gesellschaft mündlich oder schriftlich sein Vorhaben [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]; [illegible] [illegible] der Gesellschaft [illegible] [illegible] [illegible]

einem andern als Meinung eines an… der Mitglieder zu vermachen. Jeder m… gleich beym Eintritt in die Gesellschaft auf E… geloben, daß er besonders dieses Gesetz streng… beobachten wolle.

7.

Wir versammeln uns in dem Winter-Halb… jahre (vom Oktober an gerechnet bis zu… Ausgange des März) wöchentlich zweyma… Einmal zur blossen Unterhaltung, ohne g… setzliche Form, und einmal nach dem G… setze. An einem bestimmten Orte, wo die M… die gemeinschaftlich bezahlt wird, und jed… jeder seinen Wein, oder was ihm sonst zu tri… ken beliebt, bringen oder durch den Wirth b… bringen läßt, kommen wir an den festgesetz… Tagen Abends nach Tische.

8.

Mit dem Glockenschlage der verabredete… Stunde beginnt in den wöchentlichen gesetz… mäßigen Zusammenkünften die Vorl…

bes…

haltung. Wer später kommt, zahlt eine bestimmte Geldbuße, wofern er nicht, auf das Wort eines freyen Mannes, versichern kann, daß er hinreichende Entschuldigung habe; welches ihm auf sein Wort, ohne daß er seine Entschuldigung der Gesellschaft angegeben hat, geglaubt wird.

7.

Wer gar nicht kommen kann, muß seinen Beytrag zur Unterhaltung schriftlich einschicken, oder muß im Unterlassungsfalle eine bestimmte Geldbuße erlegen. Doch wieder mit der im vorhergehenden Gesetze angegebenen Ausnahme. (Er ist frey von Strafe, wenn er auf das Wort eines freyen Mannes versichert, daß er ohne Schuld, durch überwiegende Abhaltung, sey verhindert worden, seinen Beytrag aufzuschreiben.)

8.

Wesentlich ist Wählen, wo durch die meisten Stimmen einer als Lehrer ernannt

wählt, der über Beobachtung der Gesetze hält, und die Unterhaltungen in der Gesellschaft ordnet; und einer als Sekretär, der über jede Versammlung das Protokoll und Rechnung führt. Beyde haben übrigens vor den andern Brüdern keinen Vorzug. Doch ist der Sekretär von wöchentlichen Beyträgen an Gelde befreyt.

7.

Der alte Sekretär kann — aber immer durch neue Wahl — in seiner Stelle, so oft die Gesellschaft will, bestätigt werden.*) Aber der Erste im verflossenen Vierteljahre, ist für das nächst folgende Vierteljahr zu dieser

*) Doch: den neuen Wahlfähigkeiten, in Verbindung mit dem (a) vom wöchentlichen Geldbeytrage befreyt zu seyn, [illegible] eine [illegible] Gesellschaft [illegible] zu [illegible] werden. — Es versteht sich, daß beide für eine solche Gesellschaft [illegible] Veranstaltung nicht im Bedürfnisse [illegible] werden.

Stelle (zum Primat) nicht wieder wahlfähig.*)

10.

Der Erste vertritt zugleich die Stelle des abwesenden Sekretärs, und dieser die Stelle des abwesenden Ersten.

11.

Bey Wahlen wird immer, und sonst, wo es die Gesellschaft gut findet, verdeckt votirt.

Beylage.

Die ersten Mitglieder losen, unter welcher Zahl sie aufgeschrieben werden. Der Neuaufgenommene bekommt die nächst folgende Zahl. Statt des Namens wird oft die Zahl der Person genannt, und eine kleine Erleichterung für den Sekretär (beim Geschwindschreiben) zu schreiben, und dadurch in der Gesellschaft mit

*) [illegible] — die Unterhaltungen [illegible] — [illegible] zu [illegible]

dem Namen gleichbedeutend. Von jeder dieser Zahlen wird ein Vorrath, auf Pappapier zu schreiben, in einem Kästchen verwahrt, aus welchem dann bey Wahlen jeder die den Namen dessen, dem er seine Stimme geben will, bezeichnende Zahl herausnimmt, und in den Wahltopf einwirft. Auch können diese Zahlen bey andern verdeckten Stimmensammlungen ihre Bezeichnung erhalten.

17.

In den gesetzmäßigen Versammlungen wird

a) die Versammlung durch Anrede des Ersten mit dem Glockenschlage eröffnet;

b) das Protokoll von voriger Versammlung vom Sekretär vorgelesen;

c) eine in vorhergehender Versammlung aufgegebene Frage — am liebsten die Frage: ob und wie ein Vorschlag zu Verbesserungen (in oder außer der Gesellschaft) ausgeführt werden könne? — von jedem freyen

Manne mündlich, oder was man lieber sehen würde — schriftlich beantwortet.

Beylage.

Die Beantwortungen über interessante Fragen werden vom Ersten, oder einem andern Mitgliede, das die Gesellschaft darum ersucht, epitomisirt zum Protokolle gelegt.

d) Eine Vorlesung oder Rede gehalten.

Beylage.

1) Eine eigene, wenn auch noch so kurze Ausarbeitung, wird vorgezogen, Vorlesung fremder Arbeit angenommen.

2) Jeder muß, wenn die Reihe an ihm ist, die Vorlesung selbst halten, oder, wenn er nicht in die Versammlung kommen könnte, einem andern deshalb Auftrag ertheilen.

3) Ueber die gehaltene Vorlesung muß jedes Mitglied etwas — und beträfe es auch nur die Verschluckung einer Sylbe, oder einen noch

so unbeträchlichen Fehler gegen das Gut lesen — tadeln; — und darf niemand etwas loben. (Das gesetzmäßige muß sichert den Tadelnden, — der ohnehin bey wichtigern Bemerkungen nur sagt, was ihm nicht richtig oder nicht schön gesagt schiene — daß der Verleser sich dadurch nicht beleidigt glauben kann. Aber Nichtlob ist für manchen beleidigender Tadel, wenn er, eben so wohl wie andere Gelobte, Lob verdient zu haben glaubt.)

4) Statt der Verlesung können zuweilen auf Antrag des Ersten Excerpte *) aus andern Büchern — von jedem Mitgliede einige — geliefert werden.

e) Jeder giebt noch einen kleinen Beytrag zur frohern Unterhaltung — eine Anekdote, kleines Gedicht, witzigen oder auch nur scherz,

*) Dieß bunte Quodlibet von Excerpten, mit eingewebten eigenen Bemerkungen, war immer sehr unterhaltend.

haften Einfall ꝛc. — was er gehört, gelesen oder selbst gedacht hat.

13.

In jeder wöchentlichen Versammlung wird von allen Mitgliedern der Gesellschaft (den Sekretär ausgenommen) ein kleiner bestimmter Beytrag an Gelde geliefert, so viel man nöthig zu haben glaubt, um den jedesmaligen Wahltag als Festtag mit einem freundschaftlichen Mahle zu feiern. *) Die Gesellschaft ernennt eines ihrer Mitglieder, die bessere Anordnung des freundschaftlichen Mahls, Abschrift zweckmäßiger Lieder zum Gesange u. dergl. zu besorgen. **)

*) Zu gleichem Gebrauche werden die eingegangenen Strafgelder verwendet.

**) Oft haben wir einem glücklichen Einfall des anordnenden Freundes, einer kleinen Ueberraschung, einer Veränderung der gewöhnlichen Formen unsere schönsten Abende zu verdanken gehabt. Wie wenig bedarf es oft, gewisse Dichterlieder zur höchsten Freude aufzustimmen, deren Freude sich dann über den ganzen trauten Kreis wohlthätig verbreitet! O daß sich doch die Menschen besser aufs Frohseyn verstånden!

14.

In den schon oben genannten Wahltopf wird in jeder Versammlung verdeckter Beytrag für edlere Arme gesammelt, welcher an unsern Festtagen auf die beste Art verwendet wird. — Schon der Gedanke: ein edler Arme freut sich heute mit uns, erhöht und verschönert unsere Freude.

15.

Jedes Mitglied hat das Recht, wegen Abschaffung oder Abänderung eines alten Gesetzes, oder Aufnahme eines neuen, Vorschläge zu thun; wo dann in der nächstfolgenden Versammlung durch die meisten Stimmen ausgemacht wird, ob

a) der Vorschlag angenommen, oder

b) verworfen, oder

c) erst nach Verfluß einiger Zeit, auf neuen Antrag, entschieden werden, *) oder

*) Schon als bloße Milderung von b) hätte c) sein Gutes. Es giebt aber Fälle, wo c) nicht bloß Euphemis-

d) nur auf einige Zeit zur Probe angenommen werden solle? Die Entscheidung n) gilt nur bey größerm Uebergewichte der Stimmen — wenigstens zwey gegen eine; denn wir wünschen, daß die Gesetze nicht ohne wichtige Gründe verändert oder vervielfältigt werden mögen. *)

16.

Streit und Zwist der Glieder unter einander zerrütten den ganzen Körper, untergraben die Grundfeste jeder Gesellschaft. Jeder freye Mann wird um deswillen allen Anlaß zu Streitigkeiten vermeiden, und wo er es nicht ganz vermeiden konnte, doch gern die Hand zur Versöhnung reichen, um der Gesellschaft willen.

mus ist. Es kann mir etwas nach einiger Zeit nützlich werden, was mir es jetzt noch nicht ist.

*) Nur ein eitles Geschöpf, nicht ein freyer Mann, könnte es für Beleidigung halten, wenn andere nicht seiner Meinung wären, und seinen Vorschlag nicht für so gut und nützlich hielten, als er selbst. Der freye Mann wird anderen keine Wohlthat — wäre es auch wirklich Wohlthat — aufdringen wol-

Sobald der Erste besorgt, daß eine Unterredung in der Versammlung den Frieden stören möchte, so gebietet er unter Autorität dieses Gesetzes, daß in der heutigen Versammlung nichts mehr von dem Gegenstande gesprochen werde. Wer nach dieser Aufforderung nicht Folge leistet, wird noch einmal an das Gesetz erinnert, und muß, wenn diese Erinnerung fruchtlos bliebe, sich aus der Gesellschaft entfernen. In der letzten Versammlung vor einem Festtage bittet der Erste jeden, der nicht mit freundschaftlichem Herzen allen Mitgliedern der Gesellschaft die Hand reichen könne, daß er aus Achtung gegen die Gesellschaft, und um nicht die Freude anderer zu stören, an dem nächsten Freundschaftsmahle nicht Theil nehmen möge; es wäre denn, daß er die edle Absicht hätte, dort seinem Gegner den Becher der Freundschaft zu bringen. Uebrigens nimmt die Gesellschaft von Zwisten einzelner Mitglie-

ten. Das an sich noch so Gute ist deswegen noch nicht gut für mich.

der, die außer der Versammlung vorfielen, keine Notiz, bis sie selbst die Gesellschaft zu Richtern auffordern.

17.

Der durch wiederholte Warnung nicht zu bessernde Sklave unsittlicher Leidenschaften begiebt sich von selbst des Rechts, Mitglied der Gesellschaft freyer Männer zu seyn.

18.

Aber gesegnet sey uns das Gedächtniß der Edlen spät noch nach ihrem Tode! Alljährlich heiligen wir ihrem Andenken eine feierliche Abendstunde.

19.

(Vorschlag von St**, angenommen den 7. Sept. 17**.)

Wir wollen hoffen, daß wir so bald nicht in die traurige Nothwendigkeit gesetzt werden, dieses 18te Gesetz in Ausübung zu bringen. Aber seelenerhebend ist mir der Gedanke, jährlich eine feierliche Stunde mit meinen Freunden dem An-

denken edler Menschen, die im vergangenen Jahre starben, zu heiligen. Aufmerksam wird dann jeder die zerstreuten Züge schöner Menschheit sammeln, und sie oft finden, wo er sie nie zu finden geglaubt hatte, oft am Grabeshügel des armen Tagelöhners reiche Ernte haben. Mit Wonnegefühl hören und erzählen wir von Edelthaten, die Menschen, unsere Brüder, vollbrachten, und mit gestärktem Glauben an Tugend schlagen wir Hand in Hand: Brüder, wir wollen gut seyn!

XII.

Einige in Vorschlag gebrachte neue Gesetze, über welche die Gesellschaft der freyen Männer theils nach [illegible] theils nach d, Ges. 15. entschieden hat.

1.

Zu den im 18ten Gesetze vorgeschriebenen Unterhaltungen kommen hinzu:

f) daß einige Mitglieder zuweilen, auf Antrag des Ersten, die in einem allgemein gelobten Buche aufgefundenen Fehler, oder aus einem allgemein getadelten Buche das aufgefundene Gute der Gesellschaft mittheilen;

g) daß es überhaupt dem Ersten vergönnt seyn soll, in jeder dritten Versammlung neue, nicht durch das Gesetz bestimmte Unterhaltungen anzuordnen.

a.

Würde es nicht viel zur Verschönerung unsers freundschaftlichen Mahles an unsern Festtägen beytragen, wenn jedes freyen Mannes Gattin, Schwester oder Freundin an diesem Mahle Theil nähme?

b.

Schade, daß das Gesetz edler Freundschaft: Tadle deinen Freund, um ihn zu bessern! nicht in unserm Gesetzbuche steht! Und — Sie verstatten mir, freymüthig meine Meinung zu sagen! — scheint es nicht ungereimt, daß wir den Freund, der gegen die so unstäten Regeln der Kunst fehlte, tadeln müssen, und nicht auch den, der gegen die ewigen, heiligen Gesetze der Sittlichkeit sündigte? Noch haben wir keine Erfahrung gemacht, daß jener Tadel den Frieden der Gesellschaft gestört hätte — weil jeder that, was er gesetzmäßig thun mußte; warum sollten wir nicht hoffen, auch bey moralischem Tadel unsern Zweck zu erreichen, wenn es uns eben so durch's

Gesetz zur Pflicht gemacht würde? Wer weiß nicht, daß die meisten Menschen lieber ihr Herz als ihren Kopf in Anspruch nehmen lassen, sich weniger beleidigt fühlen, wenn man ihnen sagt, daß sie nicht recht gehandelt hätten, als wenn man ihren Witz nicht für Witz gelten lassen, ihre Geisteskinder, wären sie auch noch so verkrüppelt, nicht schön finden will?

Indeß würde ich doch selbst aus Liebe zum Frieden rathen, die Regeln der Vorsicht und Klugheit bey diesem moralischen Tadel zu beobachten, und bringe deshalb in Vorschlag:

Wir wollen vierteljährig einmal Sittengericht halten; einem freyen Manne den Auftrag ertheilen, durch eine zweckmäßige Rede die Gemüther vorzubereiten; dann Hand in Hand geloben, mit freundschaftlichem Herzen Wahrheit zu sagen und Wahrheit anzunehmen; hierauf einem nach dem andern offenherzig sagen,

was wir ihm zu sagen wissen, und zum Schlusse den Becher der Freundschaft leeren.

Sollte etwa (was ich bey der gebrauchten Vorsicht nicht befürchte) laut gesagter Tadel dennoch manchem bedenklich scheinen: so gebe jeder nach gehaltener Rede seinen Tadel dem, an welchem er etwas Tadelnswürdiges bemerkte, schriftlich, *) so ist auch diese Bedenklichkeit gehoben. Nur gestehe ich, daß mir die erste Methode lieber wäre, weil sie dem Charakter freyer Männer angemessener ist.

4.

Jeder freye Mann übergiebt der Gesellschaft ein vollständiges Verzeichniß seiner Bücher, um sie allen Mitgliedern auf Verlangen zu leihen.

Wer

*) Am besten wäre es wohl, wenn jeder, ohne Ausnahme, auch dem, welchem er nichts zu sagen hätte, ein verschlossenes Papier überreichte, und wenn dann die Papiere verbrannt und alle Nachreden untersagt würden. (Beleidigen würde es leicht, wenn etwa nur einem oder zweyen mehrere solcher Gerichtspapiere überreicht würden.)

Wer aber ein Buch borgt, muß es in der Versammlung vorher anzeigen, und zugleich die Zeit genau bestimmen, wann er es wieder zurück geben werde. Der Sekretär merkt beydes an; und für jede verspätete Woche, nach dem gesetzten Termine, muß dann eine bestimmte Geldstrafe erlegt werden, bis das Buch wieder zurück gegeben, oder im Fall daß es verloren gegangen, von dem, der es geborgt hatte, neu angeschafft ist.

9.

Es wäre zu wünschen, daß dem Ersten zur Aufrechthaltung guter Ordnung in der Versammlung der freyen Männer und zu freyerer Betriebsamkeit, wovon die Gesellschaft selbst Gewinn haben würde, mehrere Vorrechte eingeräumt würden. Z. B. daß er die Unterhaltungen nach Willkühr anordnete, und nur immer in der vorhergehenden Versammlung genau bestimmte, was in der nächst folgenden abgehandelt werden sollte. Mißbrauch dieser durch Gesetze bestimm-

ten Vorrechte würde schon deswegen nicht zu besorgen seyn, weil sie durch Gesetze bestimmt wären. Ueberdieß aber würde an jedem Wahltage von dem Sekretär, nachdem der Erste Abtritt genommen, Umfrage gehalten: was jeder zum Lobe oder zum Tadel des zeitherigen Ersten in Rücksicht auf die Verwaltung seines Amtes zu sagen wisse? Ueber etwanigen Tadel würde ihm Verantwortung abgefordert, und dann von der Gesellschaft entschieden, ob er mit dem Urtheile:

a) daß die Gesellschaft mit der Verwaltung seines Amtes nicht ganz zufrieden, oder

b) zufrieden, oder

c) sehr zufrieden sey — zu entlassen wäre.

Bey außerordentlichen Verdiensten, welche die Gesellschaft einstimmig anerkennte, könnte ihm noch eine besondere Ehrenbelohnung von der Gesellschaft ertheilt werden.

XIII.

Ueber Schillers Lied an die Freude.

(Eine Vorlesung in der Gesellschaft freyer Männer gehalten.)

Mit gefurchter Stirn, und zur Erde gesenktem Blick einherzuschleichen, die Erde, um des Himmels willen, verachten, und ihre Freuden verdammen — nein; das kann dem Gotte, der die Erde so schön und des Menschen Herz für die Freude so empfänglich schuf, unmöglich gefallen, und kann unmöglich Weisheit seyn!

Mit freyer entwölkter Stirn, mit der Miene voll Heiterkeit, mit dem Auge, wo denkender, aber nicht trauriger Ernst mit stiller Seelenruhe sanft zusammenschmelzt, denke ich mir das Bild des Weisen. Und es scheint mir nicht bloße Dich-

weilen, sondern das Resultat ächter Philosophie: daß froher Lebensgenuß Zweck und Summe der Weisheit sey.

»Also dein Weiser wird nicht, wie weiland Thor Heraklit, sein Leben verweinen, aber desto demokritischer lachen?«

Immerhin, wenn er wie Wielands Demokritus lacht! In der Regel aber wird er beyde Extreme vermeiden; wird zwar nicht zu seinem Freudenmahle »das Lachen, die Hände gestemmt in keuchende Seiten,« einladen, aber auch eben so wenig Youngs Nachtgedanken nachschwärmen. Er wird mit theilnehmendem Herzen den Leiden seines Bruders eine Thräne weinen; ist Mensch, und schämt sich der sanftern Gefühle der Menschheit nicht; aber er wird nicht winseln, und nicht durch Nährung schwarzer Melancholie nach dem zweydeutigen Adel der weichgeschaffenen Seelen ringen. Diese innige Empfindung, ohne den geringsten Anstrich von süß-

Empfindsamen, ist der Grundzug seines Charakters. Er weinet mit den Weinenden, aber schwemmt nicht mit Thränenfluthen die Energie der Seele, und den Glauben, dem Leidenden zu helfen, hinweg. Sein Entschluß zu helfen wird, wo möglich, That, und dann blickt er wieder heiter zu Gottes Himmel empor — sieht nicht die ganze Welt in Flor gehüllt, weil eine Bahre vor seinem Hause hingetragen wurde.

Er freut sich mit den Fröhlichen, und freut sich mit ganzer Seele. Jeder Thautropfen, der im Grase perlt, jede Blume, die ihm entgegen duftet, weckt und stärket seine Freude: Wüsten schafft er sich in lachende Auen, die Erde in Himmel um.

Er verschönert und veredelt sich die kleinen Freuden des Lebens, und genießt da als Geist, wo tausend andere bloß für's Thier leben.

Freilich wird er in einem Alltagskreise, wo er sich nicht mittheilen kann, wo er nicht

verschanden wird, nicht den unerschöpflichen Gesellschafter auch dem [illegible] sten. — »Der verstummt den Scherz, der von den Grazien keine Miene behauscht, der es nicht fassen kann, daß sich der Liebling der Freude nur mit schwärmerischen Freunden freut!« Aber gebt ihm solche Freunde, und er freut sich mit ihnen, wie sich die Seligen freuen. Bey'm traulichen Freundschaftsmahle, »wenn die fröhlichen Becher von der [illegible] Hand umkreisen,« welche Gedanken, welche Empfindungen heben dann seine Brust empor, und entflammen ihn zum Gottgefühl!

Keine Sprache ist im Stande, auch nur den hundertsten Theil dieser Gefühle auszudrücken. Mehr noch, als Lessings Mahler in Emilia Galotti, auf dem langen Wege vom Herzen zum Pinsel, geht ihm verloren, wenn er es in todte Worte übertragen soll; und doch ist das, was ihm todte Worte waren, für die

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] auch der [illegible] — [illegible] [illegible]

[illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]?

[illegible] — [illegible] auch [illegible] — [illegible] — [illegible] —

ich weiß nicht ob ich Sie hierin zu [illegible] oder zu [illegible], geneigt bin.

Und, Freundin, ich wage hier noch ein anderes Geständniß: daß der Anfang jenes [illegible] Liedes:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja: wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!

[illegible]

[illegible]

Ich muß ihn bemitleiden! Er strebt zu viel Seligkeit in dem Gedanken: zu lieben und geliebt zu seyn! ich muß den Armen bemitleiden, der an dieser Seligkeit keinen Theil hat. Mit Angst dachte ich, so oft die Stelle wiederkam wieder: Wenn Einer unter uns der Fluch träfe: wenn Einer sich entfernen sollte! Und wie wenn es käme, ach könnt' ich ihn nicht lassen, wie müßt' ich ihn mit Verlangen zurückhalten, oder ihm nachgehen! Armer! Armer! Du bist unsäglich elend! ich fühle dein namenloses Elend, und ich muß aufhören mit dir und dem Kreise der Freude, und mit dir weinen! —

Der Dichter scheint selbst einmal Ähnliches gefühlt zu haben: Wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus unserm Bund! Aber wenn er nun auch weinen — kein Elend fühlen kann! — Der Unglückliche!

Gern gebe ich zu: daß jener harte Tadel durch den Dichter: man's nie gelernt, gemeinschaftlich [illegible] werde; ja daß man, den Menschenfeind bloß im äußersten gedacht, wie ihn der Dichter hier gedacht haben wollte, dieß Urtheil ohne Veranlassung einer unangenehmen Empfindung aussprechen, und vielleicht durch den [illegible] Eigentlich: »Hier aber ist ein Kreis von Menschen, die sich lieben! — und auch ich liebe, und werde geliebt!« sich im angestammten Familienkreis erhalten könne. Jedoch geht mir es mit dem Liede, wie dem liebenden Mädchen mit dem geliebten Jünglinge, beim ersten bemerkten Widerspruch ihrer Empfindungen. Es schmerzt vielleicht um so mehr, weil er der erste und einzige ist; aber sie liebt ihren Jüngling darum nicht minder, und ist gewohnt, den Irrthum mehr in sich, als in ihm zu suchen. Möglich auch, daß sie ihn da schöner findet!

Unbefangen gehe ich mit meinem Dichter durch alle verschlungenen Wege der menschenfreundlichen Poesie Hand in Hand, und folge ihm selbst da, wo seine Tadler ihn auf dem gefährlichsten Irrwege wähnen.

Eine heitre Abschiedsstunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

»Was, um's Himmels willen! soll der Grabgesang im Weinliede, beym Trinkgelage?«

Die Antwort werdet ihr dann leicht finden, so bald ihr den kleinen Unterschied zwischen einem Schillerischen Liede an die Freude, und unsern gewöhnlichen Trinkliedern, zwischen einem sokratischen Freudenmahle und einem Bacchantischen Gelage kennt! —

Auffallend ist es aber, daß diese Frage auch von Solchen aufgeworfen wird, welche aus Hölty's lieblichem Volksliede: »Rosen auf

dem Weg gestreut u. auch einen Vers, der alles schöne und sittliche Gefühl empört, ohne Anstoß absingen können:

»Morgen führet die junge Braut	Stille den Harm und Grillenfang,
Heute zum Altare;	Siehst du den Wunden?
Eh' die Abendwolke graut,	Ruht der hellern Bo- derklang
Ruhet sie auf der Bare.«	Unter grünen Linden 2c.

Ist's wahr, daß die alten Aegypter bey ihren Lustgelagen einen ihrer Todten in den Speisesaal bringen ließen, um den versammelten Gästen entweder die Lehre: »Genießet mit kluger Mäßigung!« desto nachdrücklicher an's Herz zu legen; oder im Gegentheil das memento mori! mit dem post mortem nulla voluptas! zur Ermunterung zu desto lauterem Jubel zu gebrauchen: so handelten sie im ersten Falle sehr zweckmäßig — andern, wenn es selten geschah, schwärmende Schwärmer, aber bewirkten,

wenn es oft geschah, gar nichts — ; und im zweyten Falle wahnsinnig.

Ich kann nicht läugnen, daß ich ein mit Hölty's: Wonne führet die junge Braut = Webt den Harm und Grillenfang ꝛc. garnirtes Mahl jenem ägyptischen völlig an die Seite setze.

Hölty war keiner von unsern Kraftmännern, die zwischen den Tod ängstlich fürchten, und über den Tod spaßen, keinen Mittelweg kennen: er war ein armer Kranker, und sang in hypochondrischer Spannung, was man ihm in dieser Rücksicht gern verzeiht, ohne eben in einer glücklichern Lage, gesund an Geist und Körper, Beruf zu finden, es ihm nachzusingen. Wenigstens kann ich mir keinen Begriff davon machen, wie ein gesunder, an Kopf und Herz unverwahrloseter Mann, oder gar ein so gesundes Weib und Mädchen, jene herzzerreißenden Empfindungen im Augenblick an

einander zu reihen, und vom traurigsten Bilde des Todes, — von der Braut, die am Abend ihres Hochzeittages auf der Bare ruhet! — zum frohen Becherklang überzuspringen vermag. Fast sollte man sagen: es wäre gewissermaßen Glück für die Welt, daß Viele singen, sprechen und noch manches Andere thun könnten, ohne was dabey zu denken oder zu empfinden! Zuverlässig ist es in dem gegebenen Falle für ihre Sittlichkeit minder gefährlich. Wer den gedankenlosesten Leichtsinn, die herzloseste Frivolität befördern, wer ein Völklein bilden will, das im Stande wäre zur Lust zu werden — Pariser-pöbel — der gebe ihnen öfters Veranlassung, schnell von einer Empfindung zur entgegengesetzten überzuspringen, lasse im Trauerspiel den Harlekin, wie eher, nach neuerer Sitte, ohne Hanswurstkleid, das thut nichts zur Sache! eine komische Zwischenrolle spielen — oder sorge dafür, daß dergleichen Volkslieder viel gesungen und verstanden werden! —

Verzeihung, Freunde, für diese etwas längere Episode! —

Der Tadel trifft aber keineswegs die oben angeführte Stelle aus Schillers Liede, das nicht von weinberauschten Zechern gesungen seyn will, das nicht zur Lustigkeit aufspielt, sondern zu höherer Freude und zu den edelsten menschwürdigsten Gefühlen begeistert. Gerade in dieser Seelenstimmung ist der Gedanke an Tod und Grab, verbunden mit der frohern Aussicht in ein besseres Leben willkommen und wohlthätig!

„Laßt uns gut seyn bis zum Grabe, edle Thaten thun, wie das Lied sie singt, dann

Führt der Tod, ein schöner Genius,
Wie Menge ihn mahlt in seinem schönsten
Bilde,
Uns einst in selige Gefilde!
Hand in Hand wir wollen gut seyn! und unsern Bund vernichtet kein Tod!

Auf Wiedersehen! [illegible] — —

Es wäre leicht, noch andere ähnliche Einwürfe zu widerlegen: aber die schöneren Lebensstunden, dergleichen uns der heutige Tag gewährt, sind zu kostbar, als daß man sie mit Widerlegungen und Streitigkeiten verderben sollte. Wir wollen sie weiser genießen, und heute den ersten Becher der Freude dankbar unserm Schiller weihen!

XIV.

Ueber den Mißbrauch des Freundschaftskusses und der Umarmungen.

(Noch eine Vorlesung, in der Gesellschaft freyer Männer gehalten.)

Luther — jedem Wahrheitsfreunde, auch ohne seine Partey zu nehmen, ohne seine Meinungen durchaus zu unterschreiben, ein geweihter heiliger Name! Luther, der Enthusiasmus für Wahrheit und Recht, der Muth und Kraft genug hatte, bey allen Mühen, bey allen Hindernissen, bey allen Gefahren, die sich ihm entgegenstellten, dennoch den großen Kampf für Wahrheit und Menschenglück zu beginnen, hundertjährige Sklavenketten des Wahns, der Vorurtheile, des Aberglaubens zu zerbrechen, und

Tausenden seiner Brüder Retter und Heiland zu werden! — sein Name sey die Losung, mit welcher ich die Versammlungen einer Gesellschaft freymüthiger deutscher Männer für dieses Winterhalbejahr hiermit eröffne!

Indeß ist es jetzt nicht meine Absicht, eine genauere Schilderung des Charakters und der Verdienste des großen deutschen Mannes — zu versuchen; sondern nur einen seiner gutmüthigen Einfälle zum Eingang einer Rede zu nehmen, welche sich Ihnen — durch ihre Kürze empfehlen wird. Luther erklärt, was in der sogenannten vierten Bitte des Vaterunsers unter täglichem Brode zu verstehen sey, und rechnet dazu unter andern auch getreue Nachbarn und gute Freunde.

Heil dem Manne, dem Freundschaft eben so nothwendiges Bedürfniß wie das tägliche Brod ist! Ihrer aller Herzen klopfen ihm gewiß lauten Beyfall; denn auch Sie fühlen

gleich edles Bedürfniß, und wissen das Glück zu schätzen, daß auch Sie, auf einer Welt, wo das Thier seine Weide, der Schwelger seine Leckereyen findet, im Genusse der reinsten Freundschaft, Nahrung für Geist und Herz fanden. Aber sollte es Ihnen, meine Freunde, die Sie die Göttlichkeit der Freundschaft so herzlich anerkennen, und ihre Freuden so dankbar genießen, nicht eben deshalb zwiefache Pflicht seyn, die heiligen Rechte der Freundschaft, gleichsam als ihre geweihten Priester — obgleich toleranter als die Priester vergangener Zeiten — zu vertheidigen? Ich rechne deswegen mit Zuversicht darauf, daß Sie, wenn Sie anders, wie ich hoffe, meine Gründe wichtig genug finden, einem der schändlichsten Mißbräuche in der Freundschaft, dem Mißbrauche, der mit Freundschaftskuß und Umarmung getrieben wird, mit vereinigten Kräften, womit Sie schon so manches Gute bewirkten, so manches schädliche Verm-

theil ausrotteten, so manche unsinnige Mode verdrängten, — entgegen wirken werden.

Je seltner wahre Freundschaft ist, desto gangbarer ist ihr Name, desto gewöhnlicher sind leere Freundschaftsversicherungen, und der affectirte Ausdruck ihrer Empfindungen. Freundschaft, in wie fern sie mit der Liebe, ihrem Geiste nach, gleicher Natur ist, sucht sich dem geliebten Gegenstande zu nähern, und drückt dann ihre Empfindungen durch den Händedruck, und im vollen Erguß von Zärtlichkeit durch Kuß und Umarmung aus. Schande, daß es nun zur Mode geworden ist, mit dem Ausdrucke dieses höchsten innigsten Gefühls zu spielen, und zu täuschen! Schande, daß diese Mode an einigen Orten, und vorzüglich auch bey uns, wahrlich bis zum Unsinn übertrieben wird!

Ich treffe einen Mann, dessen Bekanntschaft — nicht Freundschaft — ich zufällig an einem dritten Orte machte, aber mit dem ich als

Gelehrter oder Kaufmann in Briefwechsel stand, der wohl auf nichts weniger als auf eigentliche Freundschaft Bezug hatte: es muß, so will es hier die Mode, geküßt und umarmt werden. Ich lerne einen weitläuftigen Anverwandten kennen, der vielleicht, nach seinem moralischen Charakter, meiner Seele auf immer fremd bleiben wird: es muß geküßt und umarmt werden. Ich komme zu einem Gastmahle, oder muß selbst den Wirth machen, und aus Höflichkeit, und gewisser Verhältnisse wegen, manche Personen mit einladen, die wohl meine Tischgenossen, nur nicht meine Freunde seyn können: und — ja, hier wiederhole ich den vorhin nicht zu stark gesetzten Ausdruck: daß der Mißbrauch mit Freundschaftskuß und Umarmung bis zum Unsinn übertrieben werde.

O weg mit einer tollen Mode, welche die Freundschaft entwürdigt, unsern Charakter verderben, und unsere Gesundheit vergiften kann!

Un-

»Unsere Gesundheit vergiften?«

Herr Hofrath Grüner, in seinem Almanach für Aerzte und Nichtärzte, behauptet: daß der gemeinschaftliche Kelch im Abendmahle — auch ohne Rücksicht auf den Armensündertrank, auf den elenden verfälschten Wein, welcher noch jetzt, zur Ehre der Polizey! in vielen Kirchen zur Communion verbraucht wird — schon durch bloße Berührung des Kelchs von gewissen Kranken, der Gesundheit der Nachfolgenden, welche mit ihm aus demselbigen Kelche tranken, äußerst nachtheilig werden könnte. Man hat ihm, und ich glaube mit Recht, widersprochen; weil bey gehöriger Aufmerksamkeit des Predigers, durch öftere Umdrehung des Randes vom Kelche, das Nachtheilige der unmittelbaren Berührung verhütet würde.

Kann aber diese, aus unmittelbarer Berührung entspringende Gefahr, auch beym Kusse vermieden werden?

»Ein solcher Kranker (wird man einwenden,) nimmt nicht leicht an Gastmählern Theil.«

Nicht leicht; das gebe ich zu: aber ich kann Ihnen Erfahrungen von bewährten Aerzten aufstellen, daß es doch zuweilen geschah.

»So wird er wenigstens so billig seyn, und Kuß und Umarmung vermeiden.«

Ja; wenn Leichtsinn, Frechheit, oder auch unzeitige Scham ihn nicht zur Unbilligkeit, zur Ungerechtigkeit verleiten.

»Nun, so muß der Gesunde ihn von sich abhalten.«

Das wird er, wenn er ihn schon als einen solchen Kranken kennt, wenn die Krankheit des Unglücklichen schon so auffallend leserlich in sein Gesicht eingegraben ist, daß sie Andre warnen und abschrecken kann. Ist sie aber das immer — und schon bey ihrem ersten Entstehen? Doch, nähmen wir auch an, daß man in kleinern

Städten, wo der Mißbrauch der Umarmung am häufigsten ist, bey verhältnißmäßig geringerer Sittenverderbniß, seltener dieser Gefahr der schrecklichsten Vergiftung ausgesetzt wäre: kann nicht Ekel vor andern — obgleich bemitleidenswürdigen Personen — meine Gesundheit auf andre Art untergraben? Wenn mir z. B. nach genossenem, vielleicht unmäßig genossenem Mahle, nun zu guter Verdauung der verpestete Athem irgend eines Tischgesellschafters entgegen gehaucht wird? Auch saß vielleicht ein vornehmer Cyniker mit an der Tafel, der mir, von Speise und Wein ausdünstend, die Ehre anthut, meine Wangen zur Serviette zu gebrauchen!

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen ein so ekelhaftes Gemälde aufstellte, das Sie indeß nicht übertrieben finden werden!

Ist es nun aber nicht mehr als thöricht, um einer elenden Mode willen, seine Gesundheit, sein Leben in Gefahr zu setzen? Aber diese un-

vernünftige Sitte mordet zugleich die Gesundheit der Seele, verdirbt unsern moralischen Charakter.

Kuß und Umarmung bey'm Abschied oder Wiederfinden des Zwillingsbruders unsrer Seele, bey Entdeckung eines neuen schönen Zuges seines Geistes und Herzens, in den seligsten Augenblicken des Lebens, wo das innigste Gefühl des Wohlwollens gegen den Freund die Sprache hemmt, gegeben und empfangen, entehrt auch den Mann so wenig, als die Thräne sanfterer Theilnehmung an dem Schicksal unsrer Lieben. Nur wird der Mann nicht siegwartisch empfindeln, wo er denken, nicht weinen, wo er handeln soll — und wird, glaube ich, eben so wenig in ewigem Wonnegefühl von Freundschaft überströmen, da er ja mit seinem Freunde nicht bloß Empfindungen, sondern auch Gedanken wechseln, und mit ihm vereint, mit verstärkter Thätigkeit wir-

ken will. Es ist bey der Neigung zu solchen Freundschaftsergießungen so etwas sinnlich Schwärmendes, so etwas Schliebelndes, das sich mit dem männlich deutschen Charakter nicht wohl vereinigen läßt. — Wer kann aber auch den trautesten Freund mit immer gleicher Wärme und Herzlichkeit empfangen? Wozu nun gegen ihn, unsern trautesten Freund, leerer Ausdruck von Empfindungen, die das Herz nicht hat, nicht haben kann, und, nach dem kaum vorher Gesagten, nicht immer haben soll?

Unsere vollherzigen Menschen nach der Mode haben aber diesen Ausdruck von warmer Herzlichkeit nicht bloß für ihre eigentlichen Freunde, sondern auch für alle die Hunderte oder Tausende ihrer Bekannten immer in Bereitschaft. O der vollherzigen Modemenschen!

Doch danke ich für ihre Freundschaft! Denn bey der Fülle ihres Herzens kann es doch, in tausend Theile zerlegt, jedem nur eine so kleine

Portion tragen, daß es kaum der Mühe lohnt, auch nur die Hand darnach auszustrecken. Die Erfahrung lehret, daß die Allerweltsfreunde nur selten Einen Freund haben, der des Namens werth ist, und noch seltner einen solchen Freund verdienen.

Indeß gestehe ich, daß mir die Umarmungen dieser freundschaftsvollen Geschöpfe zuweilen auch mehr Lachen als Verdruß erregt haben.

Madam N** tritt ein, macht ihren Knix, und fängt nun an die versammelten Damen der Reihe nach zu umarmen. Jede — bewundern Sie die Gegenwart des Geistes, bey der Ergießung von überströmender Freundschaft! — Jede weiß sie mit so geschicktem Anstande zu umarmen, daß auch kein Härchen von der Frisur gekrümmt wird, und kein Bändchen aus seiner Lage kömmt; und, haben sie eben die großen Hüte auf, die nun mit der Hand zurückgebogen werden, so kömmt eine Attitüde für den Pinsel eines Hogarth's heraus.

Madam M**, welche beym Eintritt der Dame N** eben in einem wichtigen Gespräche begriffen war, fährt in dem Augenblicke, wie sie ihren Mund vom Kusse zurückgezogen hat, in ihrer Unterredung fort: Ja das muß ich sagen, der Anzug war ganz niedlich; aber = —

Und eben so umarmen unsere Kleinmeister, und drehen sich in demselben Augenblicke auf dem Absatz herum, um das allerliebste Füßchen der nächsten Dame zu bewundern.

Was ist hier der so genannte Freundschaftskuß? Ein fades Compliment, wobey nichts gedacht und nichts empfunden wird. Und soll er das seyn: nun gut, so überlasse man ihn den männlichen und weiblichen Puppen; und der deutsche Mann verachte den faselnden Modekuß, wie jede andere Stutzernarrheit!

Wollen wir aber, daß Kuß und Umarmung ferner bedeute, was sie doch wohl ihrer Natur

noch bedeuten sollten — die stärkste symbolische Freundschaftsversicherung: so wird und der damit getriebene Mißbrauch nicht bloß verächtlich, er wird auch verabscheuungswürdig werden. Ist's denn nicht niedrige Heucheley, einem Andern solche Freundschaftsversicherungen zu geben, gegen den mein Herz keine Freundschaft fühlt, den es wohl gar von sich abstößt? Vergebens wird man mir einwenden, daß das nun einmal conventioneller Ton von guter Lebensart sey, wobey gar keine Moralität Statt fände; vergebens mir Lord Chesterfield sagen, daß dergleichen Höflichkeitsbezeigungen eben so wenig Beleidigungen der Aufrichtigkeit wären, als ein gehorsamer Diener am Schlusse eines Ausforderungsschreibens. Denn der ehrliche Mann sollte doch wenigstens dergleichen Höflichkeitsbezeigungen nicht übertreiben. Muß man, um froher Gesellschafter zu seyn, eben die Rolle des Lustigmachers spielen? und, um in Gesellschaf-

ten nicht zu beleidigen, jenem mit ausgebreiteten Armen entgegen kommen?

Es giebt eine gewisse feine Linie zwischen zu viel und zu wenig mitten inne, welche der Mann von Kopf und Herz auch bey Beobachtung der willkührlichen Gesetze der alles beherrschenden Mode nicht aus dem Auge verlieren wird. Nach dieser Richtschnur wird er höflich seyn, ohne zu kriechen; wird eure Vorzüge, wenn ihr deren habt, anerkennen, wohl gar auch Gelegenheit verschaffen, sie im hellern Lichte zu zeigen, aber auch nicht Vorzüge andichten, die ihr nicht habt; wird eine alberne Rede geduldig anhören, und, ohne Beruf, nicht sagen, daß sie närrisch sey, aber sie auch nicht, wider seine Ueberzeugung, klug nennen; wird über eure faden unsittlichen Scherze nicht zur Unzeit moralisiren, aber euch auch keinen Beyfall zuklatschen; wird dem Buben, mit welchem ihn Zufall und Verhältnisse in einen freundschaftlichen Zirkel zusammen führen, da nicht

derselben seine Verachtung fühlen lassen, aber ihm auch nicht die Achtung beweisen, die dem rechtschaffenen Manne gebührt. — Kurz, es gebe ein gewisses Gefühl für's Schöne und Schickliche, das uns in solchen Dingen lehre, gerade so viel und nicht mehr zu thun, als man muß, und selbst dieß nur, in so weit es unsern höhern Pflichten nicht entgegen ist. Kein Gebot der Mode — wie sie oft ein Stück Gesetzgebung war — kann den freien Mann zwingen, etwas zu thun, was mit den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit, was mit den Grundsätzen des ehrlichen Mannes im Widerspruche ist. Und nun sagen Sie selbst, sind jene Umarmungen, als bloße Höflichkeitsbezeigungen betrachtet, nicht unwürdige Uebertreibungen, und als Freundschaftsversicherungen gegen Menschen, die wir nicht lieben, niedrige Heuchelei?

Mit der Mode von Grundsätzen sollte sich am besten Vorzug einer liebenswürdigen Ruhe aufgeben! Das sei ferne!

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

XV.

[illegible] *) [illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

1) [illegible]

*) [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] *)

[illegible]

*) [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] *)

[illegible]

*) [illegible]

[illegible] aber [illegible] [illegible] zu machen [illegible] [illegible] wenn [illegible] [illegible]

XVI.

Edelheld und Charlotte.

Der Kaufmann Edelheld und seine Charlotte hatten sich nun zehn volle Jahre verheirathet, und noch liebten sie sich, als wären sie es erst seit zehn Tagen.

»Das erste Feuer der Leidenschaft ist zwar verlodert,« sagte mir der glückliche Ehemann, »aber eine zärtliche Freundschaft hat uns für diesen Verlust — wenn es anders Verlust zu nennen war — überreichen Ersatz gewährt.« Beide behaupteten, daß sie sich jetzt noch mehr liebten, als im Flitterwochen der entstehenden Liebe, und sind derselben Ueberzeugung so glücklich, daß sie keinen Wünschen ohne [illegible] auf [illegible] am [illegible] [illegible].

»[illegible] Geheimniß?«

Ja, das läßt sich nun freylich nicht so mit Einem Male beantworten; aber Materialien zu einer Antwort auf die vorgelegte Frage brachte ich euch [illegible] zu [illegible]. Ich erzählte euch nämlich, was mir mein Freund [illegible] von seiner Liebe und Ehe, von seiner [illegible] Gattin und von seinem Hausglück erzählt hat, und was ich selbst darüber bemerkt habe, ganz genau, wie ich's empfangen habe; nur daß ich die Personen nicht bey ihrem wahren Namen nenne, und dem [illegible] — weiß ich's nicht [illegible].

Ich fange mit der Geschichte ihrer Liebe an. Sie hat eben nichts Außerordentliches, aber man sieht doch, [illegible], daß sie zu dem künftigen Gebäude ihrer Glückseligkeit einen guten Grund legten.

Charlotte war nicht, was man im gewöhnlichen Verstande ein schönes Mädchen nennt. Sie hatte eine Schwester, welche von

Formen weiblicher Schönheit — welche sich entzücken — Charlotten weit vorgezogen wurde. Gleichwohl, sagen sie, wäre der Abstand zwischen Brigitten und Charlotten. So fand er auch Ebelhold, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß er Charlotten so hoch über Brigitten sezte, als sie nach dem Augenmaße der Kunstrichter unter ihr stand. Und meine Leser unterschreiben gewiß sein Urtheil, wenn ich ihnen sage, daß es eben die Charlotte sey, deren erste Bekanntschaft sie in dem Kapitel: Auch Wohlthaten, gemacht haben. Ihr gebildeter Verstand und ihr sanftes wohlwollendes Herz machten ein Gesicht, das sonst unter die alltäglichen gezählt ward, reizend; verschaften ihr die Schönheit der edlern Menschen, welche von Allen, die sich darauf verstehen, das heißt, die selbst etwas davon erhalten haben, mit dem innigsten Wohlgefallen erkannt wird. Schöne Ebelhold hatte die Bekanntschaft der beyden Schwestern, nach-

in den häuslichen Gesellschaften der Brizitten, und bewarb sich um die Freundschaft ihrer Schwester.

[illegible] war ein wackrer junger Mann, aber von vielen verkannt, und von manchen als Sonderling betrachtet. Er hatte seine Sonderheiten, Gang, Stellung und Anstand zu sehr vernachlässigt – woran er nicht wohl that. Er sezte sich zu sehr über die Gesetze der Mode, und über Gebräuche, deren Beobachtung man zur feinen Lebensart rechnet, hinweg — woran er wieder nicht wohl that. Und doch hätte man ihm das vielleicht verziehen, weil Männer von Gewicht ihn wegen seiner Kenntnisse und guten Arbeiten lobten, und weil man gestehen mußte, daß er in Gesellschaften nicht übel sprach. Aber er handelte nach strengen Grundsätzen als ehrlicher Mann — woran er sehr wohl that; und das verzieh man ihm nicht. Er bekam z. B. eine ansehnliche Stelle, und mit der Stelle zugleich ein schönes, [illegible], [illegible]

zwei Wohlthaten: »Nein,« sagte er, »das wä-
re des Guten zu viel auf Einmal!« und bekam
das erste nicht, weil er das zweyte nicht mit
wollte. Das fand man sehr unklug. —

Man empfahl ihm als Sachwalter von ho-
her Hand die Vertheidigung einer schlimmen
Sache, und er schlug das geradezu ab: weil
die Sache nicht bloß schlimm, sondern offenbar
ungerecht wäre. Wieder unklug! Aber er
ließ sich sogar leicht bereden, der Gegenparten
zu dienen, die keine Empfehlung und Unter-
stützung von hoher Hand hatte. — Das hieß
ganz ohne Kopf gehandelt.

Eine vielvermögende Dame — im Ver-
trauen gesagt: Eddelheld galt, so wenig er
dieß geltend zu machen suchte, für einen ziemlich
wohlgestalteten Mann, und besagte Dame war
eben durch ihre Schönheit so vielvermögend
geworden — und diese Vielvermögende hatte
die Gnade für ihn, ihm einige kleine Geschäfte

auszutragen, die er so sehr zu ihrer Zufriedenheit ausrichtete, daß sie ihm äußerst lebhaft — ihre Dankbarkeit zu erkennen gab. Edelhold — wahrscheinlich um die allzudankbare Dame nicht wieder wegen des Dankes in Verlegenheit zu setzen — hat sie ganz [illegible], ihn in Zukunft mit ihren [illegible] zu verschonen. Natürlich mußte sie dieß [illegible] Betragen ein wenig beleidigen; doch war sie genöthigt, genug, ihren Verdruß zu verschweigen, und sich mit der kleinen Rache zu begnügen, daß sie ihm den Spottnamen: der höfliche Edelmann, gab, der bald von [illegible] nachgesetzt wurde.

[illegible]

bekommen. Die Mutter fand den Umgang mit ihrem jungen Freunde für ihre Töchter lehrreich; und er war es, wo nicht für Brigitten, welche aus dem kalten Sittenlehrer, wie sie ihn nannte, nicht viel machen konnte, doch gewiß für Charlotten, und für ihn selbst nicht minder. Er bereicherte sie mit Kenntnissen, und führte ihre Tugend, die bisher mehr Sache des Herzens gewesen war, auf Grundsätze; und sie machte seine Sitten milder, nahm seiner Tugend das Rauhe und Schärfe. Man lehrte, ohne sich das Ansehen oder gar das Uebergewicht des Lehrers zu geben, lernte Winke zur Belehrung verstehen, und gewann dadurch an gegenseitiger Achtung.

Lange hatten sie sich so als Freund und Freundin kennen gelernt, und wechselweise Gedanken und Empfindungen umgetauscht und durch den Tausch verschönert, lange hatte sich eben deswegen eins in dem andern geliebt, als die Eitelkeit seiner Charlotte den großen Herzenswunsch

entdeckte, sie einst, wenn seine äussere Lage nur um etwas vortheilhafter würde, ganz die Seine nennen zu dürfen. Bis dahin gelobte er ihr unverbrüchliche Treue, so lange er hoffen dürfte, daß sie ihm Liebe mit Liebe erwiedern könne, ohne ein Gegenversprechen von ihr anzunehmen; denn noch mußte er von den geringen Einkünften seines Amtes einen Theil zur Bezahlung der hinterlassenen Schulden seines Vaters verwenden, und seine Aussichten in die Zukunft waren doch viel zu ungewiß, als daß er das Glück eines guten Mädchens davon hätte abhängig machen sollen. Vielleicht war in diesem Beweise von Edelmuth einige Selbstverläugnung; wenigstens hoffte er gewiß, daß sein liebes Mädchen auch ohne gegebenes Versprechen ihm Treue mit Treue erwiedern würde; aber bald zeigte sich die Gelegenheit, wo Edelmuth bewies, daß er nicht bloß edel sprechen, sondern auch handeln könnte.

Bellin, ein akademischer Lehrer, der Edelholden in mehreren äußern Vorzügen übertraf, und an Adel des Herzens ihm nicht weit nachstand, lernte Charlotten kennen, und wurde bloß dadurch abgehalten, ihr Hand und Herz anzutragen, weil er von ihrem freundschaftlichen Umgange mit Edelholden gehört hatte. Er machte bald darauf Edelholds Bekanntschaft, bat um seine Freundschaft, und entdeckte ihm offenherzig seine Absichten auf Charlotten, im Fall daß Edelhold nicht selbst Ansprüche auf sie mache. Edelhold war zwar auf die Nachricht nicht ganz unvorbereitet, und hatte schon nach hartem Kampfe seinen Entschluß gefaßt; dennoch konnte er jetzt nur mit zusammen gepreßter Brust die Antwort hervor stammeln: daß er keine andern Ansprüche, als die der Freundschaft, auf Charlotten habe.

Bellin. Aber, lieber Freund, Ihre Verlegenheit, Ihr Angesicht, Ihr Ton der Sprache,

scheint

scheint mit dieser Antwort nicht überein zu stimmen.

Eddelhold. Nun ja! — — Ich gestehe es Ihnen, ich schätze sie sehr hoch, und — ja, ich würde selbst um ihre Hand geworben haben, wenn meine Lage mir das verstattete: aber —

Bellin. Das nimmt Ihnen aber doch die Hoffnung nicht. Die Zukunft —

Eddelhold. Eine noch viel zu ungewisse Zukunft. Und — und — Herr Professor, Sie verdienen das Mädchen, und ich wünsche Ihnen Glück.

Bellin. Lieber Eddelhold! Ich verlange kein so schweres Opfer von Ihnen, schätze Sie zu hoch, liebe Sie zu sehr, als daß ich Ihrem Herzen wehe thun könnte.

Eddelhold (mit warmem Händedruck). Ich kann sie nicht glücklich machen. Sie können es.

Ich verreise morgen, und bey meiner Rückkehr umarme ich Sie als den würdigsten Verlobten des würdigsten Mädchens.

Bellin. Wird aber ein Mädchen, das einen Eddelhold zum Freunde hatte, einen andern lieben können?

Eddelhold. Eben weil Eddelhold ihr Freund ist, so wird er ihr dazu rathen müssen.

Bellin. Rathen müssen? — Also doch mit widerstrebendem Herzen?

Eddelhold. Er wird ihr als Freund dazu rathen müssen, weil es ihr Glück betrifft.

Eddelhold hielt Wort, schrieb noch am Abend, oder vielmehr in der Nacht vor seiner Abreise an seine Freundin, (ihre würdige Mutter lebte nicht mehr) rieth ihr, mit angeführten wichtigen Gründen, seinem Freunde Bellin die Hand zu geben, nun ob als Liebhaber, und empfahl sich ihrer Freundschaft. Herrlich brauchte er

acht volle Stunden zu diesem Briefe; aber er kam doch endlich glücklich zu Stande. Noch ein paar Thränen rollten ihm, wie er auf den Postwagen stieg, glühend über die Wangen herab; aber das Gefühl seiner erfüllten schweren Pflicht, der Stolz edler Seelen, der unmögliche Dinge möglich macht, trocknete seine Thränen, und besänftigte den Sturm seines Herzens.

Es gelang ihm früher, als er es selbst hoffte, seine Charlotte zwar nicht ohne Schmerz, doch ohne heftige Bewegung als das Weib eines andern, aber als das wahrscheinlich glückliche Weib eines würdigen Mannes denken zu können. Er kam zurück, um durch Arbeit — das beste Heilmittel für jeden Seelenkranken — seine so glücklich angefangene Cur zu vollenden. Berlin war der erste, der ihn besuchte, mit einer Miene, die nicht viel Gutes verkündigte, und dennoch [illegible] nur ein froher Bote war. Doch nur auf einige Augenblicke; denn

bald fühlte er sich wieder ganz Edelfold. — Mit innigster Theilnehmung hörte er jetzt Bellins Klage: — »Ach! hätte ich sie nie kennen gelernt! — Ich hätte nicht geglaubt, daß verschmähte Liebe so schmerzen könnte! — Ich kann die neuen Beweise der Gnade meines Fürsten zwar mit Dank erkennen, aber mich ihrer nicht freuen. So eben ist mir die Nachricht geworden, daß er mich zu seinem Hofrathe ernannt hat, mit der gnädigsten Versicherung: wenn ich vor meiner Gattin sterben sollte, dieser einen anständigen Jahrgehalt zu bewilligen. — Armer Fürst, Bellin braucht nun keinen Jahrgehalt für eine Gattin.«

Edelfold versicherte nicht bloß nach Alltagssitte seinem Freund seine Theilnehmung, sondern ging selbst zu Charlotten, um so angelegentlich, als je ein eigennütziger Liebhaber für sich selbst sprach, für seinen Freund zu bitten. Er wiederholte ihr mit verstärktem Nachdruck

mündlich alles, was er vorher zu Bellins Empfehlung geschrieben hatte, fügte die neuen Bewegungsgründe vom Hofrathsrange, und sogar, im Feuer seiner Rede, den vom Jahrgehalte hinzu; und schloß mit der Betheurung: daß von ihrem Entschlusse seine künftige Ruhe abhinge; daß er den Gedanken: um deinetwillen wurde ein gutes Mädchen minder glücklich, als sie es sonst gewesen seyn würde! nicht ertragen könnte; daß er mit diesem Gedanken wahrscheinlich nie wieder eine frohe Stunde in ihrer Gesellschaft genießen würde, und daher gezwungen sey, seiner Liebe zu entsagen. Charlotte hörte dem Redner, der bey allem Feuer, mit welchem er sprach, dennoch kaum wagte seiner Zuhörerin in's Auge zu sehen, aufmerksam zu, ohne ihn zu unterbrechen, und warf dann mit ihrer Antwort alle seine Gründe, seine Hoffnung für seinen Freund, und seine Besorgniß für sich selbst nieder, und fachte seine Liebe von neuem an, ohne seine Ruhe zu untergraben.

»Eddelhold,« antwortete sie, »Sie mögen sehr edel gehandelt haben, aber — auch ein wenig lieblos. Doch ich verzeihe Ihnen um der edeln Absicht willen, und sage Ihnen zur Beruhigung, daß ich dem Herrn Bellin, der ein sehr wackrer, braver Mann seyn mag, dennoch keine günstige Antwort hätte geben können, wenn auch kein Karl Eddelhold auf der Welt gewesen wäre. Warum? — Ich bin nicht Philosophin genug, um alle Warum's erklären zu können. Kurz, die Sache ist in Ansehung des Mannes entschieden; mein Eddelhold wird mir nicht zutrauen, daß mir der neue Rang wichtiger als der Mann seyn werde. Und der Jahrgehalt? — Auch das verzeihe ich Ihnen, daß Sie Sich jetzt vergessen konnten, das mit als Bewegungsgrund zu brauchen. — Sollte ich einst so unglücklich seyn, den Mann, den ich liebe, zu überleben: so hoffe ich mit Zuversicht, daß diese Trennung nicht so lange dauern wird, daß ich indeß eines Jahrgehalts bedürfte.«

Diese letzte Erklärung, freylich wohl ein wenig Schwärmerey, aber Schwärmerey, deren nur eine schöne Seele fähig war, mit dem Ausdruck wahrer Empfindung aus dem Herzen gesprochen, und mit dem wärmsten Händedruck versiegelt — — obwohl einer von den alten Weisen, die bloß Kopf seyn wollten — ich glaube Stoiker nannten sie sich — in dem Augenblicke noch gewußt haben würde, daß die Absicht seines jetzig.n Besuchs sey, seiner Geliebten Lebewohl zu sagen, und für einen andern zu werben? Und wenn denn nun auch ein ächter Stoiker standhaft geblieben wäre; nun so war freylich Eddelheld, der es nicht blieb, kein Stoiker, aber ihr werdet ihn darum nicht minder lieben. Er war Jüngling mit liebevollem Herzen, hatte Muth genug gehabt, sein Liebstes der Pflicht aufzuopfern, seine Liebe dem Glück seiner Geliebten nachzusetzen, und glaubte jetzt berechtigt zu seyn, der Stimme seines Herzens zu gehorchen, ganz für seine Charlotte zu leben,

ihr von neuem unwandelbare Liebe zu geloben, und zum Lohne für den sauern Kampf der Pflicht, auch von ihr ein gleiches Gelübde anzunehmen. »O da — rufte Eddelhold aus, wie er mir dieß erzählte — da verflossen uns Stunden wie Minuten, und eine jede Minute hatte den Werth eines schön verlebten Jahres!«

Aber wie nun dem Hofrathe den Erfolg seiner Gesandtschaft berichten? — Mußte er nicht besorgen, daß Bellin, dem er die Hand der Freundschaft gab, ihn für einen Heuchler halten würde? —

»Wer keine Vorwürfe seines eigenen Herzens zu befürchten hat, sagte mein Vater, wem das Bewußtseyn der Rechtschaffenheit seine Brust stählt, der fürchtet keines Menschen Vorwürfe; der sieht jedem mit festem Blick in's Auge, hat Muth gegen Freund und Feind, wie ein junger Löwe. Und wer selbst ein rechtschaffener Mann ist, der wird die Sprache der Rechtschaffenheit bey andern nicht leicht mißverstehen!«

Eddelheld erzählte seinem Freunde offenherzig den ganzen Verlauf der Sache, und fand vollen Glauben; Bellin schied als Freund von ihm und nach Verfluß von einigen Monaten erhielt Eddelheld durch Bellins Empfehlung eine, zwar mit vieler Arbeit, aber auch einer angemessenen Besoldung verbundene Amtmannsstelle, und Charlotte ward Frau Amtmännin. — — —

So weit die Geschichte ihrer Liebe bis zur Ehe, die ich größtentheils mit den eigenen Worten meines biedern Freundes erzählt habe. Und daraus ergäbe sich denn:

Erstens, daß Eddelheld ein braver Jüngling und Charlotte ein braves Mädchen war;

Zweytens, daß sie sich wirklich liebten;

Drittens, sich um solcher Vorzüge willen liebten, die in der Ehe bleiben — die keine Krankheit ganz vernichten, und keine Diebe stehlen können;

Viertens, daß sie vor der Ehe sich schon Freunde waren; — „Heil dem Manne, dem seine Gattin Freundin seyn kann!“

Fünftens, daß sie die erste Pflicht der Freundschaft edler Menschen — für das Nochbesserwerden des Freundes wie für sein eigenes zu sorgen — zu erfüllen wußten, und schön — mit zärtlicher Schonung und Achtung — erfüllten; und

Sechstens, daß Eddelhold in seinem Amte volle Arbeit fand; aber auch arbeiten konnte und wollte, und durch seine Arbeit gegen drückende Nahrungssorgen gedeckt war.

Lauter gute Zeichen, die auf eine glückliche Ehe deuten. Vergleicht man nun hiermit Eddelholds eigene Bemerkungen über seine Gattin, und sein häusliches Glück: so, glaube ich, beantwortet sich die oben aufgeworfene Frage von selbst.

XVII.

Eddelhold über seine Charlotte und seine häusliche Glückseligkeit.

„Meine Kinder jubeln mir, so oft ich nach einer kleinen Abwesenheit in mein glückliches Haus zurückkehre, entgegen. Es ist Verdienst meiner Charlotte. Ihr freundliches: der Vater kommt! ging auf meine Kinder über. Die Herren der Erde mögen einen glänzendern Einzug in ihre Städte halten, aber gewiß keinen freudigern, als ich in mein Haus, wo Weib und Kinder mich empfangen. —

Ihre Befehle an ihr Gesinde klingen wie Bitten, ihre Verweise wie guter Rath: aber ihre Befehle werden desto pünktlicher befolgt: ihr sanftes: Das habt ihr nicht gut gemacht: denn rc. wirkt mehr, als die derbste Straf- und Schimpfpredigt mancher Korporals

sen. — Ein Schimpfwort habe ich noch nie von ihr gehört: was man freylich auch nie aus einem weiblichen Munde hören sollte. Bey'm Manne läßt sich's im Nothfalle mit seiner Hitze entschuldigen — mehr auch nicht als entschuldigen: aber ein hitziges zorniges Weib! — Siehe Jesus Sirach, Kap. 25. V. 23 — 26.

Sanftmuth ist der hervorstechendste Zug im Charakter meines Weibes, wie er das bey jedem Weibe seyn sollte. Nur dreymal *) erinnere ich mich, über kleine Fehler des guten Weibes mit alter Jugendhitze aufgebraust zu haben: aber wie schnell entwaffnete sie durch eine Thrä-

*) Nur dreymal! — Was die strengen Ehemänner nur nicht bewirken würden. Freylich wehe dem Manne, dem ein Weib ohne Sanftmuth die Hölle schon auf Erden bereitet; aber ach! wie mancher durch Mißhandlungen seinem Weibe unausstehlich die schönste Perle aus dem Kranze ihrer Tugenden! Man muß auch, wie Crevecoeur, ein heiliges Weib zu verdienen, und ihre Tugend, wie er, zu würdigen wissen!

ne, die sie verbarg, durch ihren flehenden Blick, durch ihr Bestreben, das Versehene wieder gut zu machen, meinen Zorn! Einmal sündigte ich doppelt, daß ich aufbrauste, und daß ich um ein Nichts aufbrauste. Ich erkannte mein Unrecht; und sie erstickte meine Abbitte mit ihren Küssen. Sanftmuth ist die köstlichste Perle im Kranze weiblicher Tugend! Wohl mir, ich habe ein liebes, freundliches, sanftes Weib! —

Diese Sanftmuth verläßt sie auch in Krankheiten und Leiden nicht. Ich möchte sagen: sie leidet schön. Freund, ich weiß diesen Vorzug um so mehr zu schätzen, je mehr ich ihn bey einer sonst guten Schwester vermißte. Ich liebte sie brüderlich: aber sie hörte auf liebenswürdig zu seyn — wenn ihr der Kopf weh that. Niemand konnte ihr dann was zu Danke machen; das kleinste Versehen reitzte sie zum Zorne, sie stieß sie jede freundschaftliche Hand von sich,

und für ihre Krankenwärterinnen mußte ich Geduld kaufen, sonst hätte es keine bey ihr ausgehalten. Ich habe nie nöthig gehabt, eine Wärterin meiner Charlotte durch Versprechungen und Geschenke zu ermuntern. Selbst rohe Geschöpfe fühlten sich durch die Güte und den freundlichen Dank der lieben sanften Dulderin belohnt. —

Ich kenne Weiber, die im Grunde so gesund, und vielleicht gesünder, wie meine Charlotte, dennoch immer kränkeln und klagen, und dadurch sich und ihrem Manne das Leben verbittern. Die Räthin G** commandirt augenblicklich eine Krankheit her, so oft es ihrem Manne einfällt, ihr etwas abzuschlagen, oder sonst etwas zu thun, was dem armen geschwächten Weibe mißfällt. — Meine Charlotte weiß kleinere Schmerzen ohne Klagen zu besiegen, so wie größere mit Geduld zu ertragen.

Und dennoch ist sie das theilnehmendste Weib bey fremden Leiden, und die zärtlichste Toch-

ein und Pflegerin ihrer Lieben in Krankheit sein.

Dann muß ich wünschen, daß eine solche Häuslichkeit sie [illegible] zu ungetreuen Rücksichten und Schonung gegen ihre Kinder verleitet; aber sie [illegible] und [illegible], [illegible] zu vermeiden. Zum Glück bedarf es der [illegible] bei ihren Kindern [illegible]. [illegible] Einstellung [illegible] ihre [illegible] ein, [illegible] sie ihnen ihre Persönlichkeit in's Herz. —

Ich wollte es meiner Charlotte sehr zum Vorwurfe an, daß sie im ganzen Hause auf Reinlichkeit und Ordnung hält — ohne ängstliche Uebertreibung. Es giebt Häuser, in welchen nichts seinen angewiesenen Ort hat, wo man täglich mit Mühe und Zeitverlust das [illegible] eines Verlorenen suchen muß. Ich möchte nun so [illegible] Wirthschaft unserer Frauen nicht sehr loben; aber gewiß auch eben so wenig die, wo die Ord-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Gaste entgegen kommen und ihn bewirthen.

»Aber wie hält's denn mit der Haushaltungs-Geld? mit der Küche? &c.«

Zu dienen, Madame, sagte [illegible] [illegible]. In der Küche hängt immer eine reine Schürze, steht immer ein Gefäß mit Wasser — durch diese simpeln Mittel weiß meine Frau Ordentlichkeit und Reinlichkeit zu verbreiten. —

Sie versteht sich gar herrlich auf's [illegible] [illegible], und, was das beste ist, ohne Aufwand von Zeit, Mühe und Geld.

Der Mann wird [illegible] den Kaffee, den er sonst auf seiner Studierstube trinkt, einmal mit Frau und Kindern gemeinschaftlich [illegible], wird mit Zeitungsblättern in den Garten [illegible], und der Kaffee wird in der Laube aufgetragen — ganz [illegible]!

Unvermuthet findet er im Speisezimmer ein paar [illegible] [illegible] [illegible] eingeladene Freunde — [illegible] [illegible]!

Zu festlichen Tagen kommen hier [illegible] fischen Kinder, als Deputirte ihrer jüngsten Brüder, ihr Scherflein zur Feier seiner Geburtstage einzuliefern. Das Mahl ist so einfach wie gewöhnlich, aber das Zimmer mit einigen schönen Blümchen — ein Fest!

Wieder das Zimmer schmücken. »Und wozu gibt das?« Dem Gedächtnisse eines guten Menschen. Jedes meiner Kinder ist glücklich, wenn es von einem Menschen gehört oder gelesen hat. Der Vater muß dann jedem ein Glas Wein mit Wasser mischen, und alle einem Menschen zu Ehren, von dessen Leben etwas erzählt wird, mit Worten und Liedern die Gläser anstoßen, und jeder unter allen [illegible] den Menschen hoch leben lassen! Ein Fest des [illegible] Glückes [illegible].

Neulich mußte ich, wegen außerordentlicher Arbeit, einige Tage außerhalb in meiner Studierstube zubringen. Kaum Verrichtungen

konnte ich endlich von meiner Arbeit abbringen; aber wie beschreibe ich meine [illegible] Noth mit ihren Kindern, [illegible] nach Blumenstücken [illegible] zu [illegible], mich zu [illegible] und zu [illegible]? Die Arbeit war nun vollbracht: [illegible] war ich fertig, und festlich schön war mein Nachmittag im kleinen Kreise meiner Lieben, noch schöner mein Abend. »Heute sollten wir den Abend einmal in dem [illegible] Zimmer [illegible]. Dort wird es sich der vollbrachten Arbeit freuen, und wir freuen uns mit ihm.« Der Vorschlag fand Beyfall, und siehe, mein Arbeitszimmer war in einen kleinen Tempel der Freude umgewandelt; ringsherum war es mit Blumengewinden behängt, und über dem Schreibtische hing ein [illegible] mit der Inschrift:

Dem guten Gatten
und guten Vater
[illegible]
von seinem Weibe

und seinen Kindern
für welche er so thätig arbeitet.

Gott erhalte Ihn uns gesund!

Welchen Lohn für erfüllte Pflicht, welche Aufmunterung zum Fleiße, zur Arbeitsamkeit für die Zukunft! [illegible] nicht für Weib und Kinder! —

[illegible]

Schuldigkeit anzunehmen. Kleine an sich unbedeutende Gaben können Werth erhalten durch die Art und Weise, wie man giebt; und ist es kein Verdienst, wenn meine Gattin thut, warum ich sie bat, so ist es doch Verdienst, wenn sie meine Wünsche erräth, wenn sie den kaum geäußerten Wunsch, wo möglich, erfüllet, wenn sie mir einen Kranz zum Festtag macht, und wenn sie meine gleiche Aufmerksamkeit für sie mit so freundlichem Dank belohnt. In einem hohen Preise habe ich auch im vorigen Frühling die ersten Veilchen für meine Laura geschickt; und meine Laura hätte mir für den kostbarsten Schmuck nicht herzlicher danken können, als sie mir für einen Veilchenstrauß dankte. Man habe nur den guten Willen, dem Andern Freude zu machen, und ein Herz, das sich glücklich fühlt, wenn es glücklich machen kann; so giebt sich das Uebrige von selbst. —

XVIII.

Einige Fabeln.

1.

Die Sänger des Waldes.

Unter der Regierung Furchtbare des neun und neunzigsten begann im Thierreiche das philosophisch-ökonomische Zeitalter. Alles rechnete jetzt — nicht wie man seine Bedürfnisse einschränken, seine Begierden mäßigen, mit wenig, gern zufrieden leben könne? — Nein, das nicht; sondern wie man mehr gewinnen, wie man mehr Mittel erhalten könne, die unmäßigsten Begierden zu befriedigen. Der Maßstab, nach welchem man jetzt das Gute bestimmte, war das Nützliche, und nützlich war, was bereicherte.

Besonders machte die lucrative Philosophie am Hofe schnelle Fortschritte. Kein Wunder!

denn Sultan Furchtbar hatte die besten Köpfe zu Rathgebern, welche nicht ermangelten, ihm pflichtmäßigst einen weisen Rath nach dem andern zu geben, dessen Befolgung, wo nicht immer ihrem Herrn, doch zuverlässig ihnen selbst Nutzen brachte. Niemand verlor aber bey dieser Philosophie mehr als die Sänger des Waldes. Man bewies ihnen, daß sie unnütze Bürger des Staats wären, brachte sie um die Gunst des Fürsten und um die Nahrung ihrer Mitbürger, und kränkte sie durch Spott und Demüthigung aller Art so lange, bis sie endlich das Singen unterließen, und sich auf etwas Nützlicheres legten.

Aber mit ihrem Gesange verstummte auch die Freude, und alle Thiere wurden roheren Sinnes. Böse Laune und Mißmuth erzeugte bey den minder Mächtigen heimtückische Bosheit, bey den Mächtigern blutgierige Grausamkeit. In kurzem sank die philosophische Thierwelt in die tiefste Barbarey zurück.

2.

Der Fuchs und die Nachtigall.

Es ist wahr, sprach ein Fuchs zur Nachtigall, ihr seyd geistvolle Sänger; nur Schade, daß es euch ganz an Weltkenntniß und Lebensklugheit fehlt! Erst gestern sah ich eine deines Geschlechtes recht plump in eine Falle gehen, die ihr der Mensch gestellt hatte. Wer einen Fuchs fangen will, der muß es listiger angreifen.

Natürlich! antwortete die Nachtigall; ihr versteht euch selbst zu gut auf das Fallenstellen. Würden die Nachtigallen auch erst betrügen lernen, so würden sie wahrscheinlich nicht mehr so leicht betrogen werden. Aber freylich würden sie dann auch aufhören, Nachtigallen zu seyn, deren süßester Beruf es ist, andern Freude in's Herz zu singen.

3.

Phylax und sein Vater.

Es sagt doch, sprach Phylax, ein ehrlicher Haushund, zu seinem Vater, wie unser Monarch zu den Beynamen des Gütigen, des Thierfreundes gekommen ist? Ich bin Augenzeuge gewesen, daß er einen Hirsch, der ihm eben in den Weg kam, auf das grausamste zerfleischt hat. Das war doch, bey meiner Treue, nicht gütig und thierfreundlich!

Er hat das, antwortete der Vater, dem Andenken an seine hohen Vorfahren in der Regierung zu verdanken. Man erkennt es mit Dank, daß er weniger mordet als jene.

4.

Murner und das Windspiel.

Während der Verlesung, die Murner dem Windspiele Haltan hielt, um ihm zu beweisen, daß es unverzeihlich sey, unschuldige Hasen zu mor-

worden, ließ sich ein armes Mäuschen blicken, und husch! hatte es Murner zwischen den Zähnen.

»Ey, ey,« sprach das Windspiel, »Herr Kabinetsprediger, wie reimt sich das zu Ihrer Lehre?«

Ja, antwortete Murner, das ist auch nur eine elende Maus!

Der Amtmann B. Es ist unverzeihlich, wie der Fürst von N** mit seinen Unterthanen umgeht ꝛc.

Herr von A. Sie haben Recht! — Aber, Herr Amtmann, Ihre Bauern klagen, denke ich, auch nicht mit Unrecht über Ihre Strenge.

Der Amtmann. Ja, das sind Bauern, denen muß man strenge seyn.

Herr von A. Aber doch auch Menschen wie Sie und ich?

Ein Dritter. Schön gesagt, Herr von A.! doch — Freymüthigkeit mit Freymüthigkeit belohnt! — Wie konnten Sie gestern Ihren Bedienten um eines so kleinen Versehens willen, so — gerade heraus gesagt — mißhandeln?

Herr von A. Ja — der Schlingel von Bedienten!

Ihr kleinen Tyrannen, werdet selbst erst menschlicher, ehe ihr die großen tadeln wollt!

5.

Das verleumdete Roß.

Am Hofe des Löwen war ein edles Roß, das dem Könige lange treu gedient hatte. Und der

König schätzte und liebte seinen treuen Diener, wie er's verdiente. Das verdroß das kleinere Hofgesindel; und der Fuchs übernahm es, dem Löwen seinen treuen Diener verdächtig zu machen. Aber edel und weise antwortete der König der Thiere: »Es ist ein sichrer Beweis von der Güte meines Rosses, daß es dich Elenden zum Feinde hat!«

6.

Der Hopfen und die Eiche.

»Was hilft am Ende Fleiß und Arbeit, und die mühevollste Ausbildung des Geistes — ohne Glück und ohne Gönner? N**, der seine Jugend verschwelgte, steigt durch seine Gönner von einer Ehrenstelle zur andern empor, und blickt mit Verachtung auf mich herab.«

Du aber weißt, daß du seine Verachtung so wenig verdienst, als er deinen Neid. — Er

hat Ehrenstellen ohne Ehre, und wer weiß wie lange die Stellen.

So mit stolzer Verachtung blickte einst der Hopfen von seiner hohen Stange auf eine junge Eiche herab. Ein Sturm warf die Stange nieder, und der Hopfen seiner Stütze beraubt, kroch auf der Erde. Indeß wuchs die Eiche langsamer, aber auf die Dauer, zum schönsten Baume des Waldes.

7.

Die Wahl eines neuen Königs.

Die hohe Wahlversammlung im Thierreiche Arabiens war jetzt beschäftigt, den Würdigsten zum Könige zu ernennen; und hatte, wie sich denken läßt, volle Arbeit. Unter den zahllosen Candidaten, die sich würdig fühlten, meldete sich auch ein Pferd, das im Dienst eines Arabers an Geist und Leib verkrüppelt war, weni-

ger aus Ehrgeiz — dazu war es zu lange Sklav gewesen! — als aus Liebe zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben. Denn als König, dachte es, lasse ich Andere für mich arbeiten, und mich von meinen fleißigen Unterthanen füttern.

»Du,« sprach der Präsident der hohen Versammlung, »du willst König werden? Weißt du denn nicht, daß, der neuesten Verordnung gemäß, nur der Würdigste ein Recht zum Throne haben soll?«

»Das weiß ich,« antwortete das Pferd, »und eben darum melde ich mich; denn fragt meinen vorigen Herrn, ob ich nicht aus dem vornehmsten Geschlechte abstamme. Seit mehrern hundert Jahren gab mein Geschlecht Arabien die edelsten Rosse.«

Ihr hättet hören sollen, mit welchem bittern Spotte diese Erklärung aufgenommen wurde.

»O hättest du geschwiegen,« sprach der eine, »so wärst du als ein gemeines Pferd zwar unbemerkt und ungeehrt geblieben, aber niemand würde dich verachtet haben.«

»Zwiefache und zehnfache Schande dem, der edle Rosse zu Vätern und Großvätern hatte, und dennoch ein so muthloses, sklavisches, gemeines Thier geworden ist!« sprach ein Anderer.

»Sollen wir einen Dummkopf zum Könige ernennen, weil sein Vater klug war?« sprach ein Dritter.

»Und wird,« fuhr ein Vierter fort, »dein weiland braver Vater aus seinem Grabe zurückkehren, und seinem nichtswürdigen Sohne Verstand und Muth einathmen?«

»Ey höre doch,« rufte ein Fünfter einem Esel zu, »hast du nicht auch Lust, König zu werden? Vor zwey, drey tausend Jahren soll ja einmal einer aus deinem langgeöhrten Geschlechte gar ein Prophet gewesen seyn!«

Beschämt schlich der ausgeartete Sohn bra-ver Väter aus der Versammlung.

* * *

Der Würdigste sey König! das war nun ausgemacht; aber nach langem blutigen Streite blieb es immer noch unausgemacht: Wer dieser Würdigste sey?

Die Tieger machten endlich mit Unterstützung der Füchse dem Streite ein Ende. »Wozu?« riefen sie, »wozu überall einen König? Frey wollen wir seyn, alle frey seyn! Tod und Verderben dem, der sich's einfallen läßt, König über ein freyes Volk werden zu wollen!«

»Herrlich, herrlich,« schrieen alle! »Tod dem Könige! Wir sind frey!«

Vertilgt wurde der Königs-Name; die Tieger theilten sich in die königliche Macht, und herrschten über die andern freyen Thiere — wie Tieger.

XIX.

Ueber Spiele, vorzüglich Kartenspiele.

Wenn sich ein Mann zum Würfeln herab läßt, so geschieht's gewiß nur auf wenige Minuten zum Spaß. Die so genannten Hazardspiele in der Karte — sollten sie wohl vor den Würfeln Vorzug haben? Mir wenigstens bleibt es unbegreiflich, wie ein Mann, der an Kopf und Herz unverwahrloset ist, der denken kann, und nicht bloß aus niedriger Gewinnsucht spielt, an einem Hazardspiele Vergnügen findet, das der dümmste Feuerländer, so bald er nur die Karten kennt, in sechs Minuten erlernen und mitspielen könnte. Ich möchte doch nicht behaupten: daß alle die, oft feinen Leute, die ich Stunden lang solche Hazardspiele mit Theilnehmung spielen sah, aus niedriger Gewinnsucht spielten! —

Spiel um Geld ist immer ein gefährliches, für Ruhe, Glückseligkeit und Sitten gefährliches Spiel. Der Grundsatz: Im Spiele muß man keinen Dreyer schenken; führt oft zu schmutzigem Geitze, und viel Glück im Spielen macht Verschwender und Liederliche.

Man kann bey'm Spieltische nicht bloß sein Geld und seine Gesundheit, man kann auch Kopf und Herz verlieren!

Ich habe gesehen, daß Männer, welche sonst nach strengster Ehrlichkeit handelten, sich im Spiele Vortheile erlaubten, die unmöglich mit den Grundsätzen des ehrlichen Mannes bestehen können; besonders bey'm Verluste, und gegen den Gewinner. Das Schuldigbleiben und Vergessen gar nicht einmal gerechnet, weil es ja möglich ist, daß sie es wirklich vergaßen — nur daß manche gar zu leicht und zu oft vergessen! Wer bey'm Spiele, mitten im Verluste, dennoch auch die,

von Andern vergessene, kleine Schuld, die er nach den Gesetzen des Spiels bezahlen muß, immer pünktlich bezahlt, dessen Ehrlichkeit ist im Feuer bewährt gefunden. Zuverlässig geht aber auch manche Ehrlichkeit in der Probe verloren, und kleine Unredlichkeiten im Spiele begangen, gehen unmerklich auch in andere Handlungen über.

Es scheint mir beynahe ein Wunder, wenn ein professionirter Spieler ein ehrlicher Mann ist. Doch ist der Bärenführer ein nützlicheres Mitglied der menschlichen Gesellschaft, als, selbst ein ehrlicher, Spieler, der sich vom Spiele nährt.

Es muß ein vernichtender Gedanke für den Greis seyn: sein Leben verspielt zu haben!

Aber dawider hat meine Moral nichts, daß ein Biedermann zuweilen auf ein paar Stunden ein solches Spiel in der Karte mitspielt, worin Mannigfaltigkeit und Verwickelungen

Statt finden, und wo das blinde Glück doch nicht ganz allein entscheidet. Ein Mann, der viel, und mit vieler Geistesanstrengung arbeitete, bedauerte, daß er allen Geschmack am Spiele verloren habe: weil es ihm sonst oft eine wohlthätige Zerstreuung und Erholung gewährt hätte. Man behauptet zwar, sprach er, daß uns armen Gelehrten, die wir ohnehin zu langem Sitzen am Schreibepulte verurtheilt sind, dergleichen Spiele, die sitzend gespielt werden, mehr nachtheilig als nützlich wären: aber vorausgesetzt, daß der fleißige Gelehrte die nothwendige Bewegung sonst nicht verabsäumt; so ist ihm das Ausruhen am Spieltische gewiß nicht nachtheilig, vielmehr zuverlässig wohlthätig, in wie fern es ihn von fernerem Nachdenken abhält, und eine angenehme Zerstreuung gewährt. Oft habe ich nach einem arbeitsvollen Tage in Gesellschaft Erholung gesucht, und fand peinigende Langeweile, wenn etwa von nichts und wieder nichts gesprochen wurde; oder wurde in

eine ernste Unterredung verwickelt, die mir jetzt gerade zur Unzeit kam, und meinen Zweck, warum ich heute in Gesellschaft ging, vereitelte. Eine leichte Beschäftigung, die uns von ernstem Nachdenken abhält, die uns zerstreuet und erheitert, ist niemanden mehr zu rathen, als dem Manne, der mit vieler Geistesanstrengung arbeitet, und der es so selten über sich vermag, Feierabend zu machen, wenn er es sollte. Freylich muß er aber ohne Leidenschaft und nicht lange spielen, und muß das Spiel mit Leichtigkeit übersehen können, damit es ihm nicht zur neuen Arbeit wird. Es giebt Männer, welche bey aller ihrer Gelehrsamkeit nicht im Stande sind, ein Spiel, in welchem einige Verwickelung ist, ohne Mühe und Geistesanstrengung zu spielen. Diese möchten schwerlich am Spieltische Zerstreuung und Erholung finden.

Also unter den Bedingungen darf ein Biedermann spielen. Dennoch würde ich jedem den Rath meines Vaters empfehlen:

„„Bestimme jährlich von deinen Einkünften eine kleine Summe, die nicht mehr betragen darf, als du nach Maßgabe deines Vermögens, ohne dir und den Deinigen die Befriedigung eines Bedürfnisses, oder auch nur ein sonst genossenes Vergnügen zu versagen, füglich verschenken, oder mit dem ersten besten Freunde in Champagner vertrinken könntest, zur Spielkasse; mit dem festen Entschlusse:

1) Den etwanigen Gewinst schlechterdings nicht für dich, oder die Deinigen zu verwenden;

2) Für den Rest des Jahres, in welchem die Kasse gesprengt wurde, nicht wieder zu spielen.

Man wird dann nicht leicht im Spiele sündigen, noch durch das Spiel zum Sünder werden, man wird ohne Leidenschaft und ohne Eigennutz, nicht zu hoch, nicht zu lange, nicht zur Unzeit spielen

Wer die gegebene Bedingung nicht erfüllen kann, sollte, wenn er ein ganz ehrlicher Mann bleiben will, nie um Geld spielen.

XX.

Tadle deinen Freund, wenn du ihn zum Freunde haben willst.

Ich bin so glücklich mehr als Einen Freund zu haben, und das nicht etwa bloß im weitläuftigsten Sinne des Worts, wo das Freund nicht mehr sagen will als, ein guter Bekannter, der etwa einmal mit uns an Einem Tische gegessen und getrunken hat. Nie nennte ich aber einem Freunde zu Gefallen schwarz weiß — wer würde auch nicht das schon für Beleidigung gegen seinen Freund halten, wenn er nur glauben könnte, daß er ihm damit was zu Gefallen thäte! — nie billigte ich, was ich nicht billigen konnte; vielmehr tadelte ich offenherzig, was ich tadelnswürdig fand, weil ich das für Pflicht hielt, und ein Gleiches von meinem Freunde erwarte und fordere: und ich habe noch nie durch mei-

vom offenherzigen Tadel einen Freund verloren, oft aber Dank und herzlichen Händedruck dafür erhalten.

Was wäre auch eine Freundschaft, wenn Sie nicht gern einem Freunde wohlthun wollten? Oder ist's auch nicht Wohlthat: edler und besser zu werden?

Das ist nun einmal eine ziemlich allgemeine Erfahrung, daß wir Augen haben wie die Falken, um die Fehler anderer zu erkennen, aber eine Binde vor den Augen, die uns hindert, unsere eigenen Fehler zu sehen. Sehen möchten wir sie doch aber, um sie ablegen zu können; und daß wir sie nicht ablegen wollten — das wäre doch wahrlich nicht freundschaftlich von unserm Freunde, wenn er so schlecht von uns dächte!

Du würdest es deinem Freunde übel nehmen, wenn er dich ließe mit einem schwarzen Fleck im Gesicht, oder auch nur auf dem Kleide, über die Straße gehen, da er ihn doch bemerkt hätte: und

und er sollte empfindlicher seyn, wenn er deine Seele durch einen häßlichen Fleck verunstaltet sähe, und dich nicht aufmerksam darauf machte? Dank also dem Freunde, der uns die Binde von dem Auge reißt, die uns hindert, unsere Fehler zu erkennen, und uns zu bessern.

»Wer nun aber nicht gebessert seyn will?«

Nun den möchte ich bitten: Suche dir einen andern Freund! Doch, glaube mir, der Fall ist äußerst selten, daß jemand nicht gebessert seyn wollte, — er möchte sich denn schon für unverbesserlich zu halten. Das ist freylich eine gefährliche Krankheit; allein eben so gefährliche Krankheiten sind doch selten; und, wie gesagt, wer so krank wäre, und die Hülfe des Arztes ausschlüge, der taugte schlechterdings nicht zum Freund' ist.

Hast du aber mit deinen Freunden schon den Versuch gemacht? hast du wirklich durch gut gemeinten Tadel schon einen Freund verloren, deß-

den Verlust sich schmerzte? Du weißt, daß man oft Gemeinsprüche auf Treu und Glauben, ohne eigene Prüfung und Erfahrung nachspricht, besonders wenn sie eine Klugheitsregel enthalten, oder enthalten sollen — man möchte nicht gern das Ansehen eines klugen Mannes haben! Hast du also wirklich diese unangenehme Erfahrung mit einem Freunde selbst gemacht; sondern gegen einen? so lag die größere Hälfte der Schuld — an dir.

«Nun ja! weil ich ihn tadelte.»

Nein; weil du ihn nicht auf die rechte Art, nicht so recht freundschaftlich tadeltest; oder weil du ihn mißverstanden hast.

«Mißverstanden?»

Eine angenehme Empfindung kann es doch nicht seyn, häßliche Flecken an sich wahrzunehmen?

«Das freylich nicht!»

Je mehr man auf Reinlichkeit hält, desto unangenehmer muß jene Wahrnehmung seyn.

«Allerdings!»

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] — [illegible] ten, weil sie nicht die Macht, nicht das Ver- [illegible] zu [illegible]

[illegible]

[illegible], und [illegible] er [illegible], wie er sich [illegible] [illegible], [illegible].

Dieß scheint ein harter Urtheil, besonders ist es das Urtheil eines Menschenkenners, und ich bekenne, es enthält Wahrheit. Menschen von einem gewissen — etwa bis dreißigjährigen Alter abgerechnet, gibt es gewiß nur wenige unserer Zeitgenossen, besonders von unseren jungen [illegible].

Sie wollten die Welt umschaffen, und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] in dem [illegible] der [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] einen Freund [illegible].

In einer [illegible], [illegible] [illegible], hatte ich, doch nur auf kurze Zeit,

an dem jungen Grafen B** zu meinem Pflegesohn.*) Man hätte, wenn man ihn näher kannte, schließen sollen, das Schicksal müsse ihn zu einem Königsthrone bestimmt haben, damit er ein ganzes Volk beglücken könne. Auf einer kleinen Reise, die ich mitten im Winter in Schlesien machte, lernte ich den vollkommenen jungen Mann auf einer andern Seite kennen.

Wir begegneten uns einander auf offener Straße, hielten, trotz dem Sturme und dem Schneegestöber die Pferde anzuhalten, und begrüßten uns aus dem Wagen. — Der Graf saß allein in seinem Wagen; ich hatte in dem meinigen den Rath Schulz bei mir. — Während der Frage und Gegenfrage bemerkte ich, daß des Grafen Bedienter auf dem Bocke sich wie ein Wurm krümmte, und seinen Kopf an den Kutscher anschmiegte, der mitleidig seinen Arm um ihn herumschlang.

*) Siehe B. XIV S. [illegible] im ersten Stücke.

»Herr Graf, was fehlt Ihrem Bedienten?«

»Der arme Karl hat wieder einen heftigen Anfall vom Kolik; er ist dem Tode oft nahe gewesen.«

»Gott! und Sie lassen den kranken Menschen in der Kälte draußen sitzen? — Wollen Sie ihm nicht erlauben, daß er sich mit in unsern Wagen setzen darf? Der Herr Rath wird so gern als ich, einem kranken Menschen eine Stelle neben sich gönnen.«

Wie der Mann die Augen aufriß! Er war ihm nur nicht eingefallen, daß sein Bedienter auch ein Mensch sey. Der Graf war im Grunde ein ungleich besserer Mann, als der Herr von L**, dessen ich vorhin erwähnte; jener theilte mit seinen Vorzügen an Menschenverachtung [illegible] [illegible], dieser [illegible] sich selbst — Er war zu wenig unter Menschen, zu sehr unter Großen erzogen worden, sein Blick hatte von Jugend auf eine falsche Richtung bekommen, und sein

überspannter Kosmopolitism erklärt sich in diesen falschen Richtung. Indessen warne ich dich nicht vor dem Vortrage eines F** — wehe mir und dir, wenn ich diese Warnung nöthig hätte! — wohl aber vor der Selbsttäuschung des Großen; der mißverstandnen, oder fälschlich angewandten allgemeinen Menschenliebe.

Siehe! ich hoffe mit Zuversicht, daß du nie einen Menschen um seiner Abstammung, seines Volks, seines Standes willen hassen, aber auch ihn deshalb lieben werdest: daß es dir vielmehr immer genug seyn werde, zu wissen: das ist ein Mensch, der deiner Hülfe bedarf; um, wo du kannst, ihm gern und willig zu helfen. Aber wo wirst du denn mit dem Beweisen deiner Menschenliebe — und beweisen, durch Thaten beweisen, so weit deine Kräfte reichen, mußt du sie doch, wenn es dir anders damit Ernst ist — wo wirst du damit anfangen, wo zunächst Gutes wirken, als in dem Kreise, das

die

die Amt und Beruf verpflichten, unter denen Menschen, mit welchen du in näherer Verbindung lebst?

Du wirst mich nicht mißverstehen. Deine Menschenliebe soll nicht auf dein Haus, oder dein Dorf so eingeschränkt sein, daß die Menschen jenseits dieser Grenzen dir fremd würden. Kein Mensch darf als Mensch dir ein Fremder seyn. Wer deiner Hülfe bedarf, ist dein Nächster. Wir alle machen nur Eine große Familie aus, und jedes Mitglied aus der großen Familie, weiß oder schwarz, in Deutschland oder in dem neu entdeckten fünften Welttheile, hat eben deswegen, weil er zur Familie gehört, Ansprüche auf deine Bruderliebe. Dieß ist und bleibt eine große heilige Wahrheit, und es ist gut und heilsam, sie oft zu denken, oft zu erneuern, und dem Herzen näher zu bringen. (»Seyd umschlungen, Millionen! diesen Kuß der ganzen Welt!«) Und wenn ich

gen in den Fall kämst, einem deiner Menschenbrüder jenseits des Oceans deine brüderliche Güte thätig erweisen zu können, nun so ist es keine Frage, daß du sie ihm so wohl, als deinem nächsten Nachbar erweisen mußt. Gesetzt, daß du mit derselben Gabe, mit welcher du deinem nächsten Nachbar einen Festtag verschönern wolltest, den Pilger aus fernem Lande vom Hungertode erretten könntest: so wäre wieder keine Frage, welchem von beyden du deine Gabe mittheilen müßtest. Und hättest du Kräfte und Gelegenheit, einem ganzen Lande wohl zu thun, und ließest diese Gelegenheit unbenutzt, diese Kräfte ungebraucht, wolltest aus bloßem Eigensinn, oder aus Liebe zur Bequemlichkeit, nur für dein Dorf leben, so verdientest du den gerechtesten Tadel des Menschenfreundes. Oder wenn es dir gar einfiele, nach der Moral der Grashöfer, den Mitbewohnern deines Dorfs auf Unkosten anderer, etwa dadurch wohl thun zu wollen, daß du das Commercium von ihren

Aeckern und Wiesen ab, und auf die Aecker und Wiesen ihrer Grenznachbarn leitetest: so handeltest du nach einer Moral, vor welcher dich deine gesunde Vernunft und dein Herz bewahren wird. Aber was würdest du im Gegentheile von dem Menschen halten, der die Ausübung seiner Menschenliebe auf den Fall verschieben wollte, daß der liebe Gott ihm einmal einen armen Wanderer aus fernem Lande in's Haus schickte? der seinem Nachbar, seinem Freunde Hülfe und Beystand versagte, weil es im Auslande Menschen gäbe, welche vielleicht noch unglücklicher wären als sie? oder der das Gute, das er in seinem kleinern Wirkungskreise thun könnte, deswegen nicht thäte, weil dieser Wirkungskreis für ihn und seine Kraft viel zu klein wäre, weil er einen unendlich größern ausfüllen könnte; der, weil er Kraft genug zu haben wähnte Tausenden zu helfen, es nicht der Mühe werth hielte, einem einzelnen Menschen Hülfe zu leisten? —

»Laß uns eilen unsere Pflanzen zu begießen; sie verdorren uns, wenn wir länger säumen! Werden wir früher fertig, so wollen wir dann auch unsern guten Nachbarn helfen.« So sprach ein biederer Landmann zu seinem Sohne.

»Laßt's seyn mit dem Gießen!« antwortete der Jüngling. »Einen Regen brauchen wir, einen Regen für's ganze Land!«

»Wohl wäre der zu wünschen! Aber ehe er kommt, möchte es um unsere Pflanzen gethan seyn, wenn wir sie indeß nicht fleißig begießen.«

»Unsere paar Pflanzen! Was will das sagen gegen die Pflanzen im ganzen Lande, gegen die Saaten und andere Gewächse, die die Sonnengluth alle versengen wird, wenn nicht bald ein guter Regen kömmt? O was ich mich freuen würde, wenn ich im Stande wäre, das ganze Land so mit Einem Male durch einen wohlthätigen Regen zu erquicken!«

»Das sollte mich selbst freuen. Da wir nun aber das nicht können, so laß uns thun, was wir können. Komm, laß uns unsere Pflanzen begießen, und dann unserm Nachbar helfen!«

Mache es nicht wie dieser Jüngling, befolge vielmehr die Lehre seines weisern Vaters. Und wahrlich! die Welt würde sich wohl dabey befinden, wenn ihm jeder folgte.

»Ach! es ist noch gar zu viel in der Welt zu bauen und zu bessern!« Wohl wahr; nur wird durch bloßes Klagen nichts gebessert. Soll's besser werden, so müssen wir uns brüderlich, jeder nach dem Maße seiner Kraft, in die Arbeit theilen. Wollen alle alles thun, so bleibt's ewig beym Wollen, und nichts wird vollbracht werden.

»Wenn ich an jenem Posten stände, wenn ich die Macht hätte, die jener hat; o wie viel Gutes wollte ich für die Welt thun!«

Ein schöner Vorsatz! Sollen wir aber überzeugt werden, daß es dir damit Ernst sey; so

beweise es dadurch, daß du an dem Posten, an welchem du jetzt stehest, mit der Kraft, die du jetzt hast, so viel Gutes thust, als du gegenwärtig thun kannst. Füllst du den kleinern Kreis nicht aus, wie wirst du den größern ausfüllen?

So lange dein Nachbar hülflos leidet, dessen Leiden du zu mindern im Stande bist, so lange ist dein Vorgeben von allgemeiner Menschenliebe ein leeres Geschwätz, Betrug oder Selbsttäuschung!

XXII.

Ueber große und kleine Tugenden.

Eine ähnliche Bewandtniß, wie mit der Menschenliebe scheint mir es mit den so genannten großen Tugenden — heroischen Tugenden, Heldentugenden — zu haben; in wie fern diese andern Tugenden entgegen gestellt werden, zu deren Vollbringung, wie man oft fälschlich glaubt, weniger Geisteskraft — Energie, Seelenstärke — erfordert wird; und die man deswegen kleinere Tugenden nennt.

Nun ist es zwar unläugbar, daß der gerechte und standhafte Mann, den weder Versprechungen noch Drohungen, weder Ehrenbezeigung noch unverdiente Beschimpfung, weder Glück noch Unglück in seinem festen Sinn erschüttern, nichts der Tugend und seiner Pflicht

ungetreu machen kann; der, wo die Pflicht ruft, keine Gefahr scheut, jede Freude jeden Lebensgenuß, seine liebsten Wünsche, seine schönsten Hoffnungen der erkannten Pflicht willig aufopfert, willig jedes Leiden, das sie ihm auflegt, übernimmt, ohne Murren es erträgt, und, gebietet sie, selbst sein Leben ihr zum Opfer darbringt; — ganz unläugbar ist es, daß ein so gerechter und standhafter Mann die höchste Achtung verdient, die ein Mensch dem edlern Menschen, ein Geist dem höhern Geiste erweisen kann, und daß also Tugenden, durch welche man sich diese Achtung verdienet, mit Recht auf den vorzüglichsten Rang unter den Tugenden — wenn man nun ja einmal Rangordnung unter den Tugenden annehmen will -- Anspruch machen dürfen.

Wie aber, wenn man nun aus diesem Bilde die Züge, die eigentlich und allein den moralischen Werth ausmachen, die Züge von Gerechtigkeit, von Handeln aus Pflicht, auslöscht, oder doch in den Hintergrund stellt? den ge-

rechten Mann nur mitnimmt, im Grunde aber doch bloß den standhaften Mann meint? die Güte der Handlung gelten läßt, aber zunächst doch nur die Größe, die ungewöhnliche Aeußerung von Kraft, oft ganz ohne Rücksicht auf den beabsichtigten Zweck, oder doch ohne Rücksicht auf einen moralischen Zweck, mit lautem Lobe bewundert? wenn man einzelne Aeußerungen dieser Kraft, einzelne Handlungen für die Tugend selbst nimmt, mit diesen einzelnen Handlungen, die man vollbrachte, oder vielleicht erst vollbringen will, sich schon im Besitze der großen Tugenden glaubt, und in dem erträumten Besitz es kaum der Mühe werth hält, auch die kleinen alltäglichen Tugenden in Ausübung zu bringen — so ist man doch, auf das gelindeste gesagt, in einem Wahne, der für die sittliche Vervollkommnung, und selbst für die Glückseligkeit des Menschen wahrlich nicht unbedeutend ist. Und dieser Wahn ist gemeiner als es manchem scheinen dürfte.

»Aber sollte nicht auch eine einzige große gute That, zu deren Vollbringung vorzügliche Kraft, Muth, und Stärke des Willens erfordert wird, den Werth von tausend andern alltäglichen Thaten haben, die man mit alltäglichen Kräften verrichten kann?«

Ich glaube das, unter gewissen Bestimmungen, selbst. Nur möchte es uns oft schwer fallen, nach diesem Maßstabe die Größe einer That abzumessen.

Dem einen wird etwas sehr leicht, was dem andern schwer ist, ohne daß man deswegen immer mit Zuverlässigkeit behaupten könnte, daß der, dem es leichter wird, darum mehr Kraft habe, als der andere — vielleicht oft das Gegentheil. »Ich sah die sanfte Weiblichkeit Lasten tragen, an denen der männliche Muth ermatten würde!« Wer unterschreibt diese Erfahrung *), nicht? Gewiß kostet es manchem großen

*) Vom Verfasser des Buchs: Ueber die Ehe.

Manne Mühe und Anstrengung, dem Feinde zu verzeihen, an dem er sich rächen konnte; und ich sah gutmüthige, übrigens äußerst schwache Menschen, durch eine Thräne besänftigt, dem Feinde die Hand reichen.

Für ein gutes Tagelohn übernahmen alltägliche Menschen Arbeiten, wobey sie mehr Gefahr für ihr Leben zu besorgen hatten, als der Held in der Schlacht. Sie kannten die Gefahr, bereiteten sich wohl gar vorher zu ihrem Tode vor, und übernahmen sie dennoch.

»So muß ich also bey Beurtheilung einer That Rücksicht nehmen auf den Kampf, die Anstrengung, den wirklichen Aufwand von Kraft, den sie diesem Handelnden kostete.«

Wie aber kannst du dieses bey einer einzelnen isolirten That eines andern? — Und je öfter er eine Art von Handlungen ausgeübt hat, desto mehr Fertigkeit erlangt er, desto leichter werden sie ihm. Ist nun die That, die er zum ersten

Male mit Kampf und Anstrengung vollbrachte, größer, oder die, die er zum zehnten Male mit Leichtigkeit thut? Du wirst nach deinem Maßstabe die erste That für größer halten; und doch war sie nur der erste Schritt zur Tugend. Noch ist es zweifelhaft, ob sie auch nur der erste Schritt zur Tugend war, ob sie gethan ward, weil sie tugendhaft, weil sie pflichtmäßig ist?

Unstreitig muß man doch die Frage bestimmt beantworten können: warum jemand dieß that? wenn man den moralischen Werth seiner That abwägen will, und wie kann man dieses bey einer einzelnen That?

Nimm eine eigentliche Heldenthat: Tapferkeit in Gefahr, und noch bestimmter, Tapferkeit im Kampfe für's Vaterland. Der Soldat hat tapfer gefochten; aber er kann tapfer gewesen seyn, ohne Muth und Herzhaftigkeit. Seine Tapferkeit ist ganz verdienstlos, wenn er nicht absichtlich tapfer war,

wenn er nicht vor der Schlacht schon entschlossen war, tapfer fechten zu wollen; und er konnte dieß gewollt und seinen Vorsatz ausgeführt haben, ohne daß seine Tapferkeit moralischen Werth hätte.

Versuche nur einmal die mannigfaltigen Bewegungsgründe, Antriebe, Reitzungen, die den Soldaten, der jetzt mit Ehren aus der Schlacht zurückkehrt, zu seiner bewiesenen Tapferkeit bewogen, angespornt, hingerissen haben könnten, anzugeben.

Er war tapfer, aus, mehr oder minder deutlich erkannter, Pflicht;

aus Ueberzeugung, daß er für die gerechte Sache stritt;

aus Liebe zum Vaterlande;

aus Liebe zu seinem eigenen Herde und zu den Seinigen, die bey Unterjochung des Vaterlandes mit leiden würden;

aus Liebe zu seinem Fürsten — oder auch zu seinem Anführer;

aus Rachsucht gegen Feinde, die seinen Mitbürgern — seinen Freunden — seinen nähern Anverwandten wehe thaten;

aus Ehrgeitz;

aus Gewinnsucht, durch vorhergegangene, versprochene, oder erwartete Belohnung gereizt;

aus politischer, oder religiöser Schwärmerey;

weil er die Gefahr nicht kannte;

weil man ihm gegen den Feind Geringschätzung, Verachtung eingeflößt hatte;

weil ihm kurz vor der Schlacht sein Anführer oder sein Prediger Muth einsprach;

aus wirklicher Herzhaftigkeit, die er überall in Gefahren beweiset — mit oder ohne Rücksicht auf die Sache, für welche er kämpft;

aus Lebensüberdruß — als ganz Unglücklicher;

aus barbarischer Mordlust;

als Maschine, die sich mechanisch nach der Richtung hinbewegt, die ihr der Führer gab, und jetzt eben in eine Richtung kam, wo sie ihre Wirkung thun konnte;

aus Furchtsamkeit, oder, wenn man lieber will, aus Verlegenheit, in persönlicher Gefahr sich seiner Haut wehren zu müssen — aus Verzweiflung;

erhitzt durch starke Getränke;

aufgeschreckt durch Drohungen und Strafe;

hingerissen durch das Beyspiel anderer;

ermuntert durch Zuruf, durch Siegesgeschrey, durch die Trommel;

zur Rache entflammt durch den Freund, der neben ihm fiel;

in Wuth versetzt durch das Getöse der Schlacht.

Du siehst, daß Flechier's Bemerkung: »Ich habe Soldaten gekannt, die sich recht brav

in der Schlacht gezeigt hatten, und doch vor einem Aderlaß zurück beben!« sich erklären läßt; und daß man ganz ohne Muth und ohne Herzhaftigkeit tapfer seyn kann.

Streiche jetzt aus dem gegebenen Verzeichnisse der Tapfern alle die aus, welche es waren ohne es seyn zu wollen, welcher himmelweite Unterschied findet noch unter den übrigen bey moralischer Würdigung ihrer Tapferkeit Statt! Für dieselbe That, für welche der Edle, der aus erkannter Pflicht, und aus Liebe zum Vaterlande, sein Leben zum Opfer brachte, die schönste Bürgerkrone verdiente, was verdiente der Unmensch dafür, der in der Schlacht seine Mordlust befriedigte, seinen Blutdurst stillte?

Muß nun der moralische Werth der Handlungen nach unsichtbaren Gewichten, deren Gehalt wir nur bey Menschen, die wir näher kennen, die wir oft handeln sahen, nach Wahrscheinlichkeit bestimmen können, gewogen wer-

werden: wie willst du über den Werth einer einzelnen That, von welcher du nicht viel mehr weißt, als daß sie gethan sey, entscheiden?

Ist's nicht wahr, was ein Menschenbeobachter sagte: daß manche unsrer gepriesenen Thaten nicht viel mehr als ein Bonmot ist, das oft zu laut beklatscht wird — und wo zuweilen andere erst einen Sinn hinein tragen, wovon der ehrliche Mann, der es aussprach, sich wohl selbst nichts träumen ließ?

Fern sey es von mir, Tugenden, zu deren Vollbringung ungewöhnliche Kraft, Muth, Selbstverläugnung, Aufopferung erfordert werden, herab würdigen zu wollen — was man nur mit verkrüppeltem Geiste und Herzen wollen könnte! Auch ist es mir Grundsatz — wie es Grundsatz aller derer seyn wird, die sich eigener Rechtschaffenheit bewußt sind: bey gleicher, oder auch nur nicht sehr überwiegender Wahrscheinlichkeit, eine That lieber für gut als schlecht zu

halten, lieber edle als unedle Bewegungsgründe voraus zu setzen. Ich verabscheue die aus einseitiger Menschenkenntniß geschöpfte Weltklugheit, die alle, auch die besten Menschenthaten aus unlautern Quellen ableitet, wie den grinzenden Neid und die kleinliche Eifersucht niedriger Seelen, die an dem Verdienste großer Menschen nagen, und — was sie freylich, um sich mit ihnen messen zu können, leichter finden — sie lieber zu sich herab ziehen, als sich zu ihnen erheben wollen. Aber deswegen werde ich doch auch nicht alles, was schwer wiegt und wie Gold aussieht, gleich für ächtes Gold, und nicht jede Aeußerung von Kraft für Tugend nehmen.

Man kann mit gesetzwidriger Anwendung großer Kräfte ein desto größerer Bösewicht seyn, wie zum Beyspiel der verabscheuungswürdige Catilina; und man kann große Kräfte gesetzmäßig anwenden, ohne deswegen die Achtung

des tugendhaften Mannes zu verdienen, wie zum Beyspiel der furchtbare Tilly.*)

Sage man selbst: sollte es wohl ein unbedeutender Irrthum seyn, wenn man Heldenthaten und Heldentugenden so oft verwechselt, wenn man Größe der That so oft zum einzigen Maßstabe nimmt, wonach man den Werth der That, und wohl den ganzen Werth des Mannes abmißt? — Und wenn man nun dem Jünglinge von großen Anlagen früh diesen unrichtigen Maßstab in die Hand, seinen noch unentwickelten Kräften früh diese falsche Richtung giebt, wenn man in dem Bilde des großen

*) Freylich kann man nicht sagen, daß der schreckliche Tilly dem Moralgesetze gemäß gehandelt habe — wenn er z. B. bey Magdeburg den Officieren, die ihn baten, dem Sengen und Morden Einhalt zu thun, kaltsinnig und unmenschlich antwortete: „Es hat noch Zeit! Kommt in einer Stunde wieder; ich werde dann sehen, was ich thun werde." — aber der Staat, dem er diente, nannte doch seine Handlungen preiswürdig.

Mannes, den man ihm zum Muster aufstellt, gerade die Züge, die allein seinen moralischen Werth ausmachen, auslöscht, oder doch verdunkelt? wenn man ihm nur gegen solche Tugenden Hochachtung einflößt, durch welche man Ruhm erwerben kann? —

Will man ehrgeitzige ruhmsüchtige Menschen erziehen, so kann man nicht zweckmäßiger handeln als so; aber auch nicht zweckwidriger, wenn man Verehrer der Tugend bilden will.

Fragt die Erfahrung: sehe selbst, wie sich eure Menschen, die mehr nach Größe, als nach Güte streben, im thätigen Leben benehmen, wie sie urtheilen, wie sie handeln?

Es ist zum Erstaunen, welche schiefe Begriffe viele unter ihnen selbst mit denen Tugenden, denen sie nach ihrer stolzen Aussage, gehuldigt haben, zu verbinden pflegen, und wie jämmerlich verkrüppelt sie solche in der Ausübung darstellen.

Ich habe Menschen kennen gelernt, welche alles, was andern Menschen heilig ist, ohne Ausnahme und ohne Schonung als Pfaffenbetrug verlachten, und selbst über manche gute Sitte, oft über wahre Tugenden, zum Beyspiel über Schamhaftigkeit, Unschuld, Keuschheit spotteten, als über Pfaffenwahn — und das nannten sie Erhabenheit über die gewöhnliche Denk- und Handlungsart gemeiner Menschen.

Ich sah andere, denen niemand etwas zu Danke machen konnte, die alles, was sie nicht selbst thaten, tadelten, keine Gesetze über sich erkennen, sich in keine Ordnung fügen wollten, die Pflichten ihres Amtes vernachlässigten — und die das hohen Freyheitssinn und edle Freymüthigkeit nannten.

Noch andere handelten ganz ohne Ueberlegung, beharrten, auch selbst von ihrem Irrthum oder ihrem Unrecht überzeugt, mit Eigensinn und Hartnäckigkeit auf ihren Meinungen,

schienen hat, trotz dem erkannten Bessern, das Schlechtere zu thun — und hielten dieß für Entschiedenheit, für Festigkeit des Charakters.

Leute, die verwegen und tollkühn, ohne Beruf und Pflicht, sich in Gefahren stürzen, dünkten sich muthvoll und herzhaft; und die meisten gaben Geschwätz für Thaten, sprachen nur immer von Engelthaten, ohne irgend einmal eine schöne Menschenthat vollbracht zu haben.

In einer Gesellschaft von solchen Menschen wurde über Freundschaft gesprochen, und die Frage aufgeworfen: »Wenn mein Freund ein hochverrätherisches Verbrechen begangen hätte, und der Staat von mir, der ich seinen verborgenen Aufenthalt wüßte, seine Auslieferung forderte, mit der Drohung: mich als den Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen, wenn ich dieß verweigerte; — ob ich dann meinen Freund ausliefern, oder lieber für ihn leiden, und, wenn

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible]?«

Ehre, Ehre dem Manne, der die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible], ich [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible]; aber [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible]?

»[illegible]? — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und jede [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible], [illegible] den [illegible].«

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible]: [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible], der [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] es war eine Zeit, wo auch mir [illegible]

[illegible]

[illegible], die ich [illegible], Frauenzimmer, die ich kaum für bemerkenswerth hielt, [illegible] [illegible] [illegible].

Ich fand auch meinen Freund [illegible] in einem kleinen Cirkel mit seiner Frau, weil sie die Zeitung nicht [illegible] [illegible] [illegible] hatte.

»[illegible]« sagte seine Frau, »Sie [illegible] ganz [illegible] über die [illegible] Zeit [illegible] geblieben; den [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] sie [illegible], [illegible] sie ja [illegible].«

»Da thut der [illegible] nicht recht. Er war sehr [illegible]; [illegible] [illegible] sie über [illegible] [illegible]; und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] —«

»Ja nun, ich [illegible], [illegible] der [illegible] Zeitung nicht [illegible] [illegible], wenn sie [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] —«

»Stille, lieber [illegible], [illegible] ist un-möglich [illegible], daß man ein männlich gesprochenes Wort weniger halten müßte als ein schriftliches.«

Ich [illegible], wie [illegible], [illegible] meinen Freund. Aber er war nicht bloß [illegible], er war zugleich die strengste Gerechtigkeitsliebe. [illegible] Freund im [illegible] wie im [illegible] kennen, und [illegible] [illegible] [illegible] fertig macht. —

Du weißt, wie viel ich auf unsers [illegible] Gerechtigkeit halte. Er erwarb sich meine Freundschaft durch eine [illegible], und gewiß [illegible] [illegible].

Er war der Sohn eines armen [illegible], und [illegible] seiner [illegible]. Minchen liebte ihn [illegible], und ihre Eltern wollten sie ihm geben, wenn er, aber [illegible] [illegible] armen kranken Vater, zu [illegible]

geben, und ihre Wirklichkeit übernehmen wollte. Nein, sagte der brave H[illegible], das kann ich nicht. Wer wird sich meines alten [illegible] Va- ters annehmen, wer wird ihn pflegen und war- ten, wenn ich ihn verließe? Die mußte [illegible] einen andern nehmen, und H[illegible] war lange unglücklich; aber er ließ es seinen Vater nicht merken, [illegible] ihn keine [illegible] [illegible], und sucht nur in der geduldigsten, zärtlichsten Verpflegung des kranken Mannes Trost in seiner Zeit. Wie manche That, welche die Geschichte verewigen, würde, wenn sie ge- [illegible], zu leicht gefunden werden! —

Ich [illegible] dir es nicht zu verschweigen, wie hoch ich es billige, daß man Thaten der Größe, des Muths, der Selbstverleugnung, der Auf- opferung, in der Geschichte vor allen andern darstellt; daß man unsern Kindern und [illegible] Menschen durch jene Beispiele zeigt, wie weit der Mensch vermag; daß man dadurch

den Tugendermunterer, den Wachsamen entziehen: nun mache man sie daher mehr auf moralischen Werth, als auf bloße schimmernde Vorzüge, aufmerksam: lasse sie das stille Verdienst nicht kleinschätzen: bilde nicht Stimmen des Ehrgeizes für Tugendbewunderer, nicht Menschen, denen es mehr um den Beyfall anderer, als um den Beyfall ihres eigenen Herzens zu thun ist!

Sey du mißtrauisch gegen deine Tugend, wenn sie Geräusch liebt, wenn sie vorher Bekanntmachungen bedarf, Aufsehen machen, glänzend scheinen will!

Sey du entschlossen, überall und immer zu thun, was recht ist. Das ist nicht Tugendhaftigkeit, die in Erfüllung seiner Pflichten gleichgültig Ausnahmen macht, die nur einzelnen Tugenden huldigt und andere vernachlässiget. Wer nur mit einzelnen großen Thaten wuchert, die er vollbracht hat oder vielleicht noch vollbringen will, sich im täglichen Leben gleichgültige Handlungen erlaubt, der wuchert nicht für Tugend, sondern für Ehre!

Was im Kleinen aus Grundsatz getreu ist, das ist's gewiß auch im Großen.

Sich anzuerkennen zu lernen, jede erkannte Pflicht zu erfüllen, so kleine Opfer sie auch fordern mag, dieß allein ist wahre Erhabenheit des Geistes — moralischer Heldensinn, wodurch allein erwerben wir uns moralische Würde, die allein das Vorrecht des Menschen bekundet?

XXIII.

Ueber Jugend und Lebensweisheit. *)

Drei Jünglinge, alle drei mit Anlagen einst geschickte brauchbare Männer zu werden, gingen auf die Universität, um ihre Anlagen dort zu entwickeln, ihre Kenntnisse zu vermehren; machten aber von der schönen Zeit der Vorbereitung zum künftigen thätigen Leben sehr ungleichen Gebrauch.

„Ich will meine Jugend genießen!“ sagte der eine, suchte den Genuß in täglichen Gesellschaften froher Brüder — und vergaß das Studieren.

*) Ich wünschte, daß man dieß als Einleitung zu einem der letzten Capitel, in welchem von Jugendzeit und Lebensgenuß gehandelt wird, zu betrachten möge.

»Nein!« sagte der andere, »ich bin hier um zu lernen! Weg mit allen Zerstreuungen und Vergnügungen, die mich von meinem Studieren abhalten könnten!« Er arbeitete vom Morgen an bis in die späte Nacht, ohne an irgend einem Vergnügen Theil zu nehmen.

»Nicht so« sagte der dritte, »ich bin hier um zu lernen. Das will ich auch, will alles vermeiden, was diesem Zwecke entgegen wäre, will meine Zeit gewissenhaft anwenden. Das kann ich ja aber, ohne deswegen allem Lebensgenuß zu entsagen; und wie würde ich auch ununterbrochene Anstrengung aushalten? Man leistet offenbar im Ganzen mehr, wenn man zu rechter Zeit ausruht, um neue Kräfte zu sammeln; man macht besser, was man froh und wohlgemuth thut!« Er handelte dem was er sagte gemäß, und kam gesund an Leib und Seele, und mit wohl geordneten Kenntnissen bereichert, in sein Vaterland zurück.

Der erste ward unbrauchbar für die Welt aus Mangel an Kenntnissen; der zweyte nicht minder aus Mangel an Gesundheit; nur der dritte erreichte das Ziel.

Dem ersten gleichen unsere Weltmenschen, die bloß für die Erde, bloß für den Augenblick ihres gegenwärtigen Daseyns leben; dem zweyten die religiösen und moralischen Schwärmer, welche über dem Himmel die Erde vergessen, über dem Ziele den Weg, der zum Ziele führt — und welche die Gränzen der Menschlichkeit überspringen wollen. Sohn, gleiche du dem dritten.

Mit froher Ueberzeugung hoffe ich nun, nachdem du richtige Begriffe über deine Bestimmung als Mensch, als moralisches Wesen, erlangt, und nun alle deine Schicksale, Glück und Unglück, Freude und Schmerz, in Rücksicht auf diese Bestimmung zu denken gelernt hast; da du nun weißt, daß du nie zwecklos leiden wirst, daß deine Leiden dich veredeln sollen, daß diese

Veredlung vielleicht schon hier, gewiß einst dort, „wo Gott Glück und Tugend gegen einander gleich wiegt,“ deine höhere Glückseligkeit befördern wird; von dir, der du mich nun verstehst, wenn ich nicht in die gewöhnlichen, an sich schon unmöglichen, und gradelich nicht wohl durchdachten Wünsche von ununterbrochenem Lebensglück einstimme; der du den Vater in mir nicht verkennst, wenn ich dir nicht wünsche, daß dein Lebensweg immer über Rosen gehen möge; (ich habe unter den Lieblingen des Glücks nur selten einen Menschen gefunden, der sich über das Alltägliche erhoben hätte!) — von dir hoffe ich jetzt mit Ueberzeugung: daß du nie die Tugend zum bloßen Mittel zur Glückseligkeit herabwürdigen, aber auch nicht grämliche Unzufriedenheit für Tugend halten, sondern es vielmehr als Pflicht ansehen werdest, so viel nur möglich zufriednen Sinn, und frohen Muth zu erhalten — eben weil dir dadurch die Ausübung deiner

übrigen, selbst der schwersten Pflichten erleichtert wird.

Daß die Tugend mit der Zufriedenheit nicht geradezu im Widerspruch stehe, sie vielmehr oft befördere, erkennst du schon daraus, daß der Tugendhafte, und nur er allein, im Stande ist, unter dem Drucke der Leiden ohne mürrische Klage der Unzufriedenheit auszudauern, in wie fern er diese Leiden als wohlthätige Mittel zu seiner Veredlung ansieht.

Daß hingegen durch Trübsinn und Unzufriedenheit jene moralische Veredlung mehr erschwert und verhindert, als erleichtert und befördert werde, das lehre dich Menschenkenntniß und Erfahrung.

Muth, hoher Muth wird zum Kampf der Tugend erfordert; und nichts schwächt diesen Muth mehr als Trübsinn und Unzufriedenheit.*)

*) „Ich halte nichts von Trübsinn und Traurigkeit;" sagt Montaigne," ich kann sie nicht leiden, ob sich's die Welt gleich in den Kopf gesetzt hat, als

Verliere nie das hohe Ziel deiner Bestimmung aus dem Auge, und scheue keine Mühe, keinen Kampf, keine Gefahr, um es zu erreichen! Dein Weg wird dich oft über Dornen führen; sey es, wenn er dich nur zum Ziele führt. Vermeide jeden Nebenweg, wäre er auch noch so reitzend, wenn

ob's ein abgeredeter Handel wäre, sie mit besonderer Gunst zu beehren. Sie bekleidet damit die Weisheit, die Tugend, das Gewissen. Es ist ein dummer alberner Schmuck! Die Italiener haben weit geziemender die schälkische Büberey mit diesem Namen getauft; denn es ist allemal eine schädliche, närrische Art und Weise." Herr Bode macht hiebey (in der neuen trefflichen Uebersetzung der Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände, von Montaigne die Anmerkung: „So wie die Italiener, nach Beobachtung der Sitten und Charaktere, einen hinterlistigen Schelm in der affektirten Traurigkeit gefunden haben, und von einem solchen sagen: é un tristo; so meinen wir Deutschen auch bemerkt zu haben, daß ein Mensch, der immer den Kopf, als vor Traurigkeit, schlaff hängen läßt, nicht weit vom Schelme entfernt sey. Das wollen wir durch die Namen Kopfhänger, oder trauriger Patron, andeuten."

er dich von deinem Ziele abführt. Aber hier und da wird dir auch auf geradem Wege zum Ziel eine Rose entgegen blühen; übersieh sie nicht! Du wirst zuweilen auch guten Weg, schöne Gegend, freyere Aussicht finden; genieße sie, sammle Muth, und neue Kräfte, um, wenn du vielleicht bald wieder durch rauhere Gegenden müßtest, nicht zu ermatten. Der Kämpfer, der den Muth verliert, ist schon besiegt. Nichts aber drückt den Muth tiefer nieder, als Gram und Trübsinn.

»Den Knaben, den du zum Mann erziehen willst, mußt du früh gewöhnen, Müh und Arbeit zu ertragen, mußt ihn üben in der Geduld und Selbstverläugnung!«

Eine weise Vorschrift! Aber ein unweiser Erzieher machte die falsche Anwendung davon, daß er seinen Zögling sklavisch arbeiten ließ, Erholung und Vergnügen versagte, alle Heiter-

keit aus seinem Angesichte, und endlich auch aus seiner Seele verdrängte — Aus dem armen verstimmten Knaben wurde nie ein Mann!

Wie kann man von dem verstimmten, übel gelaunten, trübsinnigen, unzufriedenen Menschen erwarten, daß er, besonders im alltäglichen Leben — als Gatte, Vater, Freund — seine Pflichten erfüllen werde? Wie wird er schonend, duldend, liebreich, gefällig gegen andere seyn — er, der mit sich selbst unzufrieden ist?

Aus Pflicht also strebe darnach, dir, so viel nur immer möglich, Heiterkeit und frohen Muth zu erhalten. Erwirb dir so viel du kannst, Lebensweisheit — nothwendige Leiden geduldig und standhaft zu ertragen, und des Lebens Freuden weise zu genießen — in wie fern sie Mittel ist, deinen großen Zweck, moralische Veredlung, sicherer zu erreichen. Wichtig sey dir, um jenes großen Zwecks willen, alles, was

dazu beytragen kann, dich zufriedener zu machen.

»Wer zur Zufriedenheit forderte, daß wir ganz ohne Wünsche seyn sollten, forderte freylich etwas schlechterdings Unmögliches und sogar Schädliches. Ohne alle Wünsche würde der edelste Trieb der Thätigkeit erschlaffen, die Quelle der reinsten Freuden versiegen, und die Welt in tödtliche Schlafsucht verfallen. Wir, nach deren Ueberzeugung Thätigkeit im Himmel wie auf Erden ein nothwendiges, unentbehrliches Mittel ist, um glückselig zu leben und immer besser zu werden — wir wollen den Menschen nichts entreißen, was ihnen Bewegungsgrund zum thätigern Gebrauch ihrer Kräfte werden kann; wollen ihnen also immerhin ihre Wünsche für die Zukunft lassen, und ihnen nur den freundschaftlichen Rath ertheilen: nicht unweise, nicht unmäßig, nicht Unmögliches, und das Mögliche nicht zu heftig zu wünschen, nicht die Erreichung eines Wunsches zur nothwendigen Bedingung

ihrer Glückseligkeit zu machen, über dem gewünschten Guten nicht das Gute zu vergessen, das sie haben — dulden, entbehren und genießen zu lernen!««

XXIV.

Ueber Zufriedenheit.

Freund M** machte einst folgende Frage zum Gegenstande der gemeinschaftlichen Untersuchung und Unterhaltung seiner Freunde:

»Welches sind die vorzüglichsten Ursachen, daß so viele Menschen — obgleich gesund, ohne marternde Vorwürfe des Gewissens, ohne eben viel Unglück erfahren zu haben, mit Einem Worte, in einer Lage, die man glücklich nennen kann — dennoch nur selten sich selbst glücklich fühlen, nur selten mit ihrem Zustande zufrieden sind? Und welches wären wohl die besten, ausführbaren Mittel, diese Menschen zufriedener zu machen?«

Er hatte die Anmerkung hinzu gesetzt:

»Die bekannte Einrichtung unsrer Gesellschaft läßt uns über die vorgelegte Frage keine

weit-

weitläuftigen Abhandlungen erwarten; aber mit Zuversicht können wir doch auf allgemeine thätige Theilnehmung rechnen, da der Stoff so reichhaltig und der Beantwortung so würdig ist. Wir wollen und können hier die Materie nicht erschöpfen, aber doch der Wahrheit um etwas näher kommen, und auch dieses Etwas ist Gewinn. — Am willkommensten würde uns die Mittheilung kleiner erprobter Hausmittel gegen böse Laune, Mißmuth und Unzufriedenheit, und kurze Bemerkungen über weisern Lebensgenuß seyn.«

Ich habe die Beyträge zur Beantwortung dieser Frage, welche mir die zweckmäßigsten schienen, gesammelt, und hoffe, daß wenigstens einige davon auch meinen Lesern nicht ganz mißfallen werden — besonders wenn sie solche in Verbindung mit N. VII. und XXXV. des ersten, und N. X. des zweyten Bandes lesen.

Ich bin weit ruhiger und zufriedener geworden als ich sonst war, seit ich mich gewöhnt habe, die Menschen und Dinge um mich herum mehr von ihrer guten, oder doch von ihrer bessern, als von ihrer schlimmern Seite zu betrachten.

Tausend Dinge, die uns Uebel scheinen, sind in einer andern Rücksicht sehr gut, und werden oft durch ihre heilsamen Wirkungen wahre Wohlthaten. Und die Menschen — ey glaubt doch nicht, daß sie so grundaus verdorben wären. Sie handeln böse, weil sie das Bessere nicht mit Ueberzeugung als das Bessere kennen. Die Schlimmern unter ihnen sind die größern Thoren; — sie handeln aus kleinlichem Eigennutz, der selbst in der Eingeschränktheit ihrer Begriffe seinen Grund hat; und die Schlimmsten sind arme bemitleidungswürdige Geschöpfe, denen der Kopf in der Jugend verschroben, und das Herz verwahrloset wurde.

Freylich werde ich mich so viel wie möglich hüten, daß sie mir durch ihre Thorheit nicht scha-

den; wo ich aber das nicht verhüten konnte, nun da werde ich diesen Schaden wie jedes andre Unglück, das mir ohne meine Schuld begegnet, standhaft ertragen, und nicht selbst so thöricht seyn, mir durch Aerger über die Ursache des Unglücks, das Gefühl desselben zu erhöhen. Ein alter Weiser sagt etwas derb, aber doch wahr: Wird sich ein kluger Mann über das Pferd oder den Esel ärgern, der ihn getreten hat?

»Ja das Thier that's aus Unvernunft!«

Glaubt ihr, daß es der böse, das heißt, der thörichte, der verschrobene Mensch aus Vernunft gethan habe?

Wir bringen uns um die meisten Freuden durch Schwelgerey, erschöpfen jede Art des Vergnügens bis auf den Grund, und klagen dann thöricht: daß alles eitel sey. Allein durch kluge Oekonomie, durch weise Sparsamkeit im Genuß, können wir uns auch kleinere Freuden immer neu und reitzend erhalten. —

Rousseaus Heloise trank gerne Kaffee — das hatte sie mit vielen ihrer Schwestern gemein. Aber sie trank ihn äußerst selten, um sich diesen Genuß immer reitzend zu erhalten — das möchten ihr nur wenige nachthun können. —

Einer meiner Universitäts-Freunde, welcher sonst den ganzen Tag in einer Wolke von Tabaksrauch eingehüllt saß, und sich dabey oft über sich selbst ärgerte: weil ihm, wie er sagte, das unmäßige Rauchen mehr Bedürfniß als Vergnügen sey; hatte endlich so viel Selbstüberwindung, sich des Tages auf zwey Pfeifen ein-

zuschränken, die er am Abend rauchte. Jetzt freute er sich auf jeden Abend; und, so sauer es ihm auch am Tage geworden war — wer ihn am Abend bey seiner Pfeife fand, der fand ihn froh und wohlgemuth. —

Ich halte es so mit dem Weine. Kein Dichter kann ihn lieber trinken als ich; und doch trinke ich ihn gewiß seltener als Heloise ihren Kaffee trank. Dafür schmeckt mir aber mein Glas Wein desto besser, und ich brauche nicht viel zu trinken um froh zu werden.

Selbst das reine Vergnügen, das mir die Musik gewährt, genieße ich nur sparsam. Nur dann, wenn es am Tage stürmte, ergreife ich am Abend meine Flöte, und es mißlingt mir nicht leicht, die volle Ruhe wieder herzustellen.

Man kann mit Wahrheit behaupten, daß die Menschen für ihr Glück zu reich werden können. Wovon ich an einem meiner Bekannten eine auffallende Erfahrung gemacht habe.

Der Mann lebte sonst von den mäßigen Einkünften seines Amtes glücklich und zufrieden. Er richtete sich klüglich mit den Ausgaben nach der Einnahme, so daß beym Schluß der Rechnung jedes Jahres noch ein kleiner Spar- und Nothpfennig zurück gelegt, und der Rest zum Vergnügen bestimmt ward.

Er hatte einen Garten, der für ihn und die Seinigen ein Paradies war.

Mit Vergnügen denke ich noch an die Lobrede zurück, die er mir einmal über seinen Garten hielt. Die schöne Lage, der gute Boden, die trefflichen Obstarten, die kühle Laube, die lieben Nachbarn — alles, was in und an seinem Garten war, bis auf den Zaun, alles trug bey, um ihm den Werth seines Gartens zu erhöhen.

Noch wichtiger war mir, was er über die Benutzung seines Gartens sagte:

»Jahr aus Jahr ein ziehe ich meinen Kohl aus meinem Garten; und Sie können denken, daß er besser schmeckt, weil er aus meinem Garten ist, weil ich ihn gepflanzt habe;

Wenn das Obst nur mittelmäßig geräth, so können Sie Weihnachten — oft noch später — die herrlichsten Aepfel bey mir speisen — auch eine vorzügliche Art von Winterbirn;

Jeder erste Frühlingstag ist ein Festtag für mein ganzes Haus; denn da geht's mit Weib und Kind in den Garten;

Wieder ein Festtag, wenn die ersten Früchte aus dem Garten genossen werden;

Dadurch wird zugleich der Naschbegierde der Kinder gesteuert; denn das ist nun einmal Gesetz: Niemand rühret eine Frucht eher an, bis das erste Festgericht gemeinschaftlich genossen ist;

Und der Jubel, wenn ein Bäumchen zum ersten Male trägt, das ich selbst gepflanzt habe!

Habe ich mich am Tage müde am Schreibpulte gearbeitet, so habe ich am Abend Gesundheit und Erholung im Garten;

Es fällt mir nicht ein, im Sommer in Gesellschaft zu gehen — was auch für meine jetzigen Einkünfte zu kostbar wäre;

Ich gehe in meinen Garten;

Ich arbeite das meiste in meinem Garten selbst, und bin desto gesünder;

Während der Arbeit denke ich schon an die Ernte, — wie das gedeihen werde; und bin desto froher;

Auch meine Kinder arbeiten nach ihren Kräften mit, und gewinnen mit mir an Stärke, Gesundheit und frohem Muthe;

Ich habe sie da unter näherer Aufsicht; und sie lernen bey der Arbeit in freyer Natur, im

freundlicher Unterredung oft mehr, als aus todten Büchern!

Wenn ich so eine kleine Verbesserung oder Verschönerung angebracht habe, und Sonntags die Mutter damit überrasche — was das für Freude ist!

Ja der Sonntag! Sie sollten uns einmal des Sonntags, wenn nur einigermaßen gute Witterung ist — da sollten Sie einmal meine kleine frohe Familie im Garten sehen, wie sich alt und jung freut!»

Wie herzlich freute ich mich selbst, da ich den Mann so behaglich, so zufrieden von seinem Glück sprechen hörte! Wie herzlich wünschte ich jedem ehrlichen Manne, der ihn so zu genießen verstehe, einen Garten!

Und jetzt der arme Mann ist durch eine reiche Erbschaft um sein Glück gekommen. Er hat jetzt vier Gärten, und genießt keinen. Von sei-

dem kleinen Vermögen war er Herr, von seinem Reichthum ist er Sklave. Vorher hatte er jährlich einen kleinen Ueberschuß, den er zum Vergnügen verwendete; jetzt sammelt er alle Groschen, um jährlich ein Kapital mehr zurückzulegen. Er klagt jetzt über Arbeit und Sorgen, und wird seines Lebens nicht mehr froh.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]?

[illegible]!

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Mein Mittel ist Arbeit. Arbeit sollte die wilden Triebe, welche die Phantasie [illegible], ganz beschäftigen den Sturm der Seele, ist nicht [illegible], [illegible] und [illegible] frei, erhält Geist und Leib gesund, und macht nur jene [illegible] auch nicht [illegible]. Ich bin so fest von dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible], daß ich, wenn ich [illegible], wo[illegible] mein Gebet [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wollte, daß im [illegible] [illegible] [illegible] würde, als daß man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] würde — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], meiner [illegible] [illegible] [illegible]? Denn er ist [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] werden.

[illegible] [illegible] ich zu, man kann auch [illegible] der [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible],

und eben dadurch wieder zur Gesundheit und frohen Muth gelangen. Doch übernimmt sich wohl nicht leicht jemand in der Arbeit, eher [illegible] Much, [illegible] Ehr- oder Geldgeiz. Da weiß ich nun freylich kein anderes Mittel, als: Gebt dem Armen Brod, und dem Ehr- und Geldgeizigen [illegible].